

Frankfurter Allgemeine

ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Dienstag, 23. Juli 2024 · Nr. 169/30 E1

HERAUSGEGEBEN VON GERALD BRAUNBERGER, JÜRGEN KAUBE, CARSTEN KNOP, BERTHOLD KOHLER

3,70 € F.A.Z. im Internet: faz.net

Löhne von Pflegekräften stark gestiegen

dc. BERLIN. Das Lohnniveau von Fachkräften in der Altenpflege ist seit 2015 um mehr als 50 Prozent gestiegen. Es hat sich damit mehr als doppelt so stark erhöht wie das allgemeine Lohnniveau. Das zeigt der neue „Entgeltatlas“ der Bundesagentur für Arbeit, den diese zu Wochenbeginn veröffentlicht hat. Der mittlere Vollzeitlohn von Altenpflegefachkräften lag den Daten zufolge Ende 2023 bei 3901 Euro im Monat und damit rund 53 Prozent höher als Ende 2015. Der mittlere Lohn aller Vollzeitbeschäftigten ist in dieser Zeit um 23 Prozent auf 3796 Euro gestiegen. Der Arbeitgeberverband privater Pflegeanbieter (bpa) wertete die Zahlen am Montag als Beleg dafür, dass von einer allgemeinen Unterbezahlung in der Pflege keine Rede mehr sein könne. Vielmehr zeige sich, „dass man in der Altenpflege einen sicheren und einen gut bezahlten Job hat“, sagte sein Präsident Rainer Bröderle. Allerdings gebe es in der Altenpflege nun „große finanzielle Herausforderungen“, die Einrichtungen und Pflegebedürftigen zu schaffen machten. Laut Daten des Krankenkassenverbandes Vdek ist der Eigenanteil, den Heimbewohner in vollstationärer Pflege zahlen müssen, seit 2019 um mehr als 50 Prozent auf rund 3000 Euro im Monat gestiegen. (Siehe Wirtschaft, Seite 20.)



Erster Auftritt nach Bidens Verzicht: Harris mit den Gewinnerteams der College-Basketball-Saison am Weißen Haus

Foto AFP

Weniger Führung aus Washington

Von Berthold Kohler

Größer hätten das Lob und der Respekt nicht sein können, die Biden in Berlin für die Aufgabe seiner Kandidatur gezollt wurden. Zwar haben ihn vom Kanzler abwärts viele zu Recht als guten Verbündeten Deutschlands gewürdigt. Aber immer weniger glaubten, dass Biden Trump noch einmal würde schlagen können. Auch Kamala Harris, so sie denn tatsächlich von ihrer Partei nominiert wird, bringt keine Garantie mit, den schon wieder Gift und Galle speienden Trump vom Weißen Haus fernzuhalten. Doch werden ihr dafür die größeren Chancen zugeschrieben.

Berlin hätte es natürlich lieber mit einer Präsidentin Harris zu tun als mit Trump II. Sie weiß, dass es im Interesse Amerikas ist, den europäischen Verbündeten und der Ukraine gegen Putin beizustehen. Eine Rückkehr in die gute alte Zeit, in der hauptsächlich die USA für die Sicherheit des freien Teils Europas und damit Deutschlands gesorgt hatten, wäre aber auch von Harris nicht zu erwarten. Auch sie würde vor allem auf den Pazifik schau-

en (müssen), über dem China seine Drachenflügel ausbreitet. Zudem gibt es noch viele andere Gegner und Konflikte, die Washington nicht aus den Augen verlieren darf. Iran, das am Rande eines Krieges mit Israel steht, braucht offenbar nicht mehr lange, um eine Atombombe bauen zu können.

Von der „lame duck“, zu der Biden sich mit seiner Entscheidung machte, sind jedoch keine großen außenpolitischen Entscheidungen mehr zu erwarten. Europa, das ist ein Preis für den Pferdewechsel mitten im Fluss, wird ein halbes Jahr lang mit weniger Führung aus Washington auskommen müssen. Das ist freilich eine gute Vorbereitung auf die unvermeidliche Zukunft in größerer Eigenverantwortung. Ob Deutschland endlich zu dem „partner in leadership“ wird, den schon Bush der Ältere haben wollte? Die Ampel ist in fast allem zerstritten. Und selbst in der SPD glauben nur noch so wenige an einen Wahlsieg im nächsten Jahr, dass auch Scholz einen Verzicht auf seine Kandidatur erwägen müsste, wenn er Bidens Entscheidung für vorbildlich hält.

Viele führende Demokraten unterstützen Kamala Harris

Biden zieht sich aus Wahlkampf zurück / Pelosi wirbt für Vizepräsidentin

F.A.Z. FRANKFURT. Nach dem Verzicht des US-Präsidenten Joe Biden auf eine abermalige Kandidatur zeichnet sich unter den Demokraten breite Unterstützung für eine Kandidatur von Vizepräsidentin Kamala Harris ab. Mehrere demokratische Politiker, die selbst als mögliche Kandidaten gehandelt wurden, sprachen sich für sie aus. „Da unsere Demokratie auf dem Spiel steht und unsere Zukunft auf dem Spiel steht, ist niemand besser geeignet, Donald Trumps düstere Vision zu entlarven und unser Land in eine gesündere Richtung zu führen, als Amerikas Vizepräsidentin Kamala Harris“, schrieb der kalifornische Gouverneur Gavin Newsom am Montag auf der Plattform X. Ebenso erklärten die demokratischen Gouverneure von Pennsylvania und Kentucky, Josh Shapiro und Andy Beshear, sowie die Gouverneurin von Michigan, Gretchen Whitmer, ihre Unterstützung.

Nachdem Biden am Sonntag seinen Rückzug angekündigt und Harris seine „volle Unterstützung“ zugesichert hatte, stellten sich auch die Vorsitzenden der Demokraten aller US-Bundesstaaten hinter Harris, ebenso der frühere Präsident Bill Clinton, die frühere Präsidentschaftskandidatin Hillary Clinton, die Parteiführerin Alexandria Ocasio-Cortez und Verkehrsminister Pete Buttigieg. Nancy Pelosi, die frühere Sprecherin des Repräsentantenhauses, versicherte Harris am Montag ihre „enthusiastische Unterstützung“, nachdem sie zunächst keine Empfehlung ausgesprochen hatte. Der frühere Präsident Barack Obama äußerte bisher keine Empfehlung; dasselbe gilt für Chuck Schumer, den Mehrheitsführer im Senat, und Haakeem Jeffries, den Minderheitsführer im Repräsentantenhaus.

Der Parteivorsitzende der Demokraten, Jaime Harrison, kündigte knapp einen

Monat vor dem Parteitag in Chicago einen „transparenten und geordneten Prozess“ für die Nominierung an. Harris sammelte seit dem Rückzug Bidens laut einer Sprecherin des Weißen Hauses in weniger als 24 Stunden etwa 50 Millionen Dollar (46 Millionen Euro) für ihre Wahlkampagne ein. Bei ihrem ersten öffentlichen Auftritt nach Bidens Rückzug lobte sie diesen. Bidens „Vermächtnis“ sei „in der modernen Geschichte unübertroffen“, sagte sie am Montag bei einer Veranstaltung des Weißen Hauses zur Ehrung von Sportlern.

Bundeskanzler Olaf Scholz (SPD) hält Harris nach Angaben einer Regierungssprecherin für eine „erfahrene, kompetente Politikerin“. Man wolle sich aber nicht in den amerikanischen Wahlkampf einmischen und bereite sich auf alle „denkbaren Möglichkeiten“ vor. (Siehe Seiten 2, 3 und 8 sowie Feuilleton, Seiten 9 und 13, und Wirtschaft, Seite 15.)

EU-Staaten stellen Syrien-Politik infrage

Italien und Österreich fordern „substanziellen Dialog“ mit Assad-Regime

T.G. BRÜSSEL. Acht EU-Staaten haben sich dafür eingesetzt, die EU-Politik gegenüber dem Assad-Regime in Syrien zu revidieren und so die Rückführung syrischer Flüchtlinge zu ermöglichen. Die EU solle „einen realistischen und nachhaltigen Ansatz verfolgen“, hieß es in einem Diskussionspapier, das die Außenminister Griechenlands, Italiens, Kroatiens, der Tschechischen Republik, der Slowakei, Sloweniens, Österreichs und Zyperns am Montag beim Rat der EU-Außenminister vorstellten und das der F.A.Z. vorliegt. Sie brachten einen EU-Sondergesandten für Syrien ins Gespräch, der „alle Parteien“ treffen soll.

Außerdem warfen sie die Frage auf, ob man „einen informellen Kommunikationskanal mit Damaskus etablieren“ könne, um die notwendigen Voraussetzungen für die Rückführung von Flüchtlingen zu

schaffen. Infolge des Bürgerkriegs wurden fast 14 Millionen Menschen vertrieben, im Land und außerhalb.

Die Initiative ging von Italien und Österreich aus. „Das strategische Denken der EU hinkt hinterher“, schrieben die Außenminister Antonio Tajani und Alexander Schallenberg in einem Meinungsbeitrag. „Nach dreizehn Jahren müssen wir zugeben, dass der Ansatz der EU nicht mit der Entwicklung der Situation vor Ort Schritt gehalten hat. Unsere politischen Ziele stammen aus dem Jahr 2017, und sie sind nicht gut gealtert.“ Seinerzeit hatten die Mitgliedstaaten beschlossen, das Regime von Baschar al-Assad zu isolieren und für seine Kriegsverbrechen zur Verantwortung zu ziehen. Zugleich wollten sie unter UN-Führung einen politischen Übergangsprozess in die Wege leiten, der zu einer neuen Verfassung führt.

Die beiden Minister kommen zu dem Schluss, dass die UN-Initiativen nicht vorankommen, während die Arabische Liga ihr Verhältnis zu Syrien mit dessen Wiederaufnahme im vorigen Jahr normalisiert habe. Man dürfe nun zwar nicht die Prinzipien von Demokratie und Menschenrechten infrage stellen, doch gebe es „ein dringendes Bedürfnis, einen substanziellen und bedeutungsvollen Dialog mit den gegenwärtigen Herrschern in Damaskus und der Opposition unter der Leitung des UN-Sondergesandten Pedersen wieder aufzunehmen“.

Die EU vertritt bisher die Position, dass die Bedingungen für eine „sichere, freiwillige und menschenwürdige Rückkehr“ von Flüchtlingen derzeit nicht gegeben seien. Zypern und Österreich werben schon länger dafür, Flüchtlinge wieder nach Syrien zurückzubringen. (Kommentar Seite 8.)

Außenminister gespalten über Bestrafung Ungarns

T.G. BRÜSSEL. Die EU-Staaten haben sich nach der Moskau-Reise Victor Orbáns über eine Bestrafung Ungarns entzweit. Der Außenbeauftragte Josep Borrell sprach nach heftigen Debatten der Außenminister am Montagabend von einer „ziemlich starken Spaltung“. Er entschied eigenmächtig, ein informelles Treffen der Außen- und Verteidigungsminister Ende August in Brüssel statt in Budapest einzubringen. Zugleich äußerte er scharfe Kritik an der fortwährenden ungarischen Blockade von Mitteln, aus denen Waffenlieferung an Kiew erstattet werden: „Das ist einfach nur beschämend.“ (Siehe Seite 6.)

Ampel und Union wollen Verfassungsgericht schützen

moja. BERLIN. Die Fraktionen von SPD, Grünen und FDP haben sich mit der Union auf eine Reform für einen besseren Schutz des Bundesverfassungsgerichts geeinigt. Einzelheiten sollen an diesem Dienstag zusammen mit Bundesjustizminister Marco Buschmann (FDP) in Berlin vorgestellt werden. Aus Sorge vor dem Erstarken extremer Parteien hatte die Ampelkoalition vorgeschlagen, Regeln zur Wahl und Amtszeit von Verfassungsrichtern im Grundgesetz festzuschreiben. Für eine entsprechende Änderung braucht es eine Zweidrittelmehrheit im Bundestag, also die Unterstützung der Union.

US-Journalistin in Russland verurteilt

frs. RIGA. In Russland ist mit der Journalistin Alsu Kurmasheva eine weitere Person mit amerikanischer Staatsangehörigkeit zu einer langen Haftstrafe verurteilt worden. Wie am Montag bekannt wurde, erhielt die Mutter zweier Kinder am Freitag sechseinhalb Jahre Haft wegen Verbreitung von „Falschnachrichten“ über die russische Armee. Die Mitarbeiterin von Radio Free Europe/Radio Liberty, die auch russische Bürgerin ist, wird seit Oktober in Kasan festgehalten. Das Urteil gegen sie soll am selben Tag ergangen sein wie das gegen Evan Gershkovich vom „Wall Street Journal“, der 16 Jahre Haft erhielt.

75 Jahre Frankfurter Allgemeine

Heute mit Beilage: Leben in Stadt & Land

Versprechen Großstadt

Wie Metropolen ihrer Verdorfung entgehen können.

Unter jedem Dach ein Ach

Welche Tücken im Traumhaus auf dem Land lauern.

Wächter unterm Watzmann

Wie ein Unternehmer seine Heimatregion voranbringt.

Im äußersten Nordosten

Im Dreiländereck von China, Russland und Nordkorea floriert der Handel. Unterwegs in Chinas Grenzstadt Hunchun. Politik, Seite 5

Mosaik mit Lücken

Israel war stolz auf die Vielzahl arabischer Talente in seinen Fußballteams. Nun steht kein einziges im Olympiakader. Sport, Seite 26

„Vertrauen zerstört“

Privates Fehlverhalten soll der Grund dafür sein, dass eine hessische Staatssekretärin ihren Posten verliert. Rhein-Main-Zeitung, Seite 1

Briefe an die Herausgeber, Seite 18

Chefin des Secret Service gibt Versagen zu

asch. FRANKFURT. Die Direktorin des Secret Service, Kimberly Cheatle, hat zugegeben, dass ihre Behörde beim Schutz des früheren Präsidenten Donald Trump versagt hat. „Ich übernehme die volle Verantwortung für alle Sicherheitslücken“, sagte sie am Montag vor dem Aufsichtsausschuss des Repräsentantenhauses. Sie wurde dort von Demokraten wie Republikanern zu dem Attentat befragt, das sie „den größten operativen Misserfolg des Secret Service seit Jahrzehnten“ nannte. Die Behörde war für die Sicherung der Veranstaltung, auf der Trump angeschossen wurde, verantwortlich. (Siehe Seite 3.)

Trumps nächster Gegner wurde nicht getestet wie andere Kandidaten. Da hilft nur Wettbewerb.

zur Auswahl; die seit Januar vermeintlich feststehende Neuauflage des Biden-Trump-Wettkampfs haben Abermillionen Amerikaner als pure Qual empfunden. Darin liegt jetzt die größte Chance für Bidens Partei. Plötzlich ist Trump der einzige „Amtsinhaber“ im Rennen, den mindestens die Hälfte des Landes am liebsten vergessen würde – und der Einzige, dessen geistige Fitness in Zweifel steht, nicht nur wegen seiner bald acht Lebensjahrzehnte.

Die harte Schule der Vorwahlen lässt sich nicht in vier Wochen nachholen. Die Demokraten wären dennoch gut beraten, den Delegierten in Chicago eine echte Auswahl zu bieten. Die 2016 an Trump gescheiterte Hillary Clinton (die sofort nach Bidens Rückzug zur Unterstützung von Harris aufrief) hat erfahren, was passiert, wenn Wähler den Eindruck gewinnen, man wolle ins höchste Amt eher befördert als gewählt werden.

Die Demokratische Partei geht gerade ein beispielloses Wagnis ein. Dem in vier Wochen noch einen „offenen“ Parteitag mit wahrhaft unabsehbarem Ausgang anzuschließen anstatt jetzt in einer Establishment-Einheitsfront alle Harris-Konkurrenten wegzudrücken, dürfte das Gesamtrisiko aber eher mindern. Denn dann ginge es ausnahmsweise in der Demokratischen Partei einmal mindestens so aufregend zu wie in der Trump-Show. Es ginge zum ersten Mal seit Beginn der Kampagne um Aufbruch, um die von vielen ersehnte Neuerung Amerikas. Die (für Harris bescheidenen) bisherigen Umfragen sind jedenfalls nicht mehr besonders aussagekräftig. Es beginnt ein neues Spiel.



Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH; Kundenservice: (069) 75 91 - 10 00, Telefax: (069) 75 91 - 21 80 oder www.faz.net/meinabo. Briefe an die Herausgeber: leserbriefe@faz.de Belgien, Frankreich, Italien, Luxemburg, Österreich, Niederlande, Portugal (Cont.), Spanien 4,50 € / Kanaren, Balearen 4,70 € / Schweiz 5,50 sfrs

„Es gibt Bedenken, ob Kamala Harris die beste Kandidatin ist“

Herr Wetz, vor vier Jahren haben sich moderate und progressive Demokraten hinter Joe Biden versammelt, um Donald Trump zu besiegen. Biden ist jetzt aus dem Spiel, er tritt nicht mehr an. In Ihren 15 Jahren an der wichtigsten Demokraten-Denkfabrik Center for American Progress haben Sie den Richtungsstreit aus der ersten Reihe erlebt. Bricht er jetzt wieder aus?

Nein, weil Trump die Partei zusammenschweißt: gegen seinen Nationalismus, seine Deportationsphantasien, seine Frauenfeindlichkeit und vieles mehr. Allen ist klar, dass es sich bei der Wahl am 5. November um eine Schicksalswahl handelt – weil unklar ist, ob nach einem erneuten Trump-Regime 2028 noch faire und freie Wahlen stattfinden würden.

Aber es gibt unter Demokraten doch ganz verschiedene Ansätze, wie man Trump bekämpfen sollte?

Es stimmt, dass die Demokratische Partei inzwischen eine viel zu große Bandbreite abdecken muss. Zum einen weil sich die

Republikaner ideologisch so verengt haben, dass große Teile des politischen Spektrums offenliegen und von den Demokraten okkupiert wurden. Zum anderen fehlen die kleinen Parteien. Wollte man das auf deutsche Verhältnisse übertragen, dann deckt die Demokratische Partei ein Spektrum von der linken SPD über den Seeheimer Kreis, die grünen Fundis, die grünen Realos, die gesamte FDP bis hin zur rheinischen CDU ab.



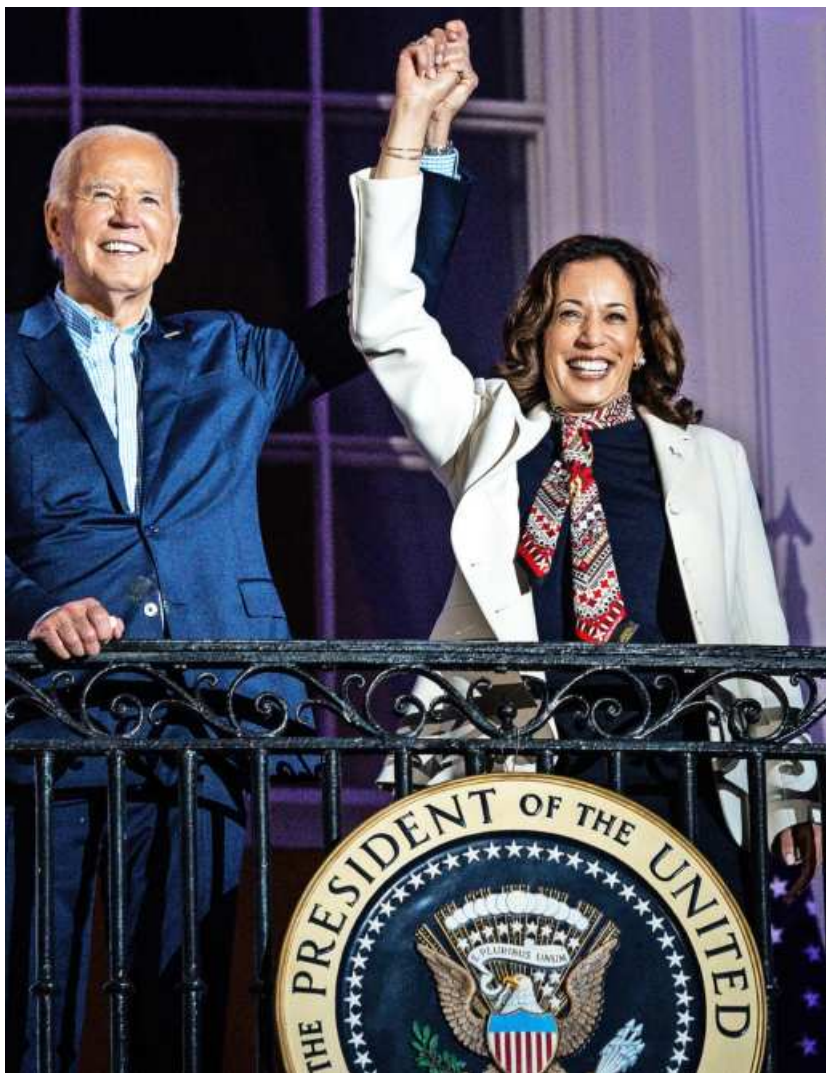
Michael Wetz

In den ersten Stunden nach Bidens Rückzug läuft alles auf Kamala Harris zu. Nancy Pelosi und andere prominente Demokraten hatten sich aber für einen offenen Prozess ausgesprochen: dass also der Parteitag zwischen mehreren Kandidaten wählen kann.

Ja, innerhalb der Partei könnte jetzt eine Shortlist mit drei oder vier Kandidaten zusammengestellt werden. Die würden sich dann in Chicago zur Wahl stellen. Wer die absolute Mehrheit erreicht, führt die Demokraten in die Wahl – mit dem oder der Zweitplatzierten als Vizepräsidentenkandidat. Das würde auch nach außen dokumentieren, dass hier die Vertreter der Demokratischen Partei eine Wahl hatten, die sie frei ausüben konnten. Und dann würde man mit neuer Energie in den Wahlkampf gehen.

Wie könnte diese Shortlist festlegen? Dafür gibt es kein klares Verfahren. Es existieren in den USA ja keine politischen Parteien deutscher Prägung, sondern 50 Einzelparteien in jedem Bundesstaat. Die Parteistruktur auf Bundesebene, das „Democratic National Committee“, erwacht eigentlich nur alle vier Jahre bei Präsidentschaftswahlen zum Leben, mit Personal, das faktisch vom jeweiligen Kandida-

Der deutsch-amerikanische Demokraten-Kenner Michael Wetz über die ideologische Bandbreite der Partei und ihre Chancen ohne Joe Biden



Der Präsident und seine Nachfolgerin? Biden und Harris am 4. Juli. Foto: Imago

ten ausgewählt wurde. Hier existieren also keine machtvollen Parteivorstände, die hinter verschlossenen Türen eine Entscheidung treffen könnte, sondern es gibt verschiedene Machtzentren: die Gouverneure, die führenden Abgeordneten und die Senatoren – und natürlich die Leute im Weißen Haus.

Ist das nur Show, und am Ende wird es sowieso Kamala Harris?

Nein. Es gibt bei vielen Abgeordneten Bedenken, ob Kamala Harris die beste Kandidatin ist. In Umfragen lag sie zuletzt zwar etwas besser im Rennen als Biden, aber nicht gerade überwältigend. Und ihre Vizepräsidentenschaft war auch nicht von großen Erfolgen gekrönt. In der Partei stehen etliche gute Leute Schlange, um auf sich aufmerksam zu machen.

Würde Harris als erste schwarze Kandidatin die Afroamerikaner begeistern wie vor 16 Jahren Barack Obama?

Das ist unklar. Es stimmt auch nicht, dass Schwarze immer Schwarze wählen. Im Vorwahlkampf 2008 genoss Hillary Clinton anfangs eine dreimal so hohe Unterstützung unter Schwarzen wie Obama. Und 2020 setzte sich Biden mithilfe schwarzer Unterstützer durch.

Auf welche weiteren Kandidaten tippen Sie?

Das ist alles Spekulation. Es gäbe eine ganze Reihe von Leuten, die sich das zutrauen, aber es wird mit Sicherheit kein Feld geben von zwölf oder 13 Kandidaten, wie das bei den Vorwahlen 2020 der Fall gewesen ist. Diese Kandidaten benötigen ja die Unterstützung der über 3000 Delegierten, die eigentlich nach Chicago kommen wollten, um Biden zu nominieren. Da müssen sie schon glaubhaft sagen können: Wir werden die Politik Joe Bidens weiterführen und, wie er, die Heterogenität der Partei akzeptieren.

Hubert Humphrey, Johnsons Vizepräsident, erklärte daraufhin seine Kandidatur. Johnson allerdings stellte sich nicht hinter Humphrey, sondern wünschte sich wohl, dass der die Wahl verlieren sollte, da er sein politisches Erbe bei diesem nicht gut aufgehoben sah. Nach der Ermordung Robert F. Kennedys war die Frage, wer Kandidat der Demokraten werden sollte, dem Parteitag Ende August in Chicago überlassen. In der Veranstaltungshalle kam es, bevor Humphrey die Nominierung erreichte, zu harten politischen Auseinandersetzungen.

Außerhalb gab es Straßenschlachten zwischen der Polizei und Kriegsgegnern, die trotz eines Verbots dorthin gekommen waren, um zu demonstrieren. Auch in diesem Jahr gibt es einen Krieg, der zu Verwerfungen in der Demokratischen Partei geführt hat: den Gazakrieg. Die Haltung des Präsidenten, sich einerseits hinter Israel zu stellen und andererseits Zurückhaltung in

dessen Vorgehen gegen die Hamas im Gazastreifen zu fordern, hat palästinensische Aktivisten und arabischstämmige Wähler der Demokraten erzürnt. In für die Demokraten wichtigen Bundesstaaten haben sie dies zum Ausdruck gebracht, indem sie in den Vorwahlen nicht für Biden stimmten, sondern „unentschieden“ ankreuzten. Auch Streiks und Besetzungen an Universitäten hat es wieder gegeben.

Der Name Robert F. Kennedy ist auch 2024 wieder mit diesem Wahlkampf verbunden. Der Sohn des 1968 ermordeten Senators ist im vergangenen Jahr ebenfalls in den Wahlkampf eingetreten. Erst wollte er das innerhalb der Demokratischen Partei versuchen, tritt nun aber als Unabhängiger an. Der Parteitag im August in Chicago könnte ebenso ein Echo des Parteitags vor 56 Jahren werden. Wenn die Partei sich in den nächsten Wochen nicht hinter einem Kandidaten versammelt, könnte es abermals harte

Die Fragen stellte Andreas Ross.

Am heterogensten haben sich die Demokraten zuletzt im Nahoststreit gezeigt. Werden jetzt proisraelische gegen palästinensische Kandidaten antreten? Außenpolitische Themen werden selten so wichtig, und Gaza ist schon wieder in den Hintergrund gerückt. Ein neuer Kandidat könnte aber mit neuen Akzenten junge Wähler zurück an Bord holen, die Bidens Politik als blinde Unterstützung von Netanjahus Likud-Regierung wahrgenommen haben.

Der Ukrainekrieg scheint auch in Amerika keineswegs in den Hintergrund gerückt zu sein. Kann sich Europa darauf verlassen, dass jeder Demokrat Bidens Politik gegenüber Kiew und der NATO fortsetzt?

In der Demokratischen Partei herrscht ein breiter Konsens, dass die internationale Stärke der USA auf Partnerschaften mit unseren Alliierten in Europa und Asien beruht. Das wird so bleiben. Sollte ein Demokrat am 5. November gewinnen, wird aber natürlich auch er als Präsident erwarten, dass die Europäer mehr für ihre Verteidigung tun. Das ist aber schon seit Obama so.

Sollten die Demokraten jemanden aufstellen, der Trump-Wähler aus der weißen Arbeiterschaft zurückgewinnen könnte? Oder geht es jetzt nur noch um Mobilisierung der eigenen Anhänger?

Im Idealfall geschieht beides. Aber im Land leben inzwischen 70 Millionen Latinos, alle vier Jahre kommen drei Millionen Wahlberechtigte aus dieser Gruppe hinzu. Dort sowie unter Erst- und Zweitwählern ist die Mobilisierung besonders wichtig. Die Fixierung auf weiße Trump-Unterstützer auf dem Land ist dagegen übertrieben, da geht es um vielleicht zwölf oder 14 Millionen Stimmen. Viel relevanter sind die mehr als 60 Millionen wohlhabenden Mittelschichtangehörigen, die Trump in diesem Jahr zum dritten Mal ihre Stimme geben werden.

Schlägt also wieder die Stunde der Identitätspolitik? Macht die Demokratische Partei jeder Gruppe ein eigenes Angebot, oder hat sie eine Botschaft für alle?

Diese Botschaft gibt es nicht. Das hängt mit der Bandbreite der Koalition zusammen, die mobilisiert werden muss. Ich erinnere mich, wie 2008 dem Kandidaten Barack Obama im Stadion in Denver zugejubelt wurde. Da standen Latinas, die Büros putzten, neben weißen, übergewichtigen Lastwagenfahrern. Diese Koalition zusammenzuhalten ist ungeheuer schwierig. Das geht vor allem über einen Lagerwahlkampf gegen Donald Trump, und über eine Handvoll relevanter Themen: Frauen- und Sozialrechte, Gleichberechtigung, die Verteidigung der Demokratie – und dass die USA ihre Rolle in der Welt nicht erfüllen können, wenn Trump Präsident wird.

Die Fragen stellte Andreas Ross.

Mit Harris könnten sie gut leben

Wie Berlin auf Bidens Rückzug reagiert /

Von Eckart Lohse und Matthias Wyssuwa, Berlin

Die wichtigste Frage stellte und beantwortete Kamala Harris gleich selbst – und genau so, wie man es sich in Berlin auch für die Zukunft erhofft. Die amerikanische Vizepräsidentin und womöglich neue Präsidentschaftskandidatin der Demokraten stand im Februar auf der Bühne der Münchner Sicherheitskonferenz und sprach über die vielen Krisen und die Rolle Amerikas in der Welt. Solle man sich als Amerika weiter mit den Krisen in der Welt auseinandersetzen oder sich nach innen wenden, fragte sie. Und antwortete: Es liege „im grundlegenden Interesse des amerikanischen Volkes, dass die Vereinigten Staaten ihre langjährige globale Führungsrolle weiter erfüllen“.

Die Entscheidung von Präsident Joe Biden, sich als Kandidat zurückzuziehen, hat Berlin zwar nicht völlig überraschend getroffen, zu deutlich spitzte sich die Lage für ihn zuletzt zu. Aber sie erhöht doch weiter die Unsicherheit für die Bundesregierung mit Blick auf die Wahlen in Amerika – denn auch wenn Harris bislang außenpolitisch aus Berliner Sicht die erhofften Antworten gegeben hat, tat sie es in ihrer Rolle als Stellvertreterin Bidens. Und es ist ja noch nicht einmal ausgemacht, dass sie überhaupt Kandidatin wird.

So konzentrierte man sich in Berlin zunächst nicht auf den Blick in die ungewisse Zukunft und wollte in Bidens Rückzug auch keine Vorentscheidung für die Präsidentenwahl im November sehen. „Wir bereiten uns auf alle denkbaren Möglichkeiten vor“, sagte die stellvertretende Regierungssprecherin Christiane Hoffmann am Montag.

Ausführlich fiel hingegen der Respekt aus, den deutsche Politiker Biden zollten. Bundeskanzler Olaf Scholz (SPD) würdigte ihn als „verlässlichen Partner“ Deutschlands. „Sein Entschluss, nicht noch einmal zu kandidieren, verdient Anerkennung“, schrieb Scholz auf der Plattform X. Biden habe „viel erreicht für sein Land, für Europa, die Welt“. Dank Biden sei die transatlantische Zusammenarbeit eng und die NATO stark. Auch Bundeswirtschaftsminister Robert Habeck (Grüne) lobte Biden. Dieser habe sich „ein halbes Jahrhundert für die Demokratie, fürs Land, für die Menschen“ eingesetzt. Bidens Entscheidung erfüllte ihn „mit tiefer Hochachtung“, schrieb Habeck. Seine Parteifreundin Annalena Baerbock sagte in Brüssel: „Joe Biden stellt die Interessen seines Landes über seine eigenen.“ Unabhängig vom Ausgang der amerikanischen Wahl müsse Europa mehr in seine eigene Sicherheit investieren.

Biden hat angekündigt, dass er bis zum regulären Ende seiner Amtszeit Präsident bleiben werde. Für Scholz dürfte das ein wichtiger Teil seiner Nachricht vom Sonntag sein. Hatte sein sozialdemokratischer Vorgänger Gerhard Schröder 2002 noch mit einem harten Kurs gegen Washington Wahlkampf gemacht, so hebt Scholz immer

wieder seine Nähe zu Biden hervor. Die wichtigen Entscheidungen bei der Unterstützung der Ukraine in ihrem Kampf gegen Russland traf Scholz stets in enger Abstimmung mit Biden. Würde der Kanzler beispielsweise gerügt, weil er zögerlich beim Liefern schwerer Waffen war, so zog er als Begründung heran, dass er in Abstimmung mit Biden vorangehe.

Zusammen mit Biden versuchte Scholz auch schon, Vorkehrungen zu treffen für die Zukunft: wie mit Verkleinerung der Stationierung von amerikanischen Mittelstreckenraketen am Rande des NATO-Gipfels in Washington, wo Scholz dann mit Ehefrau auch zum Diner im Weißen Haus eingeladen war. Oder mit der Entscheidung auf dem G-7-Gipfel zu einem amerikanischen 50-Milliarden-Dollar-Kredit für die Ukraine, der mit den Zinsen der eingefrorenen russischen Vermögen bedient werden soll. Auf diesem Gipfel hatte Biden noch ein Geburtstagsständchen für den Kanzler angestimmt.

Wenige Stunden nach dem G-7-Gipfel traf Scholz dann in der Schweiz auf Harris – die hatte Biden nach Bürgenstock geschickt zu der Konferenz für einen Frieden in der Ukraine. Regierungssprecherin Hoffmann sagte am Montag, Scholz habe sie mehrmals schon getroffen, auch zusammen mit Biden. Er habe eine „erfahrene und kompetente Politikerin kennengelernt“. Das klingt lange nicht so vertraut, wie sein Verhältnis zu Biden beschrieben wird.

Überhaupt sind die Erfahrungen mit Harris in Berlin überschaubar. So traf Habeck, der auch der wahrscheinliche Kanzlerkandidat der Grünen ist, im November 2023 auf Harris während eines Gipfels zur Künstlichen Intelligenz in London. Von einem angenehmen Umgang wird aus seinem Umfeld berichtet. Der wahrscheinliche Kanzlerkandidat der Union, Friedrich Merz, hat sie noch gar nicht getroffen. Außenministerin Baerbock traf Harris zuletzt im Februar 2022 am Rande der damaligen Münchner Sicherheitskonferenz. Das war kurz vor dem russischen Überfall auf die Ukraine.

Drei Mal war Harris schon bei der Konferenz. In diesem Februar sagte sie, man sei entschlossen, „uns weltweit zu engagieren, internationale Regeln und Normen einzuhalten, demokratische Werte im In- und Ausland zu verteidigen und mit unseren Verbündeten und Partnern an der Verfolgung gemeinsamer Ziele zu arbeiten“. Präsident Biden und sie stünden an der Seite der Ukraine, sagte sie auch und: „Die NATO ist für unseren Ansatz zur globalen Sicherheit von zentraler Bedeutung.“

So oder so bleibt für Berlin die Unsicherheit. Wer auch immer Kandidat der Demokraten wird, muss im November Trump besiegen. Der würde im Weißen Haus, so viel ist in Berlin allen klar, die Fragen zur Rolle Amerikas in der Welt ganz anders beantworten.

Das unheilvolle Echo von 1968

Die Demokraten erinnern sich an den damaligen Wahlkampf und hoffen, dass Geschichte sich nicht wiederholt / Von Oliver Kühn

Ein demokratischer Präsident, der sich zurückzieht, ein unpopulärer Krieg in Übersee, Proteste an den Universitäten, Robert F. Kennedy im Wahlkampf, ein „Planet der Affen“-Film im Kino und ein Parteitag der Demokraten im August in Chicago – so sieht das Geschehen im Wahljahr 2024 aus. Doch einige Demokraten erinnern sich, dass es das schon einmal gab: 1968. Damals mit einem schlechten Ausgang für sie.

In jenem Jahr hieß der amerikanische Präsident Lyndon B. Johnson. Er war nach der Ermordung von John F. Kennedy im November 1963 als dessen Vizepräsident ins Oval Office eingezogen und hatte 1964 die Wahl zu seiner ersten ordentlichen Amtszeit gewonnen. 1968 zog er dann als amtierender Präsident abermals ins Rennen. Johnson hatte allerdings mehrere Probleme. Der Krieg in Vietnam war in großen Teilen der Bevölkerung unpopulär und führte zu Streiks und Protesten – besonders an den Universitä-

ten. Und die Partei war in mehrere Flügel gespalten. Für ihre Einigung hatte Johnson nicht die Kraft.

In den Vorwahlen wollte Johnson erst einmal kein namhafter Demokrat herausfordern. Lediglich ein Senator stellte sich mit einem dezidierten Anti-Kriegs-Programm zur Wahl. Die erste Vorwahl in New Hampshire wurde dann zu einer heftigen Schlappe für Johnson. Zwar bekam er die meisten Stimmen, lag aber nur sieben Prozent vor seinem Herausforderer. Nur Tage später stieg der Senator aus Kalifornien und Bruder des ermordeten Präsidenten, Robert F. Kennedy, in den Wahlkampf ein. Umfragen zeigten, dass Johnson deutlich hinter seinem neuen Konkurrenten lag. So entschloss sich Johnson zu einer Fernsehansprache am 31. März, einem Sonntag. Nach Ausführungen zum Vietnamkrieg überraschte er die Amerikaner mit seiner Ankündigung des Rückzugs aus dem Wahlkampf.

Auseinandersetzungen in der Halle geben. Auch haben Gegner des Gazakriegs schon angekündigt, zu Demonstrationen nach Chicago zu kommen. Ähnliche Bilder wie damals würden den Republikanern kostenloses Wahlkampfmaterial liefern.

Allerdings gibt es auch wichtige Unterschiede. In den Vietnamkrieg, der die Gesellschaft damals spaltete, waren die Vereinigten Staaten direkt involviert. Immer wieder gab es Fernsehbilder von amerikanischen Soldaten, die in Leichenschaukänen nach Hause kamen. So weit ist es im Gazakrieg lange nicht. Die Kritik richtet sich vielmehr dagegen, dass die amerikanische Regierung Waffen an Israel verkauft und sich nicht genügend dafür einsetze, das Leiden der Bevölkerung im Gazastreifen zu beenden.

Das Zerwürfnis zwischen dem Präsidenten und seinem Vizepräsidenten von 1968 wiederholt sich ebenso nicht. Joe Biden hat sich am Sonntag in der Mittei-

STIMMEN DER ANDEREN

Demokraten auch ohne Biden in der Klemme
Zum Rückzug Joe Bidens schreibt die ungarische Zeitung „Magyar Nemzet“ (Budapest):

„Die Demokraten müssten nun im Prinzip einen neuen Kandidaten aufstellen und gleichzeitig mit Bidens Abgang eingestehen, dass es ein Irrtum war, den alten Präsidenten zu bitten, wieder anzutreten. (...) Der Kandidat, der an seiner Stelle einspringt, kann zwar immer noch von sich sagen, dass er nicht Donald Trump ist, muss aber auch einräumen, dass er rasend schnell ernannt wurde und eine Notlösung ist. (...) Die Woke-Bewegung hat die Gesellschaft in Amerika mindestens ebenso sehr gespalten wie in Europa, und Kamala Harris bietet hierbei eine Menge wunder Punkte. Es ist auch nicht ganz sicher, ob die dort so

wichtige finanzielle Unterstützung im Falle einer Kandidatur von Harris unbedingt so großzügig ausfallen wird. Finanziers sind Anleger, die ihr Geld in die Politik investieren und darauf vertrauen, dass der riskierte Betrag in Zukunft mit Zinsen zurückgezahlt wird. Momentan scheint es jedoch, dass Trumps Erfolg sich mehr auszahlt als jener der Demokraten.“

Harris ist für Trump-Wähler ein rotes Tuch
Zum Rückzug von Joe Biden heißt es in der niederländischen Zeitung „De Telegraaf“ (Amsterdam): „Donald Trump und sein Wahlkampfteam werden hoffen, dass tatsächlich Vizepräsidentin Kamala Harris als neue Präsidentschaftskandidatin aufgestellt wird, wie es Joe Biden empfohlen hat. Die Repu-

blikaner könnten davon profitieren. Und zwar nicht so sehr, weil Wähler im linken Lager veranlasst werden könnten, für Trump zu stimmen, sondern weil dies ihre eigenen Anhänger noch stärker mobilisieren würde. Harris wirkt auf das konservative Amerika wie ein rotes Tuch auf einen Stier. In einem Land, in dem normalerweise die Hälfte der Wähler zu Hause bleibt, kann das den Unterschied ausmachen.“

Biden hat seiner Partei eine neue Chance gegeben
Zum Rückzug von Joe Biden heißt es in der britischen Zeitung „The Guardian“ (London): „Umfragen deuteten stark darauf hin, dass Joe Biden im November gegen Donald Trump, einen angeklagten mutmaßlichen Straftäter und Anstifter des

Aufstandes vom 6. Januar, verloren hätte. Wenn Biden sich an die Macht klammert und dann krachend versagt und die Schlüssel zum Weißen Haus an Trump zurückgegeben hätte, wäre sein Vermächtnis zerstört worden. Er wäre als der Mann in Erinnerung geblieben, der 2020 die Demokratie rettete, nur um sie 2024 auf dem Altar seines eigenen Ehrgeizes zu opfern. Stattdessen wird der 46. Präsident, was auch immer jetzt geschieht, dafür in Erinnerung bleiben, dass er Amerikas Erholung von der Trump-Präsidentschaft und der Coronavirus-Pandemie gesteuert und legislative Erfolge erzielt hat, die ihn lange überdauern werden – und dass er seiner Partei eine Chance gegeben hat, Trump erneut zu schlagen.“

Trump sieht plötzlich sehr alt aus
Die italienische Zeitung „Corriere della Sera“ (Rom) meint zum Verzicht Bidens auf eine Kandidatur:

„Am Ende hat sich Biden den Umfragen ergeben, die das Weiße Haus selbst bestellt und seine treuesten Gefolgsleute bestätigt haben. Die Demokraten atmen nun auf und würdigen Bidens Verdienste, mit seinem Opfer die amerikanische Demokratie zu retten. Donald Trump, dem Märtyrertod entkommen, bleibt schwer zu schlagen. Aber jetzt, da Biden in den Ruhestand tritt, sieht auch er plötzlich sehr alt aus, und manchmal auch verwirrt. Für seine Leute ist er mehr als ein charismatischer Führer, bis hin zum Boten des Allmächtigen. Aber die Gesetze der Politik sind unbarmherzig, und an der nächsten Ecke lauert stets der Verrat.“

Die ersten Worte, die Kamala Harris nach ihrer Bewerbung um die demokratische Präsidentschaftskandidatur an die Öffentlichkeit richtete, galten Joe Biden. Eigentlich stand die Vizepräsidentin am Montag für eine Feierstunde für Universitätsportler auf der Bühne am Weißen Haus. Doch Harris begann mit einer persönlichen Hommage an Biden, der sie keine 24 Stunden vorher darin unterstützt hatte, seine Nachfolge anzutreten. Biden habe in den vergangenen drei Jahren „so viel erreicht wie niemand sonst in der jüngsten Geschichte“, sagte Harris. Er habe bereits das Erbe der meisten Präsidenten übertroffen, die zwei Amtszeiten hinter sich hätten.

Tags zuvor war Bidens Ankündigung über Washington hereingebrochen wie eines der typischen Sommergewitter in der amerikanischen Hauptstadt. Nicht überraschend, aber in seiner Heftigkeit doch unvermittelt. Der Druck hatte sich schon eine Weile aufgebaut. Doch der amerikanische Präsident trotzte dem aufkommenden Wind, ignorierte die politische Wettervorhersage, bis er am Sonntagmittag einen Brief veröffentlichte. „Es war die größte Ehre meines Lebens, als Ihr Präsident zu dienen“, schrieb Biden. Doch auch wenn er sich zur Wiederwahl habe stellen wollen, glaube er, „dass es im Interesse meiner Partei und des Landes liegt, dass ich mich zurückziehe“. Ein Donnereschlag, der weit über die Hauptstadt hinaus zu hören war.

Es ist eine Washingtoner Eigenschaft, dass auf ein Gewitter keine Abkühlung folgt. Meist wird es noch schwüler. Und so hat Bidens Rückzug die Demokraten zwar aufgerüttelt, aber wenig Erleichterung gebracht. Gut hundert Tage vor der Präsidentenwahl am 5. November muss die Partei einen Kandidaten aufstellen, der Donald Trump schlagen kann. Biden selbst bereitete nach der Ankündigung seiner Vizepräsidentin den Boden als Nachfolgerin: Kamala Harris sei 2020 seine „allererste“ und „beste“ Entscheidung gewesen. Sie habe seine „volle Unterstützung“.

Was folgte, war ein Wahlkampfstart im Zeitraffer. Harris gab ihre Bewerbung um die Präsidentschaftskandidatur bekannt, die sie sich „verdienen“ und die sie gewinnen wolle. Noch am Abend benannte sich die Biden-Harris-Wahlkampagne in „Harris For President“ um. Die Vizepräsidentin selbst, so berichtet es „Politico“, soll am Sonntag im Pullover ihrer Alma Mater, der Howard-University, in ihrem Haus gesessen und über zehn Stunden mehr als hundert Demokraten angerufen haben, um sich deren Unterstützung zu sichern. Vom frisch umbenannten Wahlkampfteam hieß es später, in den Stunden nach Bidens Rückzug seien knapp fünfzig Millionen Dollar von Kleinspendern eingegangen. Das war der beste einzelne Spendentag der Demokraten seit der Wahl vor vier Jahren.

Größer konnte der Kontrast zu dem Wahlkampf nicht sein, der mit Biden gerade geendet hatte. Bis nach der katastrophalen Fernsehdebatte gegen Trump die Frage von Bidens mentaler Eignung für eine weitere Amtszeit aufkam, waren die Wochen verhältnismäßig ereignislos dahingepflichtet. Schließlich stand seit Januar fest, dass es im November wahrscheinlich zu einem abermaligen Duell zwischen Biden und Trump kommen würde – das eine Mehrheit der Amerikaner ablehnte.

Die Aufbruchsstimmung kann jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass den Demokraten schwierige Zeiten bevorstehen. Es sind noch vier Wochen bis zum Parteitag in Chicago, auf dem der Präsidentschaftskandidat offiziell nominiert wird. In denen muss die Partei möglichst schnell entscheiden, welche Optionen sie ihren Wählern bieten will: eine Kamala Harris, die vom Establishment zur Kandidatin gemacht würde, oder mehrere Bewerber, die den rund 4000 Delegierten auf dem Parteitag in Chicago eine echte Wahl böten.

Noch einmal bei null anfangen

Nachdem Joe Biden seinen Rückzug als Präsidentschaftskandidat angekündigt hat, herrschen unter den Demokraten Aufbruchsstimmung – und Nervosität.

Donald Trump muss für den Wahlkampf neue Parolen finden.

Von Sofia Dreisbach, Washington



Nach Bidens Rückzug: Touristen und Passanten vor dem Weißen Haus in Washington

Foto Jemal Countess/Laif

Die Delegierten sind nach Bidens Rückzug frei in ihrer Entscheidung, für wen sie stimmen wollen. Kommt es hart auf hart, wird in Chicago so lange gewählt, bis ein Bewerber die absolute Mehrheit hat. Doch unter den demokratischen Delegierten soll schon am Sonntag, kurz nach der Bekanntgabe durch Biden, ein Brief zirkuliert sein, in dem sie sich für Harris aussprechen. Man glaube, dass sie „die stärkste Kandidatin“ sei, und rufe die Delegierten und alle Wähler im November „respektvoll“ dazu auf, sie zu unterstützen. Die Republikaner wiederum warfen den Demokraten sogleich vor, mit einer unmittelbaren Nominierung von Harris einen echten Wettbewerbs zu umgehen – ein Vorwurf, der in der politisch aufgeheizten Stimmung der Vereinigten Staaten schwer wiegt.

Zunächst war die Vizepräsidentin jedoch die Einzige, die Anspruch angemeldet hatte. In ihrer Stellungnahme am Sonntag versprach Harris, alles in ihrer Macht Stehende zu tun, „um die demokratische Partei – und unsere Nation – zu vereinen“. Schon in den ersten Stunden sprachen sich mehr als 180 demokratische Kongressmitglieder und mehrere Gouverneure für Harris aus. Unter ihnen drei, die selbst als mögliche Ersatzkandidaten gehandelt wurden: Josh Shapiro, der Gouverneur von Pennsylvania, Gavin Newsom, der Gouverneur von Kalifornien, sowie Andy Beshear, Gouverneur von Kentucky.

Auffällig still ist es bislang in der demokratischen Parteiführung. Chuck Schumer, der Mehrheitsführer im Senat, und Hakeem Jeffries, der Minderheits-

führer im Repräsentantenhaus – die beide Zweifel an Bidens Eignung für eine weitere Amtszeit durchgestochen hatten –, äußerten sich am Sonntag voll des Lobes über Biden. Zu Kamala Harris aber schwiegen sie. Das dürfte daran liegen, dass man den Eindruck vermeiden will, sie voreilig als Ersatzkandidatin gekrönt zu haben. Nancy Pelosi, die frühere Sprecherin des Repräsentantenhauses, sprach Harris am Montag ihre „enthusiastische Unterstützung“ aus, nachdem sie diese in einer Stellungnahme am Sonntag erst nicht erwähnt hatte.

Nach der Fernsehdebatte zwischen Trump und Biden hatten Umfragen die Vizepräsidentin in einem möglichen Duell gegen Trump vor Biden gesehen. Doch sollte sie nun offiziell als Kandidatin für die Partei antreten, gilt es, sich auf

ein Neues zu beweisen – ohne monatelangen Wahlkampf, in dem die Bewerber üblicherweise ihr Profil schärfen und ihre Belastbarkeit demonstrieren. Für Harris kommt hinzu, dass sie als Bewerberin nun aus Bidens Schatten heraustreten muss, ohne diesen in seiner Rolle als Präsident bis Januar 2025 zu beschädigen. Vonseiten der Republikaner hieß es unmittelbar nach der Bekanntgabe seines Rückzugs, wer nicht noch einmal antreten könne, könne auch nicht Präsident bleiben. Trump sowie Mike Johnson, der Sprecher des Repräsentantenhauses, forderten Bidens Rücktritt.

Im Vergleich zum Frühjahr haben sich zwischen Harris und Biden damit die Dynamiken umgekehrt. Noch vor einigen Monaten diskutierte man darüber, ob Biden Harris wegen ihrer Farblosig-

keit möglicherweise als abermalige „Running Mate“ schassen könnte. Harris' Versuch, Präsidentin zu werden, war 2020 schon vor dem Vorwahlkampf gescheitert, weil sie nicht genug Spenden eintreiben konnte. Damals riet man ihr, sich weniger auf ihre Zeit als Generalstaatsanwältin in Kalifornien und auf ihren Ruf als „Law and Order“-Demokratin zu berufen.

Genau dieses Profil könnte ihr gegen Trump jedoch von Vorteil sein. Nicht nur weil der Präsidentschaftskandidat ein verurteilter Straftäter ist – zum ersten Mal in der Geschichte der Vereinigten Staaten. Harris könnte damit auch auf die Kernthemen der Republikaner reagieren: den Vorwurf einer „Invasion“ von Migranten über die Südgrenze und wachsender Kriminalität im Land.

Trumps Wahlkampfteam gab sich nach dem Ausstieg Bidens überzeugt, Trump werde Harris mit links besiegen. Doch tatsächlich könnte der Wahlkampf mit ihr als Kandidatin – entschieden jünger, weiblich, schwarz – noch einmal eine Dynamik entfalten, die es in den vergangenen Monaten nicht ansatzweise gegeben hat. Zumal Trumps Vizepräsident J. D. Vance ähnliche Gruppen wie Trump ansprechen dürfte: weiße, ältere Amerikaner.

Außerdem muss Trump sich in manchem eine neue Erzählung zulegen. Bislang gehörte es zum täglich Brot des republikanischen Präsidentschaftskandidaten, seinen demokratischen Gegner zu verunglimpfen. Noch nach Bidens Rückzug am Sonntag setzte er auf seiner Plattform „Truth Social“ eine Reihe von Beiträgen ab, in denen er den Präsidenten beleidigte. Der „korrupte“ Biden wisse am nächsten Tag sicher nicht mehr, dass er zurückgezogen habe, schrieb er etwa. Dann äußerte er sich verärgert darüber, dass man gezwungen gewesen sei, „Geld und Zeit“ für den Kampf gegen Biden auszugeben – „und nun müssen wir wieder von vorn anfangen“.

Der dauernde Verweis auf Bidens Alter könnte Trump nun schaden. Nun dürfte er der Ältere sein: Es ist unwahrscheinlich, dass ein demokratischer Kandidat älter als 78 Jahre wäre. Kamala Harris ist 59 Jahre alt. Trumps Team ging am Sonntag denn auch unmittelbar zum Angriff auf die Vizepräsidentin über. In Werbespots, die unter anderem in den Swing States Pennsylvania und Georgia ausgespielt wurden, heißt es, Harris habe Bidens offensichtlichen geistigen Verfall vertuscht.

Der Lärm, der am Sonntag auf Bidens Rückzug folgte, stand im Kontrast zur Art und Weise der Ankündigung. Mit dem Brief, den Biden am Sonntag um 13.46 Uhr – als 46. Präsident – auf der Plattform X veröffentlichte, gingen für den Demokraten Wochen des öffentlichen Drucks und in gewisser Weise auch schon eine mehr als fünfzig Jahre lange Karriere in der demokratischen Partei zu Ende. Immer mehr Kongressmitglieder, immer mehr Vertraute hatten ihm ihr Vertrauen entzogen, ob öffentlich oder durchgestochen an amerikanische Medien. Lange schien es, als würde Biden mit jedem Zweifler nur sturer. In einem Interview vor zwei Wochen sagte er, nur der „Allmächtige“ könne ihn davon überzeugen aufzugeben.

Nun kam der späte Rückzug ohne Fanfaren. Manch einer hatte vermutet, Präsident Biden würde warten, bis seine Corona-Infektion abgeklungen ist, und sich dann in einer Rede im Rosengarten oder gar im Oval Office an die Amerikaner wenden. Doch Biden kündigte am Sonntag nur an, sich in dieser Woche noch mit Details äußern zu wollen. Er soll am Samstag aus seinem Privathaus in Rehoboth Beach bei Steve Ricchetti, einem seiner engsten Berater, angerufen und gesagt haben: „Ich brauche dich und Mike hier.“ Mike bezog sich auf Mike Donilon, seinen Chefstrategen und Redenschreiber. Gemeinsam sollen sie dann – wegen der Ansteckungsgefahr mit entsprechendem Abstand – bis in die Nacht den Brief formuliert haben.

Die 96-Millionen-Dollar-Frage der Demokraten

Wahlkämpfe in den USA sind auch eine Frage des Geldes. Insofern wirft Joe Bidens Ausstieg aus dem Rennen um das Präsidentenamt die Frage auf, was mit den von ihm gesammelten Wahlkampfspenden geschieht. Ende Juni hatte die Kampagne rund 96 Millionen Dollar in der Kasse. Biden hat umgehend seiner Vizepräsidentin Kamala Harris die Unterstützung für die Kandidatur der Demokraten ausgesprochen, und die Kampagne hat sich in Dokumenten, die bei der Wahlbehörde Federal Election Commission (FEC) eingereicht wurden, in „Harris for President“ umbenannt. Sollte Harris am Ende tatsächlich nominiert

werden, gilt das mit Blick auf die Wahlkampfspenden als die einfachste Lösung. Weil sie schon vorher Teil der Kampagne war, könnte sie nach Auffassung vieler Beobachter die 96 Millionen Dollar einfach übernehmen. Komplizierter wäre es, wenn der Nominierungsprozess doch noch auf eine andere Person hinausläufe. Womöglich müsste das Geld dann an den Spender zurückgezahlt werden. Es gäbe allerdings Möglichkeiten, dies zu umgehen. Beispielsweise könnte das Geld an ein sogenanntes Super-PAC weitergeleitet werden, also ein politisches Aktionskomitee, das nicht direkt zur Kampagne gehört, aber sich für

einen Kandidaten einsetzen kann. Es könnte auch an den Parteiausschuss Democratic National Committee gegeben werden.

Allerdings bildet sich aufseiten der Republikanischen Partei schon jetzt Widerstand dagegen, dass das Geld an Harris oder auch an einen anderen Kandidaten gegeben wird. Sean Cooksey, ein Republikaner, der derzeit an der Spitze der FEC steht, verwies in einem Eintrag auf der Plattform X auf Richtlinien, wonach das Geld an die Spender zurückgegeben werden müsse. Charlie Spies, ein Anwalt mit Verbindungen zur Republikanischen Partei, sagte der „Washington Post“, Bi-

den könne das Geld nicht einmal an Harris einfach transferieren, weil es in seinem eigenen Namen gesammelt worden sei. Es ist insofern damit zu rechnen, dass die Republikaner juristische Schritte einleiten werden, um eine Weitergabe des Geldes zu blockieren.

Donald Trump lag zuletzt mit Blick auf Wahlkampfspenden finanziell im Vorteil. Seine Kampagne verfügte Ende Juni über 128 Millionen Dollar. Er hat auch einige finanzkräftige Spender. Vor wenigen Tagen wurde bekannt, dass der Multimilliardär Elon Musk viel Geld an ein Trump-nahes Super-PAC geben will. lid.

Schuld ist der woke Secret Service

Um das Attentat auf Trump ranken sich Verschwörungsmysen – die wenigen Informationen zu dem Vorfall machen es möglich / Von Anna Schiller

Kimberly Cheatle ist eine Gejagte. Zumindest lässt ein Video vom Parteitag der Republikaner die Direktorin des Secret Service so dastehen. Darin läuft Cheatle mit ausdruckslosem Gesicht durch das Fiserv Forum in Milwaukee, hinter ihr eine Traube brüllender Politiker. „Sie schulden dem Volk Antworten! Sie schulden Präsident Trump Antworten!“, ruft ihr die republikanische Senatorin Marsha Blackburn aus Tennessee hinterher. Das Video wurde von ihrem Wahlkampfteam auf der Plattform X hochgeladen. Mittlerweile wurde es 3,9 Millionen Mal angesehen. Am Wochenende gab Blackburn mehrere rechtskonservative Medien Interviews, in denen sie abermals den Rücktritt Cheatles forderte.

Die Republikaner machen bereits seit Tagen Stimmung gegen die Direktorin des Secret Service. Am Montag erschien Cheatle vor dem Aufsichtsausschuss des Repräsentantenhauses, wo sie sich erstmals in einem offiziellen Rahmen Fragen zum gescheiterten Attentat auf den früheren Präsidenten Donald Trump bei einer Wahlkampfveranstaltung in Butler im US-Bundesstaat Pennsylvania stellen musste. „Der Secret Service hat die Aufgabe, die Anfänger unserer Nation zu schützen. Am 13. Juli haben wir versagt“, sagte sie. Da-

für übernehme sie die volle Verantwortung. Der republikanische Vorsitzende des Komitees, James Comer, hatte sie kurz nach dem Attentat vorgeladen. Cheatle äußerte sich seither nur selten öffentlich zu dem Vorfall. Das bereitet Verschwörungsmysen und politischen Manövern einen idealen Nährboden.

Im republikanischen Lager nutzen sie das Sicherheitsversagen, um die vermeintlich „woke“ Agenda der Demokraten anzugreifen. Biden habe Cheatle als Frau lediglich aus Gründen der Diversität zur Chefbin des Secret Service ernannt, lautet ein Vorwurf, der nun häufig in den sozialen Medien zu lesen ist. Die konservative Boulevardzeitung „New York Post“ schrieb am Wochenende über Cheatle, dass sie seit ihrem Stellenantritt vor zwei Jahren „woke“ Initiativen unterstützt habe, wie etwa ein Seminar zum „respektvollen Gebrauch von Pronomen“. Cheatle ist die zweite Frau, die den Secret Service führt, und hatte sich für mehr Diversität bei der Besetzung von Stellen ausgesprochen. Die Moderatorin Laura Ingraham sagte im Sender Fox News, dass sie Frauen zwar unterstütze, aber „wenn es darum geht, den Körper von jemandem zu schützen, der 1,80 Meter groß ist, kann man das nicht tun, wenn man selbst 1,60 Meter

groß ist“. Der Großspender Elon Musk schrieb auf der ihm gehörenden Plattform X: „Eine kleine Person zum Abschirmen eines großen Mannes zu haben ist wie eine zu kleine Badehose am Strand – deckt den Gegenstand nicht ab.“

Neben der Kritik an Cheatles Führungsstil ranken sich im Internet nun jedoch auch Verschwörungsmysen um den Secret Service. Der Anschlagerversuch sei ein „inside job“ gewesen, heißt es etwa. In den sozialen Medien behaupten einige Nutzer, die in Butler eingesetzten Beamten seien in die Pläne des Attentäters eingeweiht gewesen. Sie führen dies unter anderem auf ein nun zigfach geteiltes Video zurück, in dem zu sehen ist, wie ein Anzugträger einige Personen, die schräg links hinter der Bühne stehen, auffordert, zur Seite zu gehen. Etwa in diese Richtung fielen wenig später die Schüsse. „Wie im Fall JFK könnte die CIA an dem Vorhaben beteiligt gewesen sein“, mutmaßt ein Nutzer auf X unter dem Video. Aus Sicht dieser Anhänger Trumps haben sich die Regierung und die Sicherheitsbehörden gegen ihren Präsidenten verschworen und wollten sich seiner entledigen.

Weiter befeuert wurde die Erzählung durch einen Post in dem bei Verschwörungsmythikern beliebten Internetforum

4chan. Dort meldete sich ein angeblicher Beamter des Secret Service zu Wort, der angab, Jonathan Willis zu heißen und in Butler im Einsatz gewesen zu sein. Er habe den Attentäter von einem Dach aus mindestens drei Minuten lang im Visier gehabt, die Direktorin des Secret Service habe sich jedoch geweigert, den Befehl zu erteilen, den Täter auszuschalten. „Die Führungsspitze hat mich hundert Prozent daran gehindert, den Attentäter zu töten, bevor er auf Präsident Trump geschossen hat“, schrieb der angebliche Agent weiter. Der Post verbreitete sich als Screenshot schnell in anderen Netzwerken. Das Projekt Factcheck.org der Universität Pennsylvania, das Verschwörungsmysen nachgeht, hat beim Secret Service nachgefragt: Einen Mitarbeiter mit diesem Namen gibt es dort nicht.

Die Republikanerin Marjorie Taylor Greene schürte vergangene Woche ebenfalls Gerüchte, wonach staatliche Stellen Informationen über das Attentat zurückhielten. „Die Geheimdienste haben Jahrzehnte damit verbracht, den Kongress und das amerikanische Volk über Attentate, ausländische Kriege und Politiker zu belügen, die sie als unbequem empfanden“, schrieb sie auf X. „Wir werden die Erzählung nicht einfach akzeptieren, oh-

ne alle Fakten zu kennen.“ Republikaner aus der ersten Reihe blieben im Ton bislang gemäßigter. Eine Mitschuld an dem Attentat geben sie Präsident Joe Biden aber sehr wohl. Trumps Vizepräsidentenkandidat J. D. Vance schrieb nach den Schüssen auf X, die Rhetorik Bidens „führte direkt zum versuchten Attentat auf Präsident Trump“.

Doch auch unter den Anhängern der Demokraten kursieren Verschwörungserzählungen zu dem Vorfall. In den sozialen Medien sind sich viele einig, dass Trump das Attentat auf sich fingiert hat. Vertreter dieser Theorie beziehen sich in ihren Posts auf das Verhalten des früheren Präsidenten unmittelbar nach den Schüssen. Aus dem Pulk der ihn zum Schutz umringenden Beamten des Secret Service rechte er dem Publikum die Faust entgegen. Diese Geistesgegenwärtigkeit trauen ihm einige in den sozialen Medien nicht zu. „Es besteht keine Chance, dass der Secret Service dafür eine Pause einlegt, es sei denn, das Drehbuch sieht vor, dass sein Kopf herauschauf“, schrieb etwa ein Nutzer des zum Meta-Konzern gehörenden Kurznachrichtendienst Threads in Bezug auf die Pose.

Vermeintlich gestützt wurde die Erzählung vom orchestrierten Attentat durch

ein Bild, das wenig später die Runde in den sozialen Medien machte. Auf diesem ist eine Agentin des Secret Service zu sehen, die sich während des Besuchs schützend über Trumps rechte Seite beugt – und lacht. Für einige ein Beleg dafür, dass die Frau in den fingierten Angriff eingeweiht gewesen sein muss. Die Nachrichtenagentur Reuters stellte jedoch fest, dass es sich dabei um ein Bild der Nachrichtenagentur AP handelt, das manipuliert wurde. Auf dem Original hat die Beamten eine sehr ernste Miene.

Dass Anhänger von Republikanern und Demokraten beiderseits behaupten können, die jeweils andere Seite habe das Attentat fabriziert, wird auch dadurch ermöglicht, dass es nur wenige Informationen zu den Hintergründen der Tat gibt. Am Wochenende brachten etwa Recherchen des „Wall Street Journals“ zutage, dass der mutmaßliche Attentäter Thomas Matthew Crooks den Ort der Wahlkampfveranstaltung in Butler offenbar zuvor mit einer Drohne ausgespäht hatte. Am Montag ließ Cheatle Detailfragen der Politiker zu der Tat unbeantwortet. Sie wolle künftige Sicherheitsmaßnahmen nicht gefährden. Was sie aber sagte: „Unser Auftrag ist nicht politisch. Es ist eine Frage von Leben und Tod.“

Bestätigung gefunden

CSU holt sich Rat zum Umgang mit Radikalen

tür. MÜNCHEN. Der CSU-Vorstand hat am Montag unter dem Motto „Herausforderung radikale Parteien in Bayern: Analyse und Umgang“ getagt. Das Ergebnis laut den Darstellungen von CSU-Chef Markus Söder und seinem Generalsekretär Martin Huber: Man ist auf dem richtigen Weg. Vieles, was die eingeladenen Fachleute (Simon Schlunkert von Infratest oder der Regensburger Politikwissenschaftler Alexander Straßner) gesagt hätten, „hat uns bestätigt“. Ein grundlegendes Problem ist demnach die „Hochmoralisierung“ aller politischen Themen. Auf Stilfragen werde „extremer Wert“ gelegt. Söder mahnte: „Nicht nur die Haltung zählt, auch das Argument.“

Der CSU-Chef sprach sich dagegen aus, die AfD nur zu „dämonisieren“. Es gehe darum, die als am drängendsten empfundenen Probleme, etwa Migration und Kriminalität, zu lösen. Die „Brandmauer“ zur AfD stehe. Er zeigte sich im Bedarfsfall auch bereit, mit einem AfD-Politiker in die öffentliche Debatte zu treten. Er lobte den Chef der thüringischen CDU, Mario Voigt, dass der sich dem AfD-Politiker Björn Höcke im Duell entgegengestellt habe. Das Bündnis Sahra Wagenknecht (BSW) nannte Söder „populistisch“, wollte aber doch „einen qualitativen Unterschied“ etwa zu Höcke und den Seinen erkennen. Die Entscheidung über eine Koalition mit dem BSW will er den einzelnen CDU-Landesverbänden überlassen.

Wenn es wo falsch läuft, so die Botschaft vom Montag, dann nicht in Bayern und bei der CSU, sondern in Berlin und bei den anderen Parteien. Während Söder in der bayerischen Gesellschaft nur „leichte Risse“ erkennt, hat er beim Thema Bürgergeld schon eine „schwere Spalte“ ausgemacht. Es müsse weg. Das sagte er vor allem in Richtung SPD. Die Falle als „Partei der Arbeitnehmer“ aus, Kanzler Olaf Scholz sei „auch nicht der Bergwerkskumpel Nummer eins“. Dagegen will Söder die „kleinen Leute“ „in den Mittelpunkt nehmen“. Auf die Frage, ob das eine Rückbesinnung auf den „Kleinen Leute“-Politiker Horst Seehofer sei, verwies Söder auf sein Pflege- und Familiengeld. Auch hier also: Bestätigung. Wie übrigens auch im Bereich Social Media. Das Einzige, was nicht lief, war die Klimaanlage. Auf die Rüge des Chefs erwiderte Huber mit einem alten Slogan: „Die CSU ist wie Kaffee: schwarz, stark und heiß.“

Die Grünen, die ich meine

CDU-Generalsekretär Linnemann antwortet vielsagend auf die Frage nach Schwarz-Grün im Bund. Seine Partei übt sich im Spagat.

Von Eckart Lohse, Berlin

Manchmal können kleine Unterschiede in der Wortwahl eine große Bedeutung bekommen. In diesem Fall sogar über die Zusammensetzung der nächsten Bundesregierung entscheiden. Es geht um eine Aussage von Carsten Linnemann. „Mit diesen Grünen ist eine Koalition nicht denkbar“, sagte der CDU-Generalsekretär der „Rheinischen Post“. Er hat nicht gesagt, dass mit „den“ Grünen eine Koalition nicht möglich wäre, sondern mit „diesen“. Linnemann war danach gefragt worden, ob die Christdemokraten nach der nächsten Bundestagswahl mit den Grünen koalieren könnten. Wenn es beim regulären Wahltermin bleibt, wird diese Entscheidung im Herbst nächsten Jahres zu treffen sein.

Nicht alle Aussagen zu politischen Bündnissen, die so lange vor einer Wahl getroffen werden, haben Bestand. Aber Linnemann müsste sich gar nicht korrigieren, sollten die Christdemokraten nach der Wahl 2025 erwägen, ein Bündnis mit den Grünen zu schließen. Das Demonstrativpronomen, das er nutzte, macht den Unterschied. Es stehe, so wird in Unionskreisen erläutert, für eine Neubewertung der Grünen nach der Bundestagswahl. Kommt dann heraus, dass neue grüne Akteure auf dem Feld sind, die bisherigen ihre Meinung geändert haben oder bisherige, deren Wirkung aus CDU-Sicht als problematisch empfunden wurde, nicht mehr dabei sind, könnte eine neue Lage entstehen. Um nur ein Beispiel zu nennen: Jürgen Trittin, einer der prominentesten und einflussreichsten Kämpfer der Grünen gegen die Atomstromerzeugung, wird im nächsten Bundestag nicht mehr dabei sein. Verabschiedet wurde er im Übrigen von der langjährigen CDU-Vorsitzenden und Kanzlerin Angela Merkel.

Warum taucht das Nein zu einer schwarz-grünen Koalition bei der CDU dennoch mit der Regelmäßigkeit des Ungeheuers von Loch Ness immer wieder auf? In Berliner CDU-Kreisen wird erzählt, was die christdemokratischen Wahlkämpfer von ihren Ständen in die Hauptstadt berichten. Mögliche CDU-Wähler mögen vor allem eines nicht: eine Koalition mit den Grünen.

Also übt man sich im Spagat. Die Grünen werden möglichst oft und heftig kritisiert. Dabei gibt es eine Rollenverteilung. Linnemanns Chef, der Parteivorsitzende Friedrich Merz, hatte die Grünen zwar zunächst als „Hauptgegner“ der CDU bezeichnet, dann aber schnell erläutert, dass das auf die Grünen in der Ampel zutraf. Das waren also auch schon „diese“ Grünen. Seither übt er sich in Mäßigung. Er hat wiederholt das Ziel ausgerufen, dass es so kommen möge wie bei der jüngsten Landtagswahl in Hessen: Die CDU wird so stark, dass gegen sie keine Regierung gebildet werden kann. Dann schaut sie sich an, mit welchem Partner sie die meisten eigenen Ziele durchsetzen könnte und entscheidet schließlich. In Hessen sprach der christdemokratische Wahlsieger Boris Rhein mit Grünen und Sozialdemokraten und entschied sich für Letztere.

Merz will also auch die Hintertüren offen lassen. Allerdings nur für SPD, Grüne und FDP. Vorausgesetzt, die FDP schafft

es in den Bundestag. Damit wäre ein Dilemma der CDU benannt. Inhaltlich, so wird in Berliner Unionskreisen vorgerechnet, habe man mit der FDP etwa 70 Prozent Überschneidungen, mit den Grünen vielleicht 25. Aber erstens ist die FDP so schwach, dass eine schwarz-gelbe Regierung nicht als realistisch gilt. Zweitens hat die bislang letzte Koalition mit den Liberalen von 2009 bis 2013 so schlecht funktioniert, dass die Begeisterung der Christdemokraten sich in engen Grenzen hält, wenn sie sich daran erinnern. Tatsächlich wird in CDU-Kreisen die Vorstellung, die FDP könnte an der Fünfprozenthürde scheitern, nicht als etwas ganz Schlimmes empfunden. Das würde der Union beim Verteilen der Mandate durchaus Vorteile verschaffen.

Die FDP spürt, wie erkalte die Liebe ist. Spätestens wenn Merz – wie vor einigen Tagen geschehen – offen Kritik am Verhalten der FDP im Europäischen Parlament und im Bundestag äußert. Vermutlich bleibt der Union also nach der

Bundestagswahl die Entscheidung zwischen SPD und Grünen. Zur Erinnerung: Weder 2013 noch 2017 waren es CDU und CSU, die die Gespräche mit den Grünen nach der Bundestagswahl abbrachen. 2013 konnten die Grünen unter Führung Trittins gar nicht schnell genug wieder gehen. 2017 ließ der FDP-Vorsitzende Christian Lindner die Gespräche über eine schwarz-grün-gelbe Koalition in letzter Sekunde platzen.

Die CDU tut nicht nur ihren Wählern zuliebe im Wahlkampf so, als sei ein Zusammengehen mit den Grünen für sie eine Schreckensvorstellung. Selbst wenn der CSU-Vorsitzende Markus Söder einen auf Oberöko macht und Bäume umarmt, schlägt er noch gerne auf die Grünen ein. Mit gelegentlichen Aussagen wie jetzt der von Linnemann winkt man also auch der Schwesterpartei zu. An den Tatsachen ändert das nichts. Wenn die Wahlnacht vorüber sei, werde man mit allen reden, sagt einer in der Unionsfraktion voraus. (Kommentar Seite 8.)



Mit verteilten Rollen: Friedrich Merz und Carsten Linnemann Anfang Juli im Bundestag

Foto dpa

Bis dass die Wahl euch scheidet

Für die CDU im Südwesten ist Grün-Schwarz ein Auslaufmodell – aber noch gibt es gemeinsame Vorhaben / Von Rüdiger Soldt, Stuttgart

Der baden-württembergische CDU-Landes- und Fraktionsvorsitzende, Manuel Hagel, ist nicht dafür bekannt, unkontrollierte Signale auszusenden. Auf ein Sommerfest im Haus der Architekten kam Hagel mit leichter Verspätung und steuerte zielsicher auf Hans-Ulrich Rülke zu, den langjährigen Vorsitzenden der FDP-Fraktion, der sich gerade zum Spitzenkandidaten für die Landtagswahl 2026 ausrufen ließ. Hagel und Rülke unterhielten sich den ganzen Abend, die Nähe zu Winfried Kretschmann, dem 76 Jahre alten Chef der grün-schwarzen Koalition, suchte Hagel nicht. Das Signal war unmissverständlich: 2026 könnte eine schwarz-gelbe Koalition in Baden-Württemberg wieder möglich sein. Die FDP liegt trotz Berliner Ampelquerelen in Baden-Württemberg stabil bei acht Prozent, die CDU bei knapp 30 und die Grünen bei 19 Prozent.

Angesichts dieser Umfragen ist die Stimmung in den Regierungsfractionen verbesserungsfähig. Bei strittigen Themen kommen gemeinsame Arbeitskreise der Fraktionen seltener zustande als noch zu Beginn der Koalition. Fragt man einzelne Regierungsmitglieder zur menschlichen Atmosphäre in der Koalition,

heißt es schmallippig: „So weit ganz okay.“ Die grün-schwarze Koalition in Baden-Württemberg hat sich von einer Liebes- zur Zweckhehe entwickelt. „In den ersten zwei Jahren haben wir alles abgemickt, was die Grünen wollten, das machen wir jetzt nicht mehr, zumal der Koalitionsvertrag ja sehr grün ist. Bei uns an der Basis und in der Bevölkerung sind Kompromisse mit den Grünen sehr, sehr schwer zu verkaufen“, berichtet eine Landtagsabgeordnete der CDU. Beim Abschluss der zweiten Koalition 2021 klang das ganz anders, da war die CDU von ihrem neuen ökologischen Profil begeistert.

Ein Abgeordneter der Grünen sagt: „Die CDUler glauben gerade, dass die Messe gelesen ist und sie die Wahl schon gewonnen haben.“ Das Selbstbewusstsein der CDU sei geradezu überbordend, einige kosten die Krise der Grünen im Bund mit größtmöglicher Schadenfreude aus. „Ein wenig mehr Demut vor den Wählern würde ich mir von denen schon wünschen“, sagt der Realo. Sogar Ministerpräsident Winfried Kretschmann, der sich mit öffentlicher und nicht öffentlicher Kritik an seinem Koalitionspartner immer ausgesprochen zurückhält, koferte im Sommerinterview mit dem SWR

gegen die CDU und vor allem gegen Manuel Hagel. Auf die Frage, ob er sich nicht darüber ärgere, dass seiner Ministerpräsidentin Malu Dreyer (SPD) in Rheinland-Pfalz der Generationswechsel perfekt gelungen sei, ihm aber nicht, sagte er: „Es lag ja nicht an mir. Insofern, was soll ich mich ärgern?“ Damit spielte Kretschmann auf ein Interview Hagels im vergangenen Jahr an, in dem dieser erklärt hatte, die CDU werde, obwohl es im Koalitionsvertrag anders vereinbart ist, einen Nachfolger Kretschmanns nicht mitwählen. Zur Stimmungsverschlechterung und zur Machtverschiebung innerhalb der Koalition trug auch die Europawahl bei: Die Grünen mussten in ihrer Hochburg Baden-Württemberg größere Verluste als die Bundespartei hinnehmen und bekamen nur noch 13,8 Prozent. In der CDU weckte das sofort Phantasien von Durchregieren wie zu Erwin Teufels Zeiten. Ein Landtagsabgeordneter fordert, dass man dem „Gleichbehandlungsgesetz“, einem Lieblingsvorhaben der Parteilenken bei den Grünen, nun keinesfalls mehr zustimmen könne. Die Zeiten hätten sich geändert.

Die Strategen der CDU orientieren sich an Boris Rhein in Hessen, dessen Partei,

nachdem dieser die Grünen auf die Oppositionsbank schickte, nach der Landtagswahl im vergangenen Herbst in Umfragen noch einmal zulegte und nun bei 36 Prozent liegt. Wenn es im Südwesten die FDP auf zehn Prozent schaffe und die CDU vielleicht auf 35 Prozent, heißt es in der CDU-Fraktion, dann reiche das für eine schwarz-gelbe Regierungsmehrheit im Landtag. Vergessen wird dabei, dass die jetzige Umfragestärke der CDU auch auf den Ampelruss der Bürger zurückzuführen ist und mit der Landespolitik vermutlich wenig zu tun hat. Die Grünen haben zwar 2022 und 2023 den optimalen Zeitpunkt verpasst, um ihr Kabinett zu erneuern und Cem Özdemir zum Nachfolger Kretschmanns zu machen. Der Bundeslandwirtschaftsminister ist aber immer noch bekannter und populärer als der CDU-Landesvorsitzende Manuel Hagel, auch wenn die CDU jeden tatsächlichen oder angeblichen Fehler des Landwirtschaftsministers in Berlin zum Thema macht. Wenn Özdemir im Spätherbst seine Spitzenkandidatur ankündigt, wird, dürfte der Lagerwahlkampf einsetzen.

Trotz eingetribber Stimmung regiert Grün-Schwarz aber weiter: Der grüne Fraktionsvorsitzende Andreas Schwarz

nennt Behauptungen über den schlechten Zustand der Koalition sogar „Blödsinn“. „Wir verabschieden in dieser Woche einen Gesetzentwurf für ein neues Landesmobilitätsgesetz und erhöhen damit das Angebot für Busse und Bahnen. Wir bauen mit einem Bündel an Gesetzen und Verordnungen Bürokratie ab und sorgen dafür, dass die Häuslebauer im Ländle schneller und leichter bauen können“, sagt Schwarz der F.A.Z. Das ebenfalls geplante Förderprogramm für Kinder im Grundschulalter mit 200 Millionen Euro stehe noch nicht einmal im Koalitionsvertrag.

Der CDU-Fraktionschef Manuel Hagel stimmt in das Loblied der gemeinsamen Regierungsarbeit ein: Grün-Schwarz in Stuttgart habe mit der Streitampel in Berlin nichts zu tun. „Wir tragen das Kinn nicht höher, wir schauen nach vorne“, sagt Hagel. Die CDU kenne gute und schlechte Wahlergebnisse. Ob das umstrittene Gleichbehandlungsgesetz nach der Sommerpause noch verabschiedet wird, will Hagel nicht versprechen. Das Gesetz sei auch ein „Bürokratieaufbauprogramm“, der Normenkontrollrat habe sich dazu kritisch geäußert. Diese Analyse nehme seine Partei „sehr ernst“. Es bleibt also Stoff für den Wahlkampf.

Frankfurter Allgemeine

Frankfurter Zeitung
Gründungsherausgeber Erich Welter †

VERANTWORTLICHE REDAKTUREN: für Innenpolitik: Dr. Jasper von Altenbockum; für Außenpolitik: Dr. Nikolas Busse; für Nachrichten und Politik Online: Andreas Ross, Dr. Kim Björn Becker (stv.), Philipp Eppelsheim (stv.), Tatjana Heid (stv.); für „Zeitgeschehen“: Dr. Reinhard Müller; für „Die Gegenwart“: Dr. Daniel Deckers; für Deutschland und die Welt: Dr. Alfons Kaiser; für Wirtschaftspolitik: Heike Göbel; für Wirtschaftsberichterstattung: Johannes Pennkamp; für Unternehmen: Sven Astheimer; für Finanzen: Inken Schönauer; für Wirtschaft und Finanzen Online: Alexander Armbruster; für Sport: Anno Hecker, Peter Penders (stv.); für Sport Online: Tobias Rabe, Sönke Sievers (stv.); für Feuilleton: Sandra Kegel, Dr. Matthias Alexander (stv.), Jakob Strobel y Serra (stv.); für Literatur und literarisches Leben: Andreas Plattaus; für Feuilleton Online: Michael Hanfeld; für Rhein-Main: Manfred Köhler und Jacqueline Vogt (verantwortlich), Marie Lisa Kehler (stv.).

FÜR REGELMÄSSIG ERSCHEINENDE BEILAGEN UND SONDERSEITEN: Beruf und Chance: Britta Beeger; Bildungswelten: Dr. h.c. Heike Schmolz; Der Betriebswirt: Mark Fehr; Der Volkswirt: Dr. Tillmann Neuscheler; Die Lounge: Patrick Welter; Die Ordnung der Wirtschaft: Heike Göbel; D.Economy: Alexander Armbruster; Forschung und Lehre: Thomas Thiel; Geisteswissenschaften: Patrick Bahners; Immobilien: Jan Hauser; Jugend schreibt: Dr. Ursula Kals; Jugend und Wirtschaft: Lisa Becker; Kunst-

markt: Ursula Scheer; Medien: Michael Hanfeld; Menschen und Wirtschaft: Philipp Krohn; Natur und Wissenschaft: Dr. Pia Heinemann und Joachim Müller-Jung; Neue Sachbücher: Helmut Mayer; Politische Bücher: Dr. Peter Sturm; Recht und Steuern: Corinna Budras; Reiseblatt: Jakob Strobel y Serra; Staat und Recht: Dr. Reinhard Müller; Technik und Motor: Holger Appel.

Bildredaktion: Henner Flohr; **Chefin vom Dienst:** Dr. Elena Geus; **Grafische Gestaltung:** Holger Windfuhr (Art Director), Benjamin Boch (stv.).

ARCHIV: Olivera Kipic.

DIGITALE PRODUKTE: Cai Tore Philippsen (verantwortlicher Redakteur), Dr. Holger Schmidt (verantwortlicher Redakteur Newsletter und Verticals), Ina Lockhart (Social Media), Robert Wenkemann (Art Director), Nina Hewelt (Stv./Koordinatorin Informationsgrafik), Andreas Krobok (Audio/Video), Felix Hooß (Paywall).

GESCHÄFTSFÜHRUNG: Thomas Lindner (Vorsitzender), Dr. Volker Bredt.

DIGITALE PRODUKTION UND VERTRIEB: Stefan Buhr, Nico Wilfer.

ANZEIGEN: Ingo Müller (verantwortlich) und Jürgen Maukner, REPUBLIC Marketing & Media Solutions GmbH, Mittelstraße 2–4, 10117 Berlin, www.republic.de.

HERSTELLER: Andreas Gierth.

MONATSBEZUGSPREIS: Inland: Abonnement Frankfurter Allgemeine Zeitung 77,90 €; einschließlich Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung 85,90 €. Abonnenten der ge-

druckten Zeitung lesen für einen Aufpreis von 11,00 € die digitalen Ausgaben der F.A.Z. und Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung. Darin enthalten ist außerdem der vollständige Zugang zur Website FAZ.NET (FAZ+). Mehr Informationen zu allen Angeboten und Preisen (z. B. für junge Leser, Geschäftskunden, Digital- und Auslandsabonnements) im Internet unter abofaz.net. Ihre Daten werden zum Zweck der Zeitungszustellung an Zustellpartner und an die Medienservice GmbH & Co. KG, Pariser Straße 1, 60486 Frankfurt am Main, übermittelt. Gerichtsstand ist Frankfurt am Main.

NACHDRUCKE: Eine Verwertung der urheberrechtlich geschützten Zeitung oder der in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar, soweit sich aus dem Urhebergesetz nicht anderes ergibt. Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung von Zeitungsinhalten in Datenbanksystemen, zum Beispiel als elektronischer Pressespiegel oder Archiv, ohne Zustimmung des Verlages unzulässig.

Sofern Sie Artikel dieser Zeitung nachdrucken, in Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen oder per E-Mail versenden wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der F.A.Z. GmbH online erwerben unter www.faz-rechte.de. Auskunft erhalten Sie unter nutzungsrechte@faz.de oder telefonisch unter (069) 75 91-29 01. Für die Übernahme von Artikeln in Ihren internen elektronischen Pressespiegel erhalten Sie die erforderlichen Rechte unter www.presse-monitor.de oder telefonisch unter (0 30) 28 49 30, PMG Presse-Monitor GmbH.

© FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG GMBH, FRANKFURT AM MAIN

Die Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH behält sich eine Nutzung ihrer Inhalte für kommerzielles Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor. Für den Erwerb einer entsprechenden Nutzungslizenz wenden Sie sich bitte an nutzungsrechte@faz.de.

DRUCK: Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH & Co. KG, Kurhessenstraße 4–6, 64546 Mörfelden-Walldorf; Pressdruck Potsdam GmbH, Friedrich-Engels-Straße 24, 14473 Potsdam; Süddeutscher Verlag Zeitungsdruck GmbH, Zamdorfer Straße 40, 81677 München.

Amthliches Publikationsorgan der Börse Berlin, Rheinisch-Westfälischen Börse zu Düsseldorf, Frankfurter Wertpapierbörse, Hanseatische Wertpapierbörse Hamburg, Niedersächsischen Börse zu Hannover, Börse München, Baden-Württembergischen Wertpapierbörse zu Stuttgart

ANSCHRIFT FÜR VERLAG UND REDAKTION: Postadresse: 60267 Frankfurt am Main, Hausanschrift: Pariser Straße 1, 60486 Frankfurt am Main; zugleich auch ladungsfähige Anschrift für alle im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten.

ZENTRALE: (0 69) 75 91-0.

KUNDENSERVICE: aboservice@faz.de,

Telefon: (0 69) 75 91-10 00 oder unter www.faz.net/meinabo.

ANZEIGENSERVICE: anzeigenannahme@m-s-medien-service.de oder Telefon: (0 69) 75 91-33 44.

BRIEFE AN DIE HERAUSGEBER: leserbriefe@faz.de

Is vor zwei Jahren noch war Liu Dongsheng mit seinem Sattelschlepper tief im chinesischen Süden unterwegs, wochenlang blieb er damals weg von zu Hause. Wenn Liu heute fährt, überquert er auf jeder Tour eine Grenze und ist doch öfter bei seiner Familie. Er wohnt in der Stadt Hunchun im Nordosten Chinas, im Dreiländereck von China, Nordkorea und Russland.

Gerade ist Liu zurück aus Nordkorea. Er schließt das Führerhaus seiner schwarzen Zugmaschine ab und bereitet alles für die Nacht in Hunchun vor. Ein paar Mal im Monat fährt er rüber, sagt Liu, öfter aber neuerdings nach Russland. Dort laufen die Geschäfte besser.

Am Hosenbund der schwarzen Jeans baumeln Lius Schlüssel, auf dem Anhänger liegt ein blauer Container. Der Schlafplatz der Trucker ist ein Schotterplatz hinter einem Torbogen mit verbleichenen, abgeplatteten chinesischen und kyrillischen Zeichen: „Bilaterales Handelsgebiet“.

Trucker Liu fühlt sich in Nordkorea nicht gut behandelt. „Sie fordern an jeder Abfertigungsstelle Geld.“ Zwischen 25 und 40 Euro Schmiegeld muss er pro Fahrt an nordkoreanische Beamte zahlen. „Nordkorea ist nicht wohlhabend, sie wollen alles, was sie sehen.“ Umgerechnet 260 Euro bekommt er für jeden Nordkorea-Trip. Liu sagt, lieber fahre er nach Russland. Die Straßen seien dort ähnlich gut wie in China. Und Bestechungsgeld muss er den Russen auch nicht zahlen.

Der Handel mit Nordkorea läuft nicht mehr so gut, mit Russland dafür umso besser. Seit Putins Großangriff auf die Ukraine 2022 weicht Russland wegen der westlichen Sanktionen in den fernen Osten aus, um die Wirtschaft am Laufen zu halten. Aus der verschlafenen Grenzstadt Hunchun mit ihren 250.000 Einwohnern ist ein boomender Handelsort geworden.

Von Hunchun aus führt der Weg zum Quanhe-Grenzübergang nach Nordkorea einige Kilometer durch den Wald. Schilder warnen am Straßenrand vor freilebenden Raubtieren. Vor einiger Zeit sollen Tiger hier ein Ehepaar erwischt haben. Zwei Spuren gehen von der Straße ab, dahinter erscheint das graue Tor zur Brücke über den Grenzfluss Tumen, der China von Nordkorea trennt. Die Grenze öffnet morgens um acht Uhr. Liu muss sein Handy abgeben, nach Nordkorea darf er es nicht mitnehmen. Peking und Pjöngjang misstrauen einander. Liu darf in Nordkorea auch nicht übernachten. Wenn er mit seiner Lieferung nicht innerhalb eines Tages fertig wird, stellt er den Lastwagen für die Nacht in Nordkorea ab, fährt selbst mit einem Arbeiter- oder Touristenbus zurück zur Grenze und kommt am nächsten Tag wieder.

Zehn chinesische Lkw stehen mit verbeulten Containern vor dem Fallgitter des Grenzübergangs. Die Fahrer dösen in ihren Fahrerhäusern. Ein paar Dutzend Kilometer fahre er nach Nordkorea hinein, sagt Liu, wo sein Lastwagen dann entladen wird. Er befördert Möbel und Lebensmittel wie Reis nach Nordkorea. Derzeit kommen täglich etwa zwanzig chinesische Lkw in das abgeschottete Nachbarland, halb so viele wie noch im vergangenen Jahr. „Da war es schwierig, am Grenzübergang einen Platz zu bekommen“, sagt Liu. Seither sind die Lieferungen aus Russland per Eisenbahn nach Nordkorea angestiegen. Putin liefert Kim Jong-un jetzt Lebensmittel und Treibstoff.

Die Volksrepublik ist zwar bis heute der größte Handelspartner Nordkoreas, das zu großen Teilen von China abhängig ist. Seit Russland für seinen Angriffskrieg in der Ukraine aber millionenfach Munition aus Nordkorea bekommt, erhält Pjöngjang von Moskau immer mehr Lebensmittel und Treibstoff, und in ungewissem Maße auch Hilfe in der Rüstungstechnik. Das stärkt wiederum Nordkoreas politische Position gegenüber China.

Hunchuns großer Einkaufspark wirbt in chinesischer, kyrillischer und koreanischer Schrift um die chinesisch-koreanische Minderheit der Gegend. Russischen Touristen werden Autoteile angeboten, Chinesen können russische Lebensmittel in einem Supermarkt kaufen, dessen Eingang zwei mannshohe Matroschkas säumen. In einem Nebengang leuchtet neonöhrenhell ein weiterer Exportshop. Er bietet Produkte aus Nordkorea feil: Schnaps für umgerechnet zweihundert Euro die Flasche oder gefälschte nordkoreanische Geldscheine zu sechs Euro das Bündel. Nur die Kunden fehlen. Ein unterbeschäftigter Angestellter sagt, die Waren stammten von der nordkoreanischen Regierung. Bei Interesse könne er einem auch nordkoreanische Arbeiterinnen vermitteln. Sie seien jung und „sehr effizient“.

In Hunchuns Kleiderfabriken schufte zahlreiche dieser Arbeiterinnen, aber zu Gesicht bekommt man sie nicht. Der Mann sagt, im Monat verdienten die Nordkoreanerinnen umgerechnet zweihundert Euro. Unklar sei allerdings, wie viel davon letztlich bei ihnen ankam und wie viel das Regime in Pjöngjang einbehält. In Russland werde ihnen mittlerweile mehr gezahlt, sagt der Mann, deshalb gehen immer mehr nordkoreanische Arbeiter dorthin. „Jetzt ist Russland der wahre große Bruder von Nordkorea und nicht mehr China.“

Trucker Liu sagt, er mag die Russen mehr als die Nordkoreaner. Vor 2023 durften die meisten chinesischen Lastwagen nicht nach Russland fahren, erzählt er. „Jetzt gibt es für mich keine Beschränkungen mehr.“ Das deckt sich in etwa mit der Zeit seit dem russischen



Der Handel boomt: Lastwagen überqueren den Grenzübergang von Hunchun.

Fotos Imago/Xinhua

Die Russen sind ihm lieber

Im Dreiländereck von China, Russland und Nordkorea floriert seit dem Ukrainekrieg der Handel. Unterwegs mit einem Lastwagenfahrer, für den die Grenzübertritte Alltag sind.

Von Jochen Stahnke, Hunchun

Überfall auf die Ukraine. Die westlichen Sanktionen führen in Russland zu Knappheit, die China weitgehend kompensiert. Vor einem Jahr trotzte Peking Moskau zudem die Vereinbarung ab, dass China seinen Binnenhandel in der Region auch über den Hafen im russischen Wladiwostok abwickeln darf. Der nächste chinesische Hafen Dalian befindet sich nämlich viele Hundert Kilometer weiter südlich. Liu sagt, jetzt fährt er meist nach Wladiwostok und ins nahe gelegene Ussurijsk, nach Nordkorea dagegen nur noch wenige Tage im Monat. Überhaupt, sagt er, kaufen immer mehr Chinesen aus Hunchun Lastwagen, um vom Handel mit Russland zu profitieren. Die Konkurrenz wird größer. Aber es gibt auch immer mehr zu verteilen.

In Hunchun stieg das Volumen der umgeschlagenen Waren mit Russland vergangenes Jahr um 43 Prozent auf 2,6 Milliarden Euro. Genaueres erfährt man im Büro für wirtschaftliche Zusammenarbeit in der Distriktverwaltung. Es liegt in einem der grauen, mehrgeschossigen Verwaltungsgebäude, die für chinesische Provinzbehörden typisch sind. Es gibt keinen Fahrstuhl, im fünften Stock findet sich das Zimmer der Direktorin Guo Xiujuan. Die Tür steht offen. Guo bittet freundlich herein, eine elegant gekleidete Mittvierzigerin. Sie habe Zeit, sagt sie freundlich, auch wenn ihr Terminkalender voll ist. Gleich am Nachmittag habe sie noch einen Termin mit Vertretern einer Autoteilefirma, die hier Land pachten wolle. „Besonders seit verganginem Jahr bauen wir Industrieparks“, sagt Guo. „Immer mehr Unternehmen kaufen hier Grundstücke.“

Das folgt einem in China üblichen Muster: Wenn irgendwo etwas gut läuft, dann kommen alle und ziehen ohne Unterlass neue Gebäude hoch. Zumal der Rest des Landes, vor allem Nordchina, in einer Wirtschaftskrise steckt. „Ein bekanntes Laptop-Unternehmen will hier in Hunchun eine Fabrik errichten und nach der Montage direkt nach Russland exportieren“, erzählt die Direktorin freimütig. „Ich kann nicht sagen, um welche Firma es sich handelt“, sagt sie. Geschäftsgeheimnis. „Aber es ist ein sehr großes Unternehmen.“

Die chinesischen Investoren schauen auf Russland, Guo Xiujuan blickt auf die vielen Papiere auf ihrem Schreibtisch.

Einen wachsenden Anteil der Ausfuhren von Hunchun nach Russland machen Elektronikprodukte aus, sagt Guo – rund 20 Prozent. Ihre Arbeit macht Guo offensichtlich Freude. Die Interessenten stehen Schlange. Die Direktorin zählt auf: 18 Prozent der Ausfuhren nach Russland entfallen auf Autoteile. „Die

sind knapp.“ Und allein über Hunchun wurden 2023 zwölftausend schwere Lkw nach Russland exportiert. „Die Wachstumsrate dürfte hier über hundert Prozent betragen haben.“ Hinzu kommen Eisenwaren und Güter des täglichen Bedarfs, wie Sanitärteile und Baumaterialien: 26 Prozent. Bekleidung und Schuhe:

acht Prozent. „Überraschenderweise haben auch Spielzeuge und Musikinstrumente mit 18 Prozent einen großen Anteil“, wundert sich die Direktorin. „In Russland fehlt es wirklich an allem.“

Die Vereinigten Staaten halten China für Russlands „Hauptlieferanten“ von Gütern mit zivilem wie militärischem Verwendungszweck. Darunter fallen Werkzeugmaschinen, Mikroelektronik und Bauteile, die Moskau zur Waffenerstellung benötigt. Russland habe es schwer, „seinen Angriff auf die Ukraine ohne Chinas Unterstützung aufrechtzuerhalten“, sagte Außenminister Antony Blinken bei seinem Besuch in Peking. Die NATO nennt China einen „entscheidenden Ermöglicher“ von Russlands Angriffskrieg gegen die Ukraine. Peking spricht von „normalen Handelsströmen“ nach Russland.

Handelsdirektorin Guo sagt, sie kenne einen chinesischen Händler, der Getränke der Marke Coca-Cola nach Russland exportiert. Eigentlich ist das schwierig, denn wegen der westlichen Sanktionen dürfe Coca-Cola nicht direkt nach Russland ausgeliefert werden. „Er kauft die Cola (in China), entfernt die Etiketten und benennt sie in russische Marken um“, sagt Guo. „Damit hat er in wenigen Monaten Millionen verdient.“

Hängt das alles mit dem Krieg in der Ukraine zusammen? „Auf jeden Fall. Viele Leute glauben, dass Russland wegen des Krieges mehr Waren braucht und sich jetzt nur noch auf China verlassen kann. Was ihnen fehlt, importieren sie aus China zu niedrigen Preisen und in recht guter Qualität.“

Kann Russland das bezahlen? „Ja, sonst würden die Chinesen nicht liefern. Sie zahlen im Voraus, meist in Rubel, teilweise auch in Yuan, aber nicht viel. Wegen der Sanktionen können sie nicht in Dollar zahlen.“

Das spontane Gespräch mit Frau Guo verläuft so überraschend offen, wie es in China heutzutage oft nur noch in der Provinz möglich ist. Am Ende macht aber auch die Direktorin ihre Hausaufgaben. Wenige Stunden nach dem Gespräch klopft ein Zivilpolizist im Hotelzimmer, fragt nach weiteren Rechercheplänen, nach der Abreise und warnt: „Interviews mit einigen ausländischen Firmen sind hier verboten.“

Im Hotel „Mingmen“ steht eine Werbetafel einer Autoexportfirma aus Wladiwostok. „Zuverlässige Bezahlung für den Autokauf“, heißt es in Kyryllisch.

„Ganze Liste chinesischer Marken. Schneller Erhalt eines Autos.“ Die Hälfte der Übernachtungsgäste hier seien Russen, sagt der Portier. Zum Beispiel Ella aus Sachalin, die vor der Souvenirecke des Hotels in einem Sessel sitzt. Wegen der traditionellen chinesischen Medizin sei sie in China.

Von der russischen Insel Sachalin importiert Hunchun seit 2021 Flüssiggas. Mangels Pipeline wird es von Fernost-Russland in Tanklastwagen nach China gefahren. Im Handelsbüro heißt es, das LNG-Transportvolumen zwischen Hunchun und Sachalin habe sich allein im vergangenen Jahr um 222 Prozent erhöht. Zudem beziehe Hunchun aus Sachalin Holz, Fisch und Kohle. Die Souvenierhändlerin übersetzt aus dem Russischen und erzählt schließlich selbst, sie habe ihren Sohn nach Moskau geschickt. Damit er Russisch lerne.

Seit die USA ihre Sanktionen gegen Finanzinstitute mit Russlandgeschäften verschärfen, ziehen sich Chinas Großbanken mehr und mehr aus Transaktionen mit Russland zurück. Man ist vorsichtiger geworden. Chinesische Exportfirmen nutzen zunehmend kleine Banken an der Grenze, die noch Zahlungen abwickeln. Doch auch hier berichten Geschäftsleute von Schwierigkeiten. „Das Verhalten inländischer Banken, insbesondere staatlicher Banken, während dieser Sanktionsperiode ist enttäuschend“, schreibt ein Händler in einem chinesischen Import-Export-Onlineforum. „Jetzt haben sich kleinere Banken (im Grenzgebiet) eingeschaltet, aber ihr Transaktionsvolumen ist begrenzt.“ So bleibt ungewiss, ob der Boom andauern wird. In der Zwischenzeit profitieren die, die schon da sind.

Trucker Liu sagt, ihm gehören drei Lastwagen. Einen fährt er selber, die beiden anderen fahren seine Angestellten. Ein paar Tausend Euro Umsatz macht er mit jedem Lkw im Monat. Inzwischen gibt es viele russische Fahrer, sagt Liu, die Konkurrenz aus dem Nachbarland wird härter. Pro Tour verdient er jetzt weniger, dafür kriegt er mehr Fahrten. Und kommt am Ende auf das gleiche Geld wie vor dem Krieg.

Die Geschäfte laufen, aber die Völkerverfreundschaft findet ihre Grenzen spätestens, wenn es um die Geschichte geht. Wenige Kilometer südöstlich von Hunchun zieht der Tumen eine malerische Schleife gen Osten. Dem Grenzfluss zur Rechten liegt Nordkorea, auf der anderen, grün verbuschten Uferseite China. Das Territorium der Volksrepublik reicht bis vor eine alte Eisenbahnbrücke wenige Kilometer vor der Flussmündung ins Meer.

Hinter der Stahlträger-Brücke beginnt Russland, das sich von dort an den Tumen-Fluss mit Nordkorea teilt. Das Stahlträgerkonstrukt ließ die Sowjetunion 1954 kurz nach dem Ende des Koreakriegs über den Grenzfluss ziehen, genau an der Stelle, wo Chinas Gebiet endet. Und absichtlich so tief, dass chinesische Schiffe nicht mehr darunter durchpassen. Das will Chinas Staatschef Xi Jinping jetzt ändern.

Genau an dieser Stelle jedenfalls hat die Volksrepublik einen Aussichtsturm errichtet, mit einem patriotischen Museum im Innern. Schautafeln erinnern daran, wie das schwache kaiserliche China 1858 im Abkommen von Aigun hier mehr als 600.000 Quadratmeter Land aus russische Zarenreich abtreten musste, und wenig später noch einmal 400.000: China verlor seinen einzigen Zugang zum Japanischen Meer/Ostmeer. Jetzt liegt das Meer 15 Kilometer vom letzten chinesischen Aussichtsturm entfernt. Worauf gleich mehrere Grafiken hinweisen. „Das war alles mal China“, sagt ein Tourist zu seiner Frau auf dem Aussichtsturm und zeigt Richtung See. China hätte diesen Zugang gern zurück. Pekings Verhandlungsposition wächst, seit Russland immer abhängiger von China wird.

Und so vereinbarten Wladimir Putin und Xi Jinping im Mai in Peking, mit Nordkorea einen „konstruktiven Dialog über die Fahrt chinesischer Schiffe durch den unteren Tumen-Fluss zur See zu führen“. Den Unterlauf des Tumen will China verbreitern und die Brücke mit Zustimmung aus Moskau und Pjöngjang abreißen lassen. Damit hätte China Zugang ins Meer direkt vor Japan und gleichzeitig eine neue Schifffahrtsroute in die Arktis gewonnen. Im Aussichtsturm preist eine Schautafel den historischen Politiker Wu Dacheng: Dieser habe dem Zarenreich zur vorherigen Jahrhundertwende durch „beharrliche und wiederholte Verhandlungen“ die Durchfahrt chinesischer Schiffe abgetrotzt.

Draußen auf der obersten Terrasse des Aussichtsturms beobachten die Besucher, wie auf der anderen Seite der Grenze eine schwere russische Diesellokomotive einen Güterzug mit zahlreichen geschlossenen Waggons in Richtung Brücke nach Nordkorea zieht. Ein halbes Dutzend chinesischer Beamter verfolgt den Rangiervorgang auf dem Balkon der benachbarten Kaserne.

Der russische Zug hält am russischen Bahnhof Khasan. Zwei weitere russische Dieselloks fahren am ersten Zug vorbei in Richtung Stahlträgerbrücke. Die beiden Lokomotiven ziehen einen einzigen, uralten Personenwaggon. Sie überqueren die Brücke, passieren den kleinen nordkoreanischen Bahnsteig Tumanang mit einem mannshohen koreanischen Propagandaschriftzug und verlieren sich auf den Gleisen zwischen den grünen, landwirtschaftlich unberührten Hügeln in Nordkorea.

Mitarbeit Wang Binghao.



Enge Kontakte: Russische Touristen auf dem Nachtmarkt von Hunchun

Die EU entzweit sich über eine Bestrafung Ungarns

Borrell entscheidet allein – und durchkreuzt Treffen in Budapest / Von Thomas Gutschker, Brüssel

Eine Diplomatenweisheit lautet: Stelle nie eine Frage, wenn du die Antwort nicht hören willst. Was andernfalls geschehen kann, war am Montag beim Treffen der EU-Außenminister zu besichtigen. Stundenlang stritten sie darüber, ob das nächste informelle Rats-treffen der Außen- und Verteidigungsminister Ende August in Budapest stattfinden soll – oder doch lieber in Brüssel, um Ungarn für seine diplomatischen Alleingänge zu bestrafen. Der Außenbeauftragte Josep Borrell hatte diese Frage aufgeworfen. Nach einem Rat, der fast zehn Stunden lang dauerte, stellte der Spanier am Abend erschöpft fest, dass es ihm nicht gelungen sei, die Staaten auf eine gemeinsame Linie zu bringen. „Es gab eine ziemlich starke Spaltung“, gestand er ein.

Was also tun? Borrell besann sich am Ende doch seiner Kompetenzen und gab selbst die Antwort: Das Auftreten Ungarns müsse Konsequenzen haben, deshalb werde er Ende August zum informellen Rat nach Brüssel einladen. Gegen den Willen nicht nur Ungarns, sondern von etwa zehn Mitgliedstaaten, darunter alle großen. Es war das überraschende Ende eines kuriosen Tages, an dem Borrell selbst ebenso sehr unter Druck geraten war wie der ungarische Außenminister Péter Szijjártó.

Zwar verurteilten die Staaten einmütig die Reisen von Ministerpräsident Viktor Orbán und dessen Behauptung, dass die Europäische Union den Krieg in der Ukraine vorantreibt. Borrell ließ sich dazu wortreich aus – die EU wolle Frieden, während Putin den Krieg immer weiter vorantreibt. Nur die Slowakei schwieg dazu. Doch an der Frage, ob und wie Ungarn dafür bestraft werden solle, zerbrach die Einheit. Polen, die baltischen und die nordischen Staa-

ten wollten das Treffen in Budapest boykottieren. Dagegen wollten Nachbarn Ungarns wie die Slowakei und Kroatien keinerlei Konsequenzen ziehen – „Business as usual“, nannte Borrell das. In der Sache waren aber auch Deutschland, Frankreich, Italien, Spanien und die Niederlande gegen eine Verlegung. Man dürfe Ungarn nicht in eine Opferrolle drängen, argumentierte etwa Außenministerin Annalena Baerbock. Denn das entspreche exakt Orbáns Kalkül.

Die Minister dieser Staaten waren auch deshalb verärgert, weil sie ihre Position Borrell schon vor einer Woche mitgeteilt hatten. Daraufhin nahm der Außenbeauftragte seinen Vorschlag vom Tisch, das sogenannte Gymnich-Treffen durch einen formellen Rat in Brüssel zu ersetzen. Doch am vorigen Freitag kündigte er abermals an, die Meinungen der Minister hören zu wollen. Dafür mussten am Montag dann alle Berater den Raum verlassen.

Erörtert wurde dann auch eine dritte Option, nämlich den Außenministerrat in der Ukraine abzuhalten. Allerdings wäre das nur einstimmig möglich gewesen – was Szijjártó per Veto verhinderte. Der ungarische Minister ging zum Gegenangriff über und beklagte sich darüber, dass Kiew einseitig den Transit von russischem Erdöl über die Druschba-Pipeline beendet hatte. Auf diesem Weg werden Raffinerien in Ungarn und der Slowakei versorgt; die Länder hatten entsprechende Ausnahmen bei den EU-Sanktionen durchgesetzt. So haben sich die Fronten zwischen Kiew und Budapest nun weiter verhärtet. Dass Ungarn sein Veto in anderen Fragen aufhebt, etwa was die Erstattung von Waffenlieferungen angeht, erschien auch Borrell ausgeschlossen.

Einigung zu Schiff Sierra Madre Philippinen dürfen Außenposten im Meer versorgen

stah. PEKING. Die Philippinen und China haben sich auf eine „vorübergehende Einigung“ verständigt, die eine Versorgung des 1999 auf Grund gesetzten philippinischen Schiffes Sierra Madre gewährleisten soll. Dies teilte Manila am Sonntag mit, nachdem es in den vergangenen Wochen eine Reihe von Treffen gegeben habe. Das Schiffswrack dient Manila als militärischer Außenposten im Second Thomas Shoal, einem Riff 200 Kilometer vor der philippinischen Insel Palawan. Aus Sicht Manilas liegt es in der eigenen ausschließlichen Wirtschaftszone, gleichwohl beansprucht es China für sich. In den vergangenen Wochen hatten chinesische Sicherheitskräfte philippinische Versorgungsboote für die Sierra Madre immer wieder abgedrängt, mit Wasserkanonen beschossen und geentert und dabei auch philippinische Seeleute verletzt. Dies hatte Sorgen vor einer militärischen Eskalation gemehrt, zumal die USA ein Verteidigungsabkommen mit den Philippinen unterhalten.

Das chinesische Außenministerium bestätigte am Montagmorgen eine Einigung mit den Philippinen. Gleichzeitig gaben die Chinesen jedoch Details zu dem Abkommen bekannt, die von Manila umgehend wieder bestritten wurden. So sei den Angaben Pekings zufolge vereinbart worden, dass die Volksrepublik vorher informiert werden müsse, wann immer die Philippinen „lebensnotwendige Güter“ zur Versorgung

ihrer Truppen auf die Sierra Madre schicken wollen. Zudem dürfe China „den gesamten Prozess der Versorgung überwachen“ und werde die Philippinen „entschlüsseln“, falls diese „große Mengen an Baumaterialien an das Kriegsschiff schicken und versuchen sollten, feste Einrichtungen oder permanente Außenposten zu errichten“.

Das philippinische Außenministerium erklärte die chinesischen Ausführungen am Montag umgehend für „ungenau“. Keineswegs habe man vereinbart, dass man Peking vorab über Versorgungsmissionen informieren werde, noch, dass China den Prozess überwachen werde. Zur Frage der Baumaterialien äußerte sich Manila zunächst nicht öffentlich. Den Text der getroffenen Vereinbarungen veröffentlichte keine Seite.

Über etwaige Gebietsansprüche wurde offenbar nicht verhandelt. Gleichwohl verlaublichen sowohl Peking als auch Manila, auf eine „Deeskalation“ hinarbeiten zu wollen. Manila erklärte nach Angaben der Nachrichtenagentur Reuters, die kommenden Versorgungsmissionen trotz amerikanischer Hilfsangebote zunächst selbst durchführen zu wollen. Vergangenen Freitag hatte der amerikanische nationale Sicherheitsberater Jake Sullivan angekündigt, man werde „tun, was notwendig ist“, um sicherzustellen, dass Amerikas philippinischer Bündnispartner die Sierra Madre wieder versorgen kann.

Wichtiges in Kürze

Generalinspekteur Breuer fordert Einsatzbereitschaft

Der Generalinspekteur der Bundeswehr, Carsten Breuer, hält eine hohe Einsatzbereitschaft der Bundeswehrsoldaten für unverzichtbar. „Um abschrecken zu können, brauche ich eine hohe Einsatzbereitschaft“, sagte Breuer dem „Tagesspiegel“ am Montag. Diese erreiche man aber nur, wenn man ausbilde und übe. Und wenn das notwendige Material zur Instandsetzung bereitgehalten werde. Der General bekräftigte seine Forderung nach einem neuen Wehrdienst, auch um den sogenannten Operationsplan Deutschland ausüben zu können. Dieser tritt im Falle eines Überfalls in Kraft, um die Bundesrepublik zu verteidigen. „Wir brauchen einen Wehrdienst dringend, weil damit die späteren Reservistinnen und Reservisten ausgebildet werden, auf die wir im Verteidigungsfall zurückgreifen können müssen“, so Breuer. KNA

Ein Drittel der SPD-Mitglieder für Scholz als Kandidat

Laut einer Forsa-Umfrage für das Redaktionsnetzwerk Deutschland ist nur ein Drittel der SPD-Mitglieder der Meinung, dass Bundeskanzler Olaf Scholz bei der Bundestagswahl 2025 wieder Kanzlerkandidat werden sollte. 67 Pro-

zent der Befragten äußerten, dass die SPD mit einer anderen Person bessere Chancen hätte. Ein Drittel nannte Verteidigungsminister Boris Pistorius. Forsa befragte zwischen dem 8. und 12. Juli 2024, nach der Haushalterhebung der Ampel, 1001 SPD-Mitglieder, nach Forsa-Angaben ein repräsentativer Querschnitt der Mitgliedschaft. Die Partei hatte zum Jahreswechsel nach eigenen Angaben 365.190 Mitglieder. dpa

Michal zum estnischen Ministerpräsidenten gewählt

In Estland tritt der 49 Jahre alte Politiker der wirtschaftsliberalen Reformpartei Kristen Michal die Nachfolge der bisherigen Regierungschefin Kaja Kallas an. 64 der insgesamt 101 Abgeordneten stimmten am Montag für den ehemaligen Klimaminister, 27 gegen ihn. Zuvor hatte Kallas ihren Rücktritt erklärt, um Außenbeauftragte der EU werden zu können. F.A.Z.

Korrektur

In unserer Samstagsausgabe war ein Zitat des früheren polnischen Botschafters in Deutschland Janusz Reiter über die Verschwörer des 20. Juli 1944 falsch angegeben. Richtig lautet es: „Sie sind zwar nicht meine Helden, aber ich verstehe die Deutschen, die in ihnen ihre Helden sehen.“ F.A.Z.

Gelebte Verfassung

Das Grundgesetz ist 75 Jahre alt. Wie weit stiftet das einstige Provisorium Identität? Mehrere Autoren denken über den „Verfassungspatriotismus“ nach.

Alles begann mit einem Leitartikel in der F.A.Z. am Mittwoch, dem 23. Mai 1979. In Bonn wurde ein neuer Bundespräsident gewählt. In der regierenden SPD-FDP-Koalition hatte es zuvor heftigen Streit gegeben, weil die beiden Parteien sich nicht auf einen gemeinsamen Kandidaten einigen konnten. Die CDU/CSU hatte aber ohnehin die absolute Mehrheit in der Bundesversammlung und wählte den damaligen Bundestagspräsidenten Karl Carstens zum fünften Bundespräsidenten. Am Rande der Wahl gab es kleinere Demonstrationen, wegen Carstens' Vergangenheit im „Dritten Reich“.

Von größeren Feierlichkeiten zum 30. Jahrestag der Unterzeichnung des Grundgesetzes, der genau auf diesen Tag fiel, wurde aber nicht berichtet. Der nüchterne Wahlakt in der Bonner Beethovenhalle schien Geburtstagsfeier genug. Er war wie erwartet bereits nach dem ersten Wahlgang entschieden und entsprach in seiner Unaufgeregtheit ganz dem pathosfreien, pragmatischen Selbstverständnis der Bundesrepublik, deren Verfassung auch drei Jahrzehnte nach ihrer Verabschiedung aus historischen Gründen noch unter der schlichten Bezeichnung „Grundgesetz“ firmierte, auch wenn sie ihrem 1948/49 im Parlamentarischen Rat intendierten provisorischen Charakter längst entwachsen war.

Folgerichtig konstatierte der Leitartikler Dolf Sternberger, damals Professor für Politikwissenschaft an der Universität Heidelberg und zuvor bis zu deren Verbot 1943 Redakteur der „Frankfurter Zeitung“, an eben jenem 23. Mai auf der ersten Seite der F.A.Z.: „... wir leben in einer ganzen Verfassung, in einem ganzen Verfassungsstaat ...“. Und gleich im ersten Satz zog er eine scheinbare Parallele zwischen 1949 und 1979: „Es herrschte kaum Begeisterung vor dreißig Jahren, als der Parlamentarische Rat die Arbeit abschloß.“ Erst im letzten Absatz erlaubte sich Sternberger so etwas wie wohlholde, aber nicht überschäumenden Enthusiasmus, sprach von einer „guten Verfassung“ und von der „Wohltat dieses Grundgesetzes“ und ermunterte seine Leser in aller Zurückhaltung: „Wir brauchen uns nicht zu scheuen, das Grundgesetz zu rühmen.“

Heute würde man sich wohl an Sternbergers Sätze so wenig wie an Tausende anderer Leitartikel erinnern, wenn der inzwischen 45 Jahre alte Kommentar in seiner Überschrift nicht ein Schlagwort genannt hätte, das seither in der politischen Kultur der Bundesrepublik eine ungebrochene Konjunktur erfährt. Die Rede ist vom „Verfassungspatriotismus“, einem Begriff, den Sternberger schon zuvor verwendete, dem aber erst sein F.A.Z.-Leitartikel zum Durchbruch in die bundesrepublikanischen Debatten und



Verfassungspatrioten? Besucher des Demokratiefestes zum 75. Jubiläum des Grundgesetzes im Mai in Berlin

Foto dpa

Diskurse auch über den engeren Bereich der Politikwissenschaft hinaus verhalf. Dazu trug insbesondere Jürgen Habermas bei, der den Begriff 1986 in seinem berühmten „Zeit“-Artikel „Eine Art Schadensabwicklung“, der engagierte Entgegnung auf die umstrittenen Geschichtsthesen Ernst Noltes, aufnahm.

Steffen Augsburg, Professor für Öffentliches Recht an der Universität Gießen und bis vor Kurzem als Mitglied des Deutschen Ethikrates bekannt, wo er sich öfter in gut mit dem Grundgesetz begründeten Sondervoten teils auch von Mehrheitsbeschlüssen absetzte, hat nun in einem Quellenband die inzwischen historischen Primärtexte von Sternberger und Habermas zum Verfassungspatriotismus neu herausgegeben. Sie werden ergänzt durch zwölf Aufsätze anderer Politik- und Rechtswissenschaftler aus den Jahren 1986 bis 2019, darunter Koryphäen ihrer Fächer, wie Dieter Grimm, Jan-Werner Müller, Josef Insensee und Hans Vorländer, die sich analytisch, kritisch und in weiterführender Absicht mit den „Verfassungspatriotismus“-Konzepten von Sternberger und Habermas auseinandersetzen. Eingeleitet wird der vor allem, aber nicht nur für thematisch einschlägige Universitätsseminare geeignete Band von einer pointierten Einfüh-

rung des Herausgebers, in der Augsburg trotz des – zuletzt wieder zum 75. Jahrestag des Grundgesetzes beschworenen – Verfassungspatriotismus hierzulande „einen immer noch vergleichsweise stark ausgeprägten Glauben an Autoritäten“ feststellt. Augsburg erinnert daran, dass die kritische Auseinandersetzung, auch mit der Verfassung selbst, ein „integraler“ und „basaler Bestandteil“ der freiheitlichen Ordnung ist, „scharfe und weitreichende“ öffentliche Kritik vom Grundgesetz geradezu eingefordert werde. Die zuletzt vom Verfassungsschutz eingeführte Beobachtungskategorie der „Delegitimierung des Staates“ lehnt er entsprechend ab.

Wie Sternberger bekennt sich auch Augsburg zum Prinzip der „lebenden Verfassung“ als „gelebte Verfassung“, die neben dem bloßen Verfassungstext auch die „Verfasstheit der Gesellschaft“, also unser aller Handeln, unseren Freiheitsgebrauch, unser Engagement oder Nichtengagement als Staatsbürger, adressiert.

Die anderen abgedruckten Aufsätze arbeiten sich vor allem an den Unterschieden in den gleichwohl nie statischen und abgeschlossenen Konzepten vom Verfassungspatriotismus bei Sternberger und Habermas ab. Während Sternberger darin einen „zweiten Patriotismus“ sah,

der den ersten auf die Nation bezogenen nur ergänzte, werden Habermas' Überlegungen oft dahingehend interpretiert, dass er den ursprünglichen nationalstaatsorientierten Patriotismus aus guten historischen Gründen in der Bundesrepublik durch den Verfassungspatriotismus ersetzt sehen wollte.

Andere Autoren fragen deshalb, ob die ganze verfassungspatriotische Diskussion nicht ein Elitendiskurs sei, der die meisten Bürger gar nicht erreiche. Und tatsächlich ließe sich mit dem derzeitigen Blick auf die Stadien, Kneipen und Plätze der Republik fragen, ob die Mehrheit der Deutschen nicht einfach dem Fußballpatriotismus frönt. Der muss nicht per se schlechter als der Verfassungspatriotismus sein, wenn beide sich als Integrationsmedien in einer immer diversifizierteren Gesellschaft ergänzen. RENÉ SCHLOTT



Steffen Augsburg (Hrsg.): Verfassungspatriotismus. Konzept, Kritik, künftige Relevanz. Europäische Verlagsanstalt, Hamburg 2024. 284 S., 24,- €.

Ein System, sie zu knechten

In seinem neuen Buch zeigt Matthew Desmond, wie Reichtum und Armut in den USA einander bedingen

Die Vereinigten Staaten gehören zu den Ländern, in denen es sich als reicher Mensch ausgesprochen angenehm leben lässt. Für arme Menschen gilt das Gegenteil. Das liegt einerseits daran, dass im Land des Überflusses arm sein besonders schmerzhaft ist. Aber auch – das ist zumindest die These des jüngst erschienenen Buches „Armut. Eine amerikanische Katastrophe“ von Matthew Desmond –, weil Millionen andere in Armut leben.

Matthew Desmond ist Soziologe, Pulitzerpreisträger und Aktivist. Er ist selbst in prekären Verhältnissen aufgewachsen und forscht seit Jahren zu Armut in den Vereinigten Staaten. In seinem Buch geht es nicht nur um die Armen, schreibt er zu Beginn. „Es geht vielmehr darum, wie die andere ‚andere Hälfte‘ lebt, und darum, wie einige Menschen kleingehalten werden, damit sich andere entfalten können.“ Desmonds Buch ist ein Sachbuch, ja. Aber vor allem ist es Anklage und Plädoyer. Desmond klagt die „unverständliche und unverschämte Ungleichheit“ in den Vereinigten Staaten an und fordert, dass „jeder von uns zum Armutsbekämpfer wird“. Sein Buch lässt er mit den Worten enden: „Es reicht nicht aus, wenn wir dieses Problem [die Armut, Anm. d. Red.] nur verstehen. Wir müssen es beseitigen.“

Doch wie ließe sich Armut beseitigen? Desmond meint: Indem wir – er spricht immer von „wir“, wenn er vom begüter-

teren Teil der amerikanischen Bevölkerung spricht – die Axt an jenes System anlegen, das die Armen arm hält und jene, die nicht arm sind, zum „unbewussten Feind der Armen“ macht. So verweist Desmond auf die Ausbeutung auf dem Arbeits- und Wohnungs- und dem Geldmarkt. Er erwähnt Hausbesitzer, die ein Vermögen damit verdienen, verfallene Wohnungen an arme Familien zu vermieten, während sie immer mehr Verantwortung auf sie abwälzen. Beispiel Über: Die Fahrer stellen ihr eigenes Auto zur Verfügung, tanken auf eigene Kosten und müssen sich selbst versichern.

„Sozialer Aufstieg gehört nicht mehr zum amerikanischen Alltag, heute sehen viel zu viele junge Menschen einer ungewissen Zukunft entgegen“, klagt Desmond. Für ihn sind die Vereinigten Staaten ein „Sozialstaat für die Reichen“. Dieser sei wichtiger als die Bekämpfung von Armut. „Die Vereinigten Staaten könnten die Armut morgen beenden, und zwar ohne neue Schulden zu machen, wenn sie konsequent gegen Steuervermeidung vorgehen und die so eingenommenen Summen an die weiterleiten würden, die sie am dringendsten benötigen.“ Desmond zitiert eine Schätzung des Finanzamtes, der zufolge dem amerikanischen

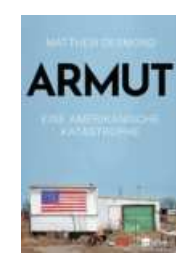
Staat rund eine Billion Dollar pro Jahr aufgrund Steuervermeidung durch die Lappen geht.

An dieser Stelle wäre es leicht für den Leser, die Schuld bei skrupellosen Unternehmen, gewissenlosen Politikern oder bösen Vermietern zu suchen. Es ist das Verdienst des Buches, diese Ausrede nicht gelten zu lassen. Immer wieder betont Desmond: Alle sind „Nutznießer der Ausbeutung“. Ein Beispiel: „Per Handy bestellen wir Taxis, Lebensmittel, Pizza oder Handwerker, alles zu Kampfpreisen. Wir sind die Herren dieser neuen Bedienstetenwirtschaft mit ihren anonymen und unterbezahlten Knechten, die rund um die Uhr für uns bereitstehen.“

Doch wenn alle von der Armut profitieren, wieso sollten sie dann für deren Abschaffung eintreten? Oder anders gefragt: Sind Desmonds Theorien im Kern zwar nachvollziehbar, aber eben doch auch sehr naiv – insbesondere in dem so tief gespaltenen Amerika? Nicht unbedingt, findet er. „Ein Amerika ohne Armut wäre weder eine Utopie noch ein Land der grauen Uniformität“, schreibt er. Vielmehr würden alle von der Abschaffung der Armut profitieren. „Das Ende der Armut würde den breiten Wohlstand mehren.“ Und ohne Armut, so seine Argumentation, wären die Vereinigten Staaten freier. „Eine Nation, die sich zu einer Beseitigung der Armut bekennt, ist eine Nation, die sich wahrhaft zur Freiheit bekennt.“

Desmond setzt auf den Druck von Bewegungen. Das „Washington“, das die Rassendiskriminierung abgeschafft und Gesetze zum Ausbau von Krankenversicherung, Sozialstaat und Bildung ausgebaut habe, sei genauso dysfunktional gewesen wie das „Washington“ heute. „Trotzdem fanden gewöhnliche Bürger Möglichkeiten, ihre Vorstellungen durchzusetzen.“

Dass das auch heute gelingen könnte, daran hat zumindest Desmond keinen Zweifel. Er teilt eine Beobachtung: Im November 2020 demonstrierte eine Gruppe vorwiegend schwarzer und Latinos in Albany, der Hauptstadt des Bundesstaates New York, für einen Mindestlohn von 15 Dollar in der Gastronomie. Auf einmal tauchte eine Gruppe von Weißen mit „Make America Great Again“-Kappen auf. Sie wollten gegen den Wahlsieg Joe Bidens demonstrieren. Als sie hörten, dass die Arbeiter für höhere Löhne demonstrierten, schüttelten sie ihnen die Hände. Und schlossen sich den Protesten an. TATJANA HEID



Matthew Desmond: Armut. Eine amerikanische Katastrophe. Rowohlt Polaris Verlag, Hamburg 2024. 304 S., 20,- €.

Der historische Touristenzug von Palma nach Soller rumpelt in der Nähe vorbei. Aus der Ferne sehen die Wohnmobile und Caravans aus, wie ein Campingplatz unter Bäumen. Doch der Parkplatz des Freibads von Son Hugo am Rand der Inselhauptstadt ist ein Fluchort. In den mehr als 30 Fahrzeugen leben Mallorquiner, die sich ihre eigene Insel nicht mehr leisten können. Sie sind zu Nomaden in ihrer eigenen Heimat geworden, weil ihre Wohnungen zu teuer wurden. Eigentümer vermieten lieber an Urlauber oder verkaufen an Ausländer, von denen sie mehr verlangen können. Für viele Deutsche ist Mallorca die Trauminsel, für viele Einheimische ein Albtraum.

„1200 Euro Miete im Monat, das kann ich nicht zahlen. Als Verkäuferin verdiene ich weniger“, sagt Ana und blinzelt in die Sonne, die auf das Dach ihres umgebauten Lieferwagens herunterschneit. Seit einem Jahr lebt die Achtundvierzigjährige hier, zusammen mit Hund und Katze. Zum Duschen geht sie nebenan ins Freibad, mit ihrer Wäsche fährt sie in einen Waschsalon in der Stadt. „Ich hoffe, ich muss hier nicht noch einen Winter verbringen“, sagt Ana. Aber sie habe es immer noch besser als ihre Tochter an der Playa de Palma. Sie teile sich am „Ballermann“ als Kellnerin ein Zimmer mit einer Kollegin. Ana fühlt sich auf dem abgelegenen Parkplatz sicher und nicht einsam. „Wir sind hier wie eine große Familie und passen aufeinander auf. Aber so kann es für uns alle nicht weitergehen.“ Am Sonntagabend war sie auf der Plaza d’Espanya. Das hat ihr Mut gemacht.

„50.000“, rufen sie am Sonntag immer wieder, als wäre es eine magische Zahl. So viele Demonstranten hat die Plattform „Menys turisme, més vida“ (Weniger Tourismus, mehr Leben) bei dem Protestzug gezählt, der friedlich durch die Innenstadt von Palma marschierte. Das sei „historisch“, sagten die Veranstalter und waren empört über die Polizei, die nur von gut 20.000 sprach, obwohl die letzten an der Plaza d’Espanya aufbrachen, als die Spitze mit dem großen Plakat mit der Aufschrift „Canviem el rumb“ fast am Born-Boulevard war.

„Lasst uns die Richtung ändern. Setzen wir dem Tourismus Grenzen“ war das Motto der größten Demonstration gegen den Massentourismus auf den Balearen. Mit noch mehr Menschen als beim Protest Ende Mai. Seit April überrollt eine Welle der Unzufriedenheit die spanischen Küsten. Den Anfang machten die Kanarischen Inseln. Dort gingen 60.000 Einwohner auf die Straßen. In Málaga waren es später 25.000, es folgten San Sebastián, Barcelona, Cádiz und Alicante.

Das Plakat, das zur Demonstration am Sonntag einlud, illustriert, wie sich offenbar viele Mallorquiner fühlen: Ein bedrohlicher Schwarm von Passagierflugzeugen, Privatjets, Kreuzfahrtschiffen und Luxusjachten kreist um die kleine Insel. Im vergangenen Jahr brachen die Balearen mit fast 18 Millionen Touristen einen Rekord, in diesem Jahr könnten es 20 Millionen werden. Auch im Rest Spaniens ist das Wachstum ungebremst. „Güiris go home“ ist wieder zu hören – „Güiris“ werden in Spanien Ausländer aus nördlichen Ländern genannt.

Viele Slogans sind auf Englisch, damit auch Touristen und ausländische Journalisten sie verstehen. Auf Deutsch steht ein wenig hämisch auf einem Plakat, das auf die EM anspielt, „Raus aus dem Finale, raus hier“. Eine Demonstrantin beschwert sich auf ihrem Poster, dass Deutsche ihre Insel als 17. Bundesland bezeichnen: „Eine Beleidigung!“ Eine Gruppe, angeführt von zwei „Luxustouristen“, hat ein Flugzeug und ein Kreuzfahrtschiff aus Pappmaschee dabei: Sie wollen Privatjets und Kreuzfahrtschiffe verbieten. „Lowcost-Flüge = Killerflüge“, heißt es auf einem anderen Plakat.

Vor allem aber geht es um die Wohnungsnot. Einige tragen ein Häuschen,



„Der Tourismus tötet mein Viertel“: Zehntausende zieht es am Sonntag zur bisher größten Protestkundgebung in Palma de Mallorca auf die Straßen.

Foto AFP

„Wohnen ist ein Recht, kein Luxus“

Mehr als 50.000 Mallorquiner demonstrierten am Sonntag gegen die Folgen des Massentourismus und die Wohnungsnot. Der bisher größte Protest auf den Balearen soll nur der Anfang sein.

Von Hans-Christian Röfler, Palma

das kaum größer ist als ein Dixi-Klo und bieten es für 20.000 Euro an. Die Mieten sind auf den Balearen im vergangenen Jahr um ein Fünftel gestiegen. Die Quadratmeterpreise sind so hoch wie in Madrid. Einheimische Käufer können kaum mit den Ausländern konkurrieren. „Wohnen ist ein Recht, kein Luxus“, „Jedes Airbnb bedeutet eine Familie ohne Wohnung“, ist auf Plakaten zu lesen.

Es ist ein friedlicher Abendspaziergang unter Freunden. Viele haben ihre Kinder mitgebracht, einige ihren Hund. Die Polizisten haben nichts zu tun. Wasserpistolen gegen die Gäste, wie vor Kurzem in Barcelona, kommen nicht zum Einsatz. Ein paar Touristen applaudieren sogar dem Zug, ohne zu wissen, dass es auch um sie geht. „So viele Leute, das hört ja gar nicht auf“, staunt eine deutsche Familie. Unterwegs erklären Demonstranten den Urlaubern am Straßenrand freundlich, worum es ihnen geht. „Sollen sie doch sehen, wo sie ohne unser Geld bleiben“, schimpft ein Mann aus Bayern. Zwei Jungen filmen sich mit ihrem Smartphone vor den Demonstranten und fordern niedrigere Döner-Preise.

Spätestens auf der Bühne am von Platanen gesäumten Born-Boulevard gleicht die Stimmung einem Volksfest. Die Restaurantbesitzer haben alle Tische weggeräumt, bevor die Spitze des Protestzugs einmarschiert, angeführt von einer kleinen Kapelle mit Trommeln, Flöten und Xeremies, den traditionellen Dudelsäcken. Die Innen-

stadt gehört an diesem Sommerabend ausnahmsweise den Inselbewohnern.

Die neue Protestplattform hatte seit Wochen alles generalstabsmäßig geplant. In Workshops, auf drei Vollversammlungen und mit zahllosen Excel-Tabellen bereiteten sich die Mitglieder von 111 Organisationen vor. Sie richteten eine „Widerstandskasse“ ein. Influencer, Schauspieler und Sänger riefen im Internet auf Mallorquiner zur Teilnahme auf: Auf den Balearen entsteht eine bunte Graswurzelbewegung, die auf ausländische Unterstützung setzt. Absichtlich hatten die Organisatoren den Termin mitten in der Hochsaison gelegt. Die Aufmerksamkeit in den Herkunftsländern der Touristen sei wichtig, sagt Jaume Pujol. „Nur so können wir unsere Politiker davon überzeugen, sich unserer Bedürfnisse anzunehmen, damit wir wieder in Ruhe und unter würdigen Bedingungen leben können“, hofft der Fünfzehnjährige, der früher in der Klimaschutzbewegung Fridays for Future aktiv war und heute der jüngste Sprecher der Plattform ist. Bisher seien von den Politikern nur Täuschungsmanöver und leere Worte gekommen.

Die Linke und Aktivisten, die Mallorquiner sprechen, einen Dialekt des Katalanischen, dominieren. Aber die Bandbreite in den eigenen Reihen ist groß: Umwelt- und Klimaschützer, Gewerkschaften, Zimmermädchen, Krankenschwestern, Nachbarschaftsvereine, Antikapitalisten und Palästina-Aktivistinnen – sie fordern am Sonntag zum Boykott einer Hotelkette in israelischem Besitz auf –

wegen „Kollaboration mit dem zionistischen Genozid“ in Gaza.

Der Tourismus boomt, aber immer mehr Menschen auf den Ferieninseln müssen auf ihren Urlaub verzichten. Sie arbeiten hart, aber es reicht nicht, wie bei vielen „Kellys“. So nennen sich die unsichtbaren Frauen, die Hotelzimmer putzen und den Dreack der Urlauber wegräumen. Die Zimmermädchen gehörten zu den Ersten, die in Spanien protestierten. Sie nennen sich „Las Kellys“. Der Name kommt von „Las que limpian los hoteles“, was sich mit „die, die Hotels sauber machen“ übersetzen lässt. Sie kämpfen für bessere Arbeitsbedingungen und sehen sich als das Rückgrat der Hotelbranche.

„Wir freuen uns über den Tourismus. Er gibt uns Arbeit“, sagt Sara del Mar García, die Vorsitzende der balearischen Kellys. Seit mehr als 20 Jahren arbeitet sie in einem Hotel in Palmanova. Statt 15 Minuten braucht sie wegen der vielen Mietwagen auf den Straßen in der Saison eine Stunde von Calvià nach Palmanova. Die Vierundfünfzigjährige ist froh, dass sie eine bezahlbare Wohnung hat. „Eine Kollegin, die 1200 Euro im Monat verdient, hat gerade in Palma nach langer Suche ein Apartment für 1500 Euro gefunden. Auf Ibiza wohnen Hotelangestellte in Zelten.“ Gut 20.000 Kellys arbeiten auf den Balearen. Sie reichen nicht, jedes Jahr kommen mehr Gäste. Das bedeutet Knochenarbeit. „Die meisten von uns nehmen Medikamente“, sagt sie. 24 Zimmer putzt sie in einer Schicht, oft in der Hochsaison mit drei oder vier Betten in einem Zim-

mer. Wie sie das bis zur Rente mit 67 Jahren durchhalten soll, weiß sie nicht.

Die spanischen Inseln werden für die verzweifelt gesuchten Saisonkräfte immer unattraktiver. Auf den Kanaren fehlen mehr als 3000 Zimmerfrauen: Kellner und andere Servicekräfte arbeiten oft den ganzen Sommer durch, um im Winter von ihren Ersparrnissen zu leben. Doch die gehen für miserable Unterkünfte drauf. „Meine Herren Hoteliers, es reicht jetzt mit der Geldgier“, schallt es am Sonntag auf der Demonstration aus einem Lautsprecher. Nicht nur auf den Balearen wird viel verdient, aber von dem Reichtum kommt bei einem Großteil der Bevölkerung wenig an. Mittlerweile weigern sich schon Polizisten, Verwaltungsangestellte und Ärzte, auf die Inseln zu kommen, wo das Leben für sie zu teuer geworden ist.

Hotelliers und die konservative Regionalregierung machen sich jedoch andere Sorgen. Sie fürchten, dass durch die Proteste der Eindruck entstehen könnte, dass Urlauber nicht mehr willkommen sind. Ein Regierungssprecher ermahnte die Demonstranten, die Touristen nicht bei ihrem Stadtbummel stören. Die konservative Regierungschefin Marga Prohens hatte am Sonntag familiäre Verpflichtungen, wie sie der „Mallorca-Zeitung“ sagte. Im Mai hatte Prohens zum ersten Mal eingestanden, dass die Balearen „an ein Limit“ gekommen seien. Im jüngsten Interview betont sie, dass es ihren Inseln ähnlich gehe wie Berlin und Rom: „Wir alle sind immer wieder auch Urlauber.“

Doch die meisten Demonstranten sind nicht in Urlaubsstimmung. Der Sonntag sei erst der Anfang der Kampagne, die Mobilisierung werde weitergehen, kündigt die Plattform an, die einer Entwicklung eine Stimme verleiht, die Iván Murray schon eine Weile beobachtet. Der Geograph an der Universität der Balearen beobachtet einen „Bruch des sozialen Konsenses über die Vorzüge des Tourismus. Das Gefühl nimmt zu, dass der Massentourismus weite Teile der Gesellschaft verdrängt und zu einer prekären Situation führt.“ Immer mehr Menschen zögen aufs Festland. Ana will jedoch bleiben. Nachdem sie von der Demonstration in ihr Wohnmobil zurückgekehrt ist, hat sie wieder einmal alle Immobilienportale gescannt und nichts Bezahlabares gefunden.

Schlag gegen Kokainbande in ganz Europa

dpa. MADRID. Die spanische Polizei hat in Zusammenarbeit mit Kollegen aus mehreren Ländern die laut eigenen Angaben größte Bande von Rauschgiftsmugglern zerschlagen, die Kokain aus Südamerika mit Segelbooten über Spanien nach Europa brachte. Bei Zugriffen in Spanien, Portugal, Norwegen, Bulgarien, Großbritannien, Panama, Trinidad und Tobago sowie Kolumbien seien 50 Personen, unter ihnen 16 Norweger, festgenommen worden, teilte die spanische Polizei mit. Bei der Aktion, an der elf Länder beteiligt waren, seien 1,5 Tonnen Kokain, acht Boote, 36 Fahrzeuge und 85 Telefone beschlagnahmt worden.

Der Anführer der Organisation, der als „Professor“ bekannt gewesen sei, habe die Besatzungen der Segelboote angeheuert, die dann von einem Führungsmitglied der Bande geleitet wurden. Der „Professor“, der vermutlich seit mehr als 20 Jahren im Rauschgifthandel tätig war, habe das volle Vertrauen der kolumbianischen und mexikanischen Kartelle besessen, mit denen er die Herstellung der Rauschgifte und ihren Transport durch Südamerika bis zur Verschiffung nach Spanien koordinierte.

Die Ermittlungen hätten ergeben, dass das mit den Lieferungen erlangte Geld in neue Geschäfte reinvestiert und über ein in mehreren Ländern operierendes Geschäftsnetz gewaschen worden sei. In Spanien verfügte die Bande über zehn Yachten, die je eine Tonne Kokain transportieren konnten. Es habe Basen in Valencia, Alicante, Almería, Málaga und auf den Kanarischen Inseln gegeben, von denen aus Häfen in Brasilien, Kolumbien, Guyana, Trinidad und Tobago, St. Lucia, Barbados und Panama angesteuert wurden.

Kurze Meldungen

Lisa Müller wehrt sich

Sie posiert auf einem Felsen in einem orangefarbenen Bikini, trägt Cappy und Augenpads. „Recover from stressful times“, schreibt Lisa Müller, die mit dem Fußballspieler Thomas Müller verheiratet ist, unter dem Foto auf Instagram. Doch statt Likes bekam die 34 Jahre alte Dressurreiterin vor allem eines: Kommentare über ihren Körper. „Hoffe es geht dir gut? Siehst etwas mager aus?“, schrieb eine Nutzerin. „Bitte lösche die Aufnahmen. Sollen unsere Kinder zur Magersucht erzogen werden?“, kommentierte eine andere. Doch den Post löschte Müller nicht. Stattdessen veröffentlichte sie zwei Tage später ein ähnliches Foto – und verteidigte sich in einer Stellungnahme. „Es soll sich jeder in seinem Körper wohlfühlen und kein Mobbing aufgrund seines Aussehens erfahren.“ Sie mache viel Sport, bereite sich auf einen Halbmarathon vor. Beleidigende Kommentare müssten deshalb nicht sein. Die Reaktionen darauf sind gespalten. Einige Nutzer bleiben bei ihrer Kritik: Müller verherrliche Magersucht. Doch viele nehmen die Reiterin auch in Schutz. Es sei ihr Körper. Und den habe niemand zu kommentieren. sml.

Lena sagt gleich zweimal ab

Die Musikerin Lena Meyer-Landrut hat zwei weitere Auftritte krankheitsbedingt abgesagt. Sie sollte am Sonntagabend beim Festival Ansbach Open in Mittelfranken auf der Bühne stehen. „Aufgrund eines medizinischen Notfalls kann Lena heute Abend leider nicht bei uns in Ansbach auftreten“, teilten die Organisatoren des Festivals mit. Die Dreiuunddreißigjährige befinde sich in ärztlicher Behandlung. Am Montag wurde ein für den gleichen Tag geplantes Konzert in Regensburg ebenfalls abgesagt. Wie das Piazza Festival auf Instagram mitteilte, gehe es der Sängerin weiterhin nicht besser. „Wir hoffen auch hier sehr auf euer Verständnis“, hieß es in der Instagram-Story der Sängerin neben drei Emojis mit einem gebrochenen Herzen. Schon Ende Juni hatte die ESC-Gewinnerin von 2010 mehrere Konzerte krankheitsbedingt abgesagt. jant.

David Banda geht es gut

Die Sorgen um Madonnas Sohn David Banda waren unnötig: Der Achtzehnjährige ist weder obdachlos noch hungrig. Nach Posts in sozialen Medien zu seinem Auszug aus der Nobelwohnung seiner Mutter und fehlgeschlagenen Versuchen, den Kühlschrank rechtzeitig zu füllen, konnte Banda die Fans jetzt beruhigen. „Ich bin nicht allein. Ich habe meine Freundin. Und ich liebe es!“, schrieb er bei Instagram. Banda, den Madonna gemeinsam mit ihrem früheren Ehemann Guy Ritchie als Einjährigen in Malawi adoptierte, lebt angeblich mit einem Model im New Yorker Stadtteil Bronx und verdient sein Geld mit Gitarrenunterricht. In den vergangenen Monaten hatten er und drei seiner fünf Geschwister die Grammy-Preisträgerin („Vogue“) zudem bei der Tour „Celebration“ begleitet, die Anfang Mai mit einem Auftritt an der Copacabana in Rio de Janeiro zu Ende ging. „Ich glaube, meine Kinder haben in den vergangenen Monaten der Proben und Auftritte gelernt, dass man hart dafür arbeiten muss, seine Träume zu verwirklichen“, sagte Madonna der Zeitschrift „W“ damals. ch.

Cyberkriminalität nimmt zu

Laut Europol gibt es immer mehr junge Täter

T.G. BRÜSSEL. Die EU-Polizeibehörde Europol hat vor einer starken Zunahme der organisierten Cyberkriminalität gewarnt. „Millionen von Opfern in der gesamten EU werden täglich online angegriffen und ausgebeutet“, schreibt die Behörde in ihrer jährlichen Bedrohungsanalyse zur organisierten Kriminalität im Internet, die am Montag veröffentlicht wurde.

Sowohl der Betrug als auch die Zahl vor allem junger Täter nähmen zu, stellen die Fachleute der Polizeibehörde in Den Haag fest. Im Visier von Verbrechen stünden zunehmend kleine und mittelgroße Betriebe, die weniger gut gegen digitale Angriffe geschützt seien. Auch die Erpressung von Jugendlichen mit erbeuteten sexuellen Inhalten nehme zu.

Nach Erkenntnissen der Ermittler verwenden Kriminelle immer ausgefeiltere Erpressungsmethoden. So würden im Internet Vorlagen für Betrug, sexuelle Ausbeutung oder Phishing-E-Mails angeboten. Aufgrund der technischen Möglichkeiten würden die Hürden für Straftäter geringer, während die Strafverfolgungsbehörden kaum noch mitkämen. Das betrifft auch den Einsatz Künstlicher Intelligenz. Sogenannte Deepfakes – täuschend echte

Fälschungen von Bild und Ton – werden viel genutzt. So würden Stimmen kopiert für sogenannte Schockanrufe bei Angehörigen oder Freunden, um Geld oder Bankzugangsdaten zu erpressen, heißt es in der Studie. KI werde auch eingesetzt, um Videos oder Bilder mit dem sexuellen Missbrauch von Kindern zu verfälschen.

Organisierte Banden nutzen weiterhin das Darknet für ihre Geschäftsmodelle. Zwar ist dieser Markt demnach zunehmend zersplittert, zudem gelangen den Behörden immer wieder Schläge gegen einzelne illegale Marktplätze. Doch würden Seiten immer wieder „gespiegelt“, also auf anderen Servern weiterbetrieben. Als Zahlungsmittel dienen in aller Regel Kryptowährungen, am stärksten verbreitet sei die Währung Bitcoin. Europol verzeichnet Jahr für Jahr mehr Anfragen zum verdächtigen Einsatz solcher Währungen.

„Ein weiterer besorgniserregender Aspekt der Cyberkriminalität ist das junge Alter der Täter“, schreibt die Exekutivdirektorin von Europol, Catherine De Bolle im Vorwort zu der Studie. Sie regt an, dass „ein stärkerer Fokus auf die Prävention von Straftaten junge Menschen davon abhalten könnte, eine kriminelle Laufbahn einzuschlagen“.

Mehr als 43 Jahre unschuldig im Gefängnis

Und dennoch wollte Missouri Sandra Hemme nicht einfach freilassen

LOS ANGELES. Trotz des Widerstands des obersten Justizbeamten in Missouri ist die Amerikanerin Sandra Hemme, die 43 Jahre lang unschuldig im Gefängnis saß, aus der Haft entlassen worden. Der Fall der Vierundsechzigjährigen hatte die Justizbehörden des Bundesstaats in den vergangenen Wochen unerwartet heftig beschäftigt, nachdem ein Berufungsgericht den Schuldspruch gegen die angebliche Mörderin schon Mitte Juni aufgehoben hatte. Andrew Bailey, Missouris Attorney General, hatte sich dennoch geweigert, Hemme zu entlassen. „Es war zu leicht, einen unschuldigen Menschen zu verurteilen. Und es war viel schwerer, als es sein sollte, ihn wieder freizubekommen“, sagte Hemmes Verteidiger Sean O’Brien nach ihrer Entlassung aus dem Chillicothe Correctional Center am Freitag. Seine Mandantin saß länger unschuldig im Gefängnis als jede andere Amerikanerin.

Hemme war 1980 zu lebenslanger Haft verurteilt worden. Die damals Zwanzigjährige, die seit ihrer Kindheit unter psychischen Störungen litt, hatte den Mord an der Bibliothekarin Patricia Jeschke auf Drängen der Polizei zugegeben. Wie die Organisation Innocence Project jetzt nachwies, hatte aber ein inzwischen verstorbener Polizeibeamter

die Bibliothekarin damals brutal in ihrer Wohnung mit unzähligen Messerstichen getötet. Der Verein, der sich für die Freilassung unschuldig Verurteilter einsetzt, stieß zudem auf Unregelmäßigkeiten bei Polizei und Staatsanwaltschaft während des Strafprozesses gegen Hemme.

Die Verstöße setzten sich in den vergangenen Wochen fort, als Bailey Hemmes Entlassung in Widerspruch zu den Entscheidungen von Berufungsgericht, Bezirksgericht und Supreme Court von

Missouri zu verhindern versuchte. Der Republikaner forderte, Hemme wegen zwei Gewaltverbrechen, die sie während der Haft verübt hatte, weitere zwölf Jahre im Gefängnis zu lassen. Bei einer Anhörung am Freitag trug der Vorsitzende Richter Ryan Horsman dem obersten Justizbeamten des Bundesstaats schließlich auf, Hemme zu entlassen. Falls Bailey sich weiterhin weigere, drohte der Richter, würde er sich von dieser Woche an vor Gericht verantworten müssen.



Endlich frei: Sandra Hemme wird von ihrer Familie begrüßt.

Foto AP



Syriens Realität

Von Nikolas Busse

Das der Ansatz der EU im Syrienkonflikt „nicht gut gealtert“ sei, wie die Außenminister Italiens und Österreichs schreiben, ist eine höfliche Formulierung. Der Ansatz ist gescheitert. Die EU erklärte ein im Kern humanitäres Anliegen, die Wahrung von Demokratie und Menschenrechten, zu einer Strategie und versuchte, das Assad-Regime zu isolieren. Das hat unter anderem wegen Putins Intervention nicht geklappt; Assad konnte sich an der Macht halten. Zumindest in den vom Regime beherrschten Gebieten ist der Bürgerkrieg weitgehend vorbei. Das heißt nicht, dass das Leben dort allgemein sicher wäre, aber die Frage, die nun acht EU-Staaten aufwerfen, ist schon diskussionswürdig: Sollen man die syrische Realität anerkennen, so wie die arabischen Nachbarn des Landes es auch tun?

Die Antwort lautet, dass es einen Versuch wert wäre. Assad hat viel Blut an den Händen, aber Gespräche könnten ein Weg sein, wieder Einfluss in Damaskus zu gewinnen. Auch der Region hat es nicht gutgetan, dass man Syrien Moskau und Teheran überließ. Nicht nur, aber vor allem in der Migrationsfrage könnte man auf diese Weise vielleicht weiterkommen, Stichwort sichere Rückführungen. Noch immer nehmen die EU-Staaten Zehntausende von Asylbewerbern aus Syrien auf, gerade auch Deutschland. Europa zahlt seit Jahren einen hohen Preis für die irreguläre Migration. Sie wieder unter Kontrolle zu bringen erfordert auch Korrekturen in der Außenpolitik.

Diese Grünen

Von Jasper von Altenbockum

Es ist nicht ganz richtig, den CDU-Generalsekretär Carsten Linnemann so zu verstehen, dass er eine Koalition mit den Grünen „ausschließt“. Was er sagte: Mit diesen Grünen sei eine Koalition nicht möglich – die Betonung liegt auf „diesen“. So lässt sich Linnemann gleich zwei Hintertüren offen. Das erste: Die Grünen in den Ländern, wo die CDU gleich fünfmal, also ganz gerne mit ihnen koalitiert, sind offenbar jeweils „andere“ Grüne als die im Bund. Das zweite: Im Bund ist noch nicht aller Tage Abend. Vielleicht ändern sich die Grünen bis zur Bundestagswahl ja so sehr, dass die Grünen nicht mehr diese, sondern ganz andere sind.

Wahrscheinlich ist das allerdings nicht. Selbst mit dem „Pragmatiker“ Robert Habeck, auf den die Spitzenkandidatur hinauslaufen dürfte, werden die Grünen Schwierigkeiten haben, den „Kurswechsel“ nachzuvollziehen, den Linnemann propagiert. Der besteht gerade in einer Abkehr von schwarz-grüner Schwärmerei, die eine schwarz-rote Regierungszeit begleitete. Ergebnis war eine nach links verschobene Mitte, die mit Merz und Linnemann wieder nach rechts wandert. Auch die Grünen mussten sich deshalb in der Sicherheits- und in der Migrationspolitik schon bewegen. Die Gratwanderung fällt ihnen aber weit schwerer als CDU und CSU. Was auch immer dabei herauskommt: Wer in dieser Hinsicht etwas ausschließt, könnte sich schwer täuschen.

Der ukrainische Präsident Wladimir Selenskyj und seine Regierung haben stets betont, unabhängig vom Ausgang der Präsidentschaftswahlen im November mit jeder amerikanischen Regierung produktiv zusammenarbeiten zu wollen. Selenskyjs Reaktion auf das Ausscheiden Joe Bidens aber zeugte davon, dass man sich in Kiew sehr bewusst ist, was nun auf dem Spiel steht. „Wir werden immer sehr dankbar für Präsident Bidens Führung sein“, erklärte Selenskyj noch am Sonntagabend. Biden sei vielen Herausforderungen mit kühnen Schritten begegnet. „Er hat unser Land im dramatischsten Moment unserer Geschichte unterstützt und uns geholfen, Putin davon abzuhalten, unser Land zu besetzen.“ Die gegenwärtige Lage in der Ukraine und in Europa sei jedoch nicht minder herausfordernd. „Wir hoffen ernsthaft, dass Amerika seine starke Führung fortsetzt und Russland davon abhält, mit seiner Aggression erfolgreich zu sein.“

Wenige Tage zuvor hatte Selenskyj mit Donald Trump telefoniert, ihm zu seiner Nominierung als Präsidentschaftskandidat der Republikaner gratuliert und sich erschütter über das Attentat geäußert. Zugleich betonte der ukrainische Präsident in dem Gespräch, wie dankbar sein Land den Vereinigten Staaten für die „Hilfe gegen den alltäglichen russischen Terror“ sei. Trump habe zugestimmt, bei einem persönlichen Treffen Schritte zu besprechen, „die einen fairen und dauerhaften Frieden“ zwischen Russland und der Ukraine ermöglichen könnten. Es war das erste Gespräch zwischen beiden Politikern seit dem russischen Überfall im Februar 2022. Trump hatte danach erklärt, es sei „ein sehr gutes Telefonat“ gewesen und dass er einen „gerechten Frieden“ zwischen Kiew und Moskau aushandeln wolle.

In der Vergangenheit hatte Trump behauptet, dass der russische Überfall mit ihm als Präsident nie stattgefunden hätte und dass er, sollte er im November gewählt werden, den Krieg noch vor seiner Amtseinführung im Januar beenden werde. Zugleich hatte er sich despektierlich gegenüber Selenskyj geäußert, den er „den größten Verkäufer aller Zeiten“ nannte, weil er

Blackbox Trump

Kiew fürchtet einen Wahlsieg Trumps, auf Harris ruht wenig Hoffnung.

Von Stefan Locke, Warschau

den USA militärische, finanzielle und humanitäre Hilfe in Milliardenhöhe abgerungen habe. In der Ukraine sind deshalb Befürchtungen groß, Trump könnte mit Russlands Präsident Wladimir Putin einen „Deal“ zulasten des überfallenen Landes aushandeln. Das wäre der Fall, wenn die Ukraine etwa wie von Russland gefordert die bereits besetzten Gebiete Krim, Luhansk, Donezk, Saporischschja und Cherson dauerhaft verlieren würde. Die letzten drei sind bisher teilweise unter russischer Kontrolle, doch verlangt Putin deren komplette Abgabe an Russland als Voraussetzung für Friedensverhandlungen.

Wenig Vertrauen weckte in Kiew auch die Nominierung von Trumps Vizepräsidenten J.D. Vance. Dieser hat sich stets gegen jegliche Unterstützung der Ukraine ausgesprochen und Biden für

seine „übermäßige Aufmerksamkeit“ in der Sache kritisiert. In einem Podcast-Interview mit Trumps früherem Berater Steve Bannon hatte Vance vor zwei Jahren erklärt, ihm sei es „egal“, was mit der Ukraine auf die ein oder andere Weise passiert“. Und Ende vergangenen Jahres erklärte er gar, es sei „in Amerikas bestem Interesse, zu akzeptieren, dass die Ukraine einige Gebiete an die Russen abtreten muss“. Auf der Münchner Sicherheitskonferenz im Februar dieses Jahres hatte Vance ein Treffen von republikanischen und demokratischen Kongressabgeordneten mit Selenskyj und dessen Außenminister Dmytro Kuleba mit der Bemerkung ignoriert, dass „bei solchen Veranstaltungen nichts Neues zu hören“ sei.

Zudem ist in Kiew in Erinnerung geblieben, dass Vance stets eine der lautesten

Stimmen war, die im Kongress finanzielle und militärische Hilfe für die Ukraine blockiert haben. Auch eine NATO-Mitgliedschaft der Ukraine lehnt Vance ab, weil das seiner Meinung nach zu einer direkten Konfrontation zwischen den USA und Russland führe. Nicht begeistert zeigte sich der Kandidat auch von der Idee, russisches Vermögen im Ausland zu beschlagnahmen, weil er „schwerwiegende Folgen für das westliche Finanzsystem“ befürchte sowie für „die Fähigkeit des US-Präsidenten, ein Ende des russisch-ukrainischen Konflikts auszuhandeln“.

Kiew kann nur mäßig beruhigen, dass nach einem Wahlsieg der Republikaner nicht der Vize, sondern der Präsident entscheidet. Trump jedoch ist auch als Präsident in erster Linie Unternehmer geblieben und hat seine Meinung zur Ukraine bereits mehrfach geändert. „Der Vizepräsidentenkandidat ist bekannt für seine Loyalität zu MAGA (Make America Great Again)“ und gegenüber Donald Trump im Allgemeinen“, sagte Serhij Gerasymtschuk, Vizechef der ukrainischen Politikberatung „Ukrainian Prism“, gegenüber Radio Free Europe. „Die Entscheidungen werden jedoch in der Blackbox in Donald Trumps Kopf getroffen.“ Vance werde seine Positionen zur Ukraine daran anpassen. Die Unsicherheit für die Ukraine aber dürfte im Fall eines Wahlsieges von Trump wachsen. Leichte Hoffnung wird in ukrainischen Medien lediglich dahingehend geäußert, dass Vance' Ansichten nicht zwangsläufig die Haltung der republikanischen Wähler widerspiegeln. Die Nominierung von Vance wird vor allem als innenpolitisches und nicht zuvörderst gegen die Ukraine gerichtetes Signal gewertet.

Die Kandidatur von Kamala Harris anstelle von Joe Biden wiederum wurde in ukrainischen Medien am Montag eher kritisch gesehen. Die „Ukrainskaja Prawda“ etwa räumt Harris nur geringe Chancen ein, gegen Trump zu gewinnen. Viel wichtiger für die Ukraine sei jedoch eine Mehrheit der Demokraten im Repräsentantenhaus, so das Portal. Das würde „selbst Trumps Präsidentschaft viel vorhersehbarer und viel weniger riskant für die Ukraine machen“.



Jaime HARRISON Foto Picture Alliance

Organisator der Einigkeit

Der Rückzug Joe Bidens aus dem Wahlkampf bedeutet nicht, dass die Demokratische Partei in Chaos versinkt. Das sagt zumindest der Vorsitzende des Organisationsgremiums der Partei, des Democratic National Committee (DNC), Jaime Harrison. „In den kommenden Tagen wird die Partei einen transparenten und geordneten Prozess auf den Weg bringen“, schrieb Harrison auf der Plattform X. „Dieser Prozess wird etablierten Regeln und Vorgehen der Partei folgen.“ Der Partei obliegt es nun, einen Kandidaten für die Präsidentschaftswahl zu finden. Wie das passiert, bestimmt auch Jaime Harrison.

Harrison wurde wahrlich nicht als möglicher Präsidentenmacher geboren. Er stammt aus armen Verhältnissen im Bundesstaat South Carolina. Seine Mutter war noch ein Teenager, als er geboren wurde, weswegen die Großeltern einen großen Teil seiner Erziehung übernahmen. Dank guter schulischer Leistungen gelang es ihm, ein Stipendium für die Eliteuniversität Yale zu ergattern. Dort studierte er Politikwissenschaft, bevor er in seine Heimatstadt Orangeburg zurückkehrte, um an seiner alten Schule zu lehren. Nach einem Jahr wechselte er in eine Wohltätigkeitsorganisation, die es sich zum Ziel gesetzt hat, armen Jugendlichen bei ihrer schulischen Karriere zu helfen. 2004 erlangte er seinen Juris-Doctor-Abschluss an der Georgetown-Universität. Später arbeitete er als Lobbyist. Mit seiner Frau und zwei Söhnen lebt er in Columbia, South Carolina.

Seine ersten Schritte in der Politik machte Harris als Helfer des einflussreichen Abgeordneten Jim Clyburn, bevor er 2013 zum ersten schwarzen Vorsitzenden der Demokratischen Partei in seinem Heimatbundesstaat South Carolina wurde. 2017 bewarb er sich – zunächst erfolglos – für seine jetzige Position. 2020 folgte ein ebenfalls erfolgloser Wahlkampf für einen Senatsitz in Washington. 2021 machte Präsident Biden ihn schließlich zum Vorsitzenden des DNC.

Das Verhältnis zwischen dem DNC und dem Weißen Haus war aber nicht einfach. Vor der Kongresswahl 2022 gab es Klagen, Harrison setze sich nicht genügend ein, während das DNC monierte, die Partei werde zu stark aus dem Weißen Haus gesteuert. Die Aufgaben des DNC sind begrenzt. Es hat keine politische Rolle, sondern seine Aufgabe liegt vor allem im Einwerben von Spenden, in der Aufstellung von Regeln für die Vorwahlen und der Organisation des alle vier Jahre stattfindenden Nominierungsparteitags. Genau das muss der 48 Jahre alte Harrison jetzt machen. Der Parteitag, der vom 19. bis zum 22. August in Chicago stattfindet, soll ein Zeichen der Einigkeit der Partei an die Wähler senden. Bidens Rückzug hat Harrisons Aufgabe nicht einfacher gemacht. OLIVER KÜHN



Was kommt, wenn er kommt? Trump nach seiner Nominierung Foto AFP

Die „Löwinnen“ Israels

Wie sich die Rolle von Frauen in der israelischen Armee verändert hat / Von Franca Wittenbrink

Die Frage danach, wie es der Hamas am 7. Oktober gelingen konnte, Israel derart unvorbereitet zu überfallen, sorgt auch mehr als neun Monate nach dem blutigen Terrorangriff für Wut und Fassungslosigkeit in der israelischen Bevölkerung. Nicht nur die politische, auch die militärische Führung steht seit der Attacke in der Kritik. Umso gefeierter hingegen sind die zahlreichen Soldaten und Reservisten, die teilweise Minuten nach Bekanntwerden der ersten Schreckensmeldungen in Richtung der überfallenen Kibbuzim aufbrachen, um ihr Land gegen die Angreifer aus Gaza zu verteidigen. Besondere Aufmerksamkeit erlangten dabei vor allem zwei Panzerbesatzungen, die am Morgen des 7. Oktober von der Südgrenze zu Ägypten aus anrückten und Berichten zufolge in stundenlangen Kämpfen mehr als 100 Hamas-Terroristen töteten. Im Netz war schnell die Rede von den „Löwinnen“ Israels. Denn: Die Einheiten bestanden allein aus Frauen.

„Diese Heldinnen haben Militärgeschichte geschrieben“, titelten nicht nur israelische Zeitungen in den Wochen danach. Die Soldatinnen selbst zeigten sich weniger aufgebracht darüber, dass sie als erste weibliche Panzerbesatzungen überhaupt an einem aktiven Kampf teilgenommen hatten. „Wussten die Terroristen, dass in den Panzern Mädchen waren? Nein. Haben sie Michals Haare aus dem Helm ragen sehen? Nein. Jungen, Mädchen – was spielt das für eine Rolle?“, sagte eine von ihnen in einem Interview mit einem israelischen Fernsehsender. Mit den Begriffen „Heldin“ und „historisch“ könne sie nur wenig anfangen,

antwortete eine andere. Sie habe ihren Job als Soldatin gemacht, mehr nicht.

Dass Soldatinnen in der israelischen Armee eine bedeutende Rolle einnehmen, ist kein neues Phänomen. Weltweit gehört Israel neben Bolivien, der Elfenbeinküste, Eritrea, Nordkorea, Norwegen, Schweden, Sudan und Tschad zu den wenigen Ländern, in denen die Wehr-

Vor allem in der religiösen Bevölkerung ist die Skepsis gegenüber Frauen in der Armee groß.

pflicht auch für Frauen gilt. Schon vor 1948 kämpften Frauen in der jüdischen Untergrundarmee, kurz nach der Staatsgründung beschloss die Knesset die allgemeine Wehrpflicht für Frauen offiziell. Zu den typischen Bereichen gehörten lange der Sanitätsdienst oder Aufgaben in der Kommunikation, etwa als Funkrinnen. In den Jahrzehnten danach hat sich viel gewandelt.

1995 entschied das Oberste Gericht in Israel, Frauen zur Pilotenausbildung zuzulassen. Einige Jahre später wurde im Militärrecht ergänzt, dass „das Recht von Frauen, in jeder Funktion in den Streitkräften zu dienen, dem Recht von Männern entspricht“. Mit dem Karakal-Bataillon wurde im Jahr 2000 die erste Infanterieeinheit gegründet, in der Frauen gemeinsam mit Männern dienen. 2001 wurde eine 23 Jahre alte Soldatin zur ers-

ten Jagdpilotin Israels; im zweiten Libanonkrieg 2006 nahmen Frauen erstmals seit 1948 aktiv an Kampfhandlungen teil. Angaben der israelischen Armee zufolge stehen Soldatinnen mittlerweile etwa neun von zehn Funktionen in den Streitkräften offen. Im Jahr 2023 lag ihr Anteil in Kampfpositionen demnach bei 20 Prozent, Tendenz steigend. Im Unterschied zu Männern wurden sie bis zum jüngsten Krieg in Gaza aber vor allem auf israelischem Gebiet und in Grenzregionen eingesetzt.

„Unter meinen Freundinnen werden es immer mehr, die den Kampfpositionen beitreten wollen“, sagt auch eine junge Soldatin im Gespräch mit der F.A.Z. Die 20 Jahre alte Frau, die ihren Namen nicht nennen will, war seit dem vergangenen Dezember schon mehrfach in Gaza im Einsatz, um Infanterieeinheiten beim Sturm von einsturzgefährdeten Gebäuden zu unterstützen und verwundete Soldaten in Sicherheit zu bringen. Der Respekt vonseiten der männlichen Soldaten sei groß, erzählt sie. „Im Gegensatz zu den Männern entscheiden wir Frauen uns freiwillig dazu, einen längeren Wehrdienst zu absolvieren, um im Kampf eingesetzt zu werden“, erklärt sie. Wer in Gaza einer israelischen Soldatin begegne, wisse deshalb genau, dass ihre Motivation besonders groß sei. Ansonsten, befindet die junge Frau, lasse sich zwischen männlichen und weiblichen Soldaten aber kaum noch ein Unterschied ausmachen.

Gänzlich gleichgestellt sind Frauen in der israelischen Armee allerdings auch heute nicht. In der vergangenen Woche

entschied die Militärführung, ein für dieses Jahr geplantes Ausbildungsprogramm für Frauen als Panzerbesatzungen einzustellen. Mehrere Soldatinnen hatten zuvor eine Petition eingereicht, in der sie forderten, auch für Spezialeinheiten zugelassen zu werden, die bislang nur Männern offenstehen. In der Begründung der Armeeführung hieß es dazu, aufgrund des aktuellen Krieges seien zu viele Panzer zerstört, zudem mache ein Mangel an Munition und Ausbildungskräften das Pilotprogramm unmöglich.

Auch in der israelischen Gesellschaft bleibt das Thema umstritten. Einer Umfrage des „Israel Democracy Institute“ vom vergangenen Dezember zufolge sprechen sich unter der säkularen Bevölkerung zwar sieben von zehn Israelis dafür aus, die Rolle von Frauen in Kampfpositionen der Armee auszuweiten. Doch vor allem unter den Religiösen ist die Skepsis hoch. In der aktuellen Debatte über die Wehrpflicht für Ultraorthodoxe, seit Sonntag erstmals zum Militärdienst eingezogen werden, wird die Anwesenheit von Frauen in der Armee immer wieder als Gegenargument angeführt.

Und auch mit Blick auf den 7. Oktober wird die Rolle von Frauen im Militär unterschiedlich gesehen. Bereits Monate vor dem Terrorüberfall hatten mehrere Überwachungssoldatinnen einer rein weiblichen Einheit an der Grenze zu Gaza eindringlich vor einem Angriff gewarnt. Ihre männlichen Vorgesetzten ignorierten die Alarmzeichen. Die Empörung in Israel war groß – nicht zuletzt, weil einige vermuteten, bei einer Einheit von Männern wäre man anders verfahren.

Der ganz besondere Genuss

Seit Jahrzehnten produzieren die Jaglas in der eigenen Apotheke althergebrachte Rezepturen. Das „Artischocken-Elixier“ und das „Golfers-Ginseng-Elixier“ bieten mit ausgewählten, reinen Kräutern, wie Zitwerwurzel, Kardamomfrüchte, Lavendelblüten, Safran und vielen mehr ganz besondere Aromen. Genießen Sie außergewöhnlichen Geschmack! Pur, mit Eiswürfeln oder als Long Drink.

Für den alkoholfreien Genuss hat Dr. Jaglas die Säure sonnengereifter Zitronen mit Komponenten wie Ingwer, Thymian, Grapefruit und weitere in „San Limello“ vereint. Im Aperitif „Herber Hibiskus“ treffen sich die herbe Süße der Hibiskusblüte mit Bitterorange, Rosmarin und Chirettakraut. Die alkoholfreien Aperitifs sind mit Tonic, Soda oder Prosecco wunderbar erfrischend.

Sichern Sie sich Ihr Wunsch-Duo (je 500 ml) ab 39,50 Euro zzgl. 5,95 Euro Versandkosten.



F.A.Z. Selection steht für herausragende Qualität und anspruchsvolle Produkte – exklusiv für F.A.Z.-Leser gefertigt in deutschen Manufakturen und von renommierten Herstellern. Besuchen Sie unseren Onlineshop!

faz.net/selection, Info: (069) 75 91-10 10, Fax: (069) 75 91-80 82 52

Frankfurter Allgemeine
SELECTION

Im Zeichen der Kokosnuss

Nach dem Rückzug von Joe Biden ist Kamala Harris ins Visier des Hasses vieler Anhänger Trumps gerückt.

Von Frauke Steffens, Pittsburgh

Nun sind also alle „coconut-pilled“ – die ersten Demokraten und Kommentatoren verkünden es, manche fügen ihrem Profilnamen im sozialen Netzwerk X ein Kokosnuss-Emoji bei. Schon kurz nachdem Präsident Joe Biden seinen Verzicht auf eine abermalige Kandidatur erklärt und Kamala Harris als Nachfolgerin empfohlen hatte, machten die Kokosnüsse die Runde. Harris hatte in einem Video einst ihre Mutter zitiert: Junge Leute würden manchmal so tun, als ob sie „gerade eben erst aus einem Kokosnuss-Baum gefallen wären“, statt sich auch im Kontext von dem zu sehen, was vor ihnen gekommen sei.

Der Spruch und die Tatsache, dass Harris wie in dem Video gern über eigene Witze lacht, brachten der Frau, die Präsidentin der Vereinigten Staaten werden möchte, Spott ein. Aber nun haben ihre Fans es geschafft, der gerade bei Rechten und Verschwörungstheoretikern beliebten Redewendung „red-pilled“ etwas entgegenzusetzen. Aus dem Film „Die Matrix“ entlehnt, steht sie für die Empfehlung, aufzuwachen und zu erkennen, wie die Verhältnisse wirklich seien.

Den Demokraten ist es dabei trotz des Eindrucks von Chaos schon am Tag von Bidens Rückzug gelungen, etliche Menschen mitzureißen – und andere zu ärgern. So kamen allein am Sonntag in den ersten sieben Stunden nach Bidens Rückzug fünfzig Millionen Dollar für die Kampagne von Kamala Harris zusammen. Es handelte sich um die höchste Summe von Einzelspenden, die die Partei an einem einzelnen Tag seit 2020 verzeichnet hat. Sie kamen nicht nur von großen Spendern, die im Streit um Bidens Alter Millionen Dollar zurückgehalten hatten, sondern auch aus kleinen Beiträgen.

Verbündete von Trump wiederum sahen Millionen Dollar praktisch in Rauch aufgehen, hatten sie die Reden auf dem gerade zu Ende gegangenen Parteitag doch ebenso auf Biden als Gegner zugeschnitten wie ihre Fernsehspots. Der Trump-Vertraute Stephen Miller hatte einen Wutausbruch bei Fox News, als er auf das umsonst ausgegebene Geld zu sprechen kam. Zugleich versuchte Miller, der Entscheidung der Demokraten die Legitimität abzuspüren: Diese hätten schließlich einen Vorwahl-Prozess hinter sich. Kritiker sahen einen Versuch, damit Donald Trumps möglichen Rückzug aus dem TV-Duell mit Harris argumentativ vorzubereiten.

Dieser und andere wutschauende Auftritte von Trump-Freunden erinnerten daran, dass Bidens Rückzug an den Verwerfungen der politischen Kultur in den vergangenen Jahren nichts ändert. Der Hass und die Ignoranz gegenüber Fakten, von den Republikanern um Trump zum Mainstream ihrer Partei gemacht, werden sich nun einfach auf eine andere Person richten. Donald Trump hat beim Parteitag in Milwaukee auf Neue gezeigt, dass er die Partei dominiert. Von den „Lock her up“-Rufen zu Zeiten der Kampagne gegen Hillary Clinton bis zu der Unterstellung, Biden sei ein durch „Wahlbetrug“ regierender Präsident, haben die Republikaner die Verbreitung von Hass als Politik konsequent weitergetrieben – dieser Verfolgungseifer wird sich künftig gegen Harris oder jede andere Person richten, die für die Demokraten kandidiert.

Ein Anknüpfungspunkt

Für die Demokraten ist die Situation aber zunächst einmal eine Chance – mit der wahrscheinlichsten Kandidatin Harris, aber auch mit einem anderen Kandidaten. Den Wählern kann, auch wenn die Führungsriege der Partei nicht so progressiv ist, wie viele junge Anhänger es sich wünschen, ein Generationswechsel präsentiert werden. Das Drama um den in der Öffentlichkeit alternden Präsidenten ist vorbei. Dazu kam in der Woche nach dem gescheiterten Mordanschlag auf Trump auch noch das Kontrastbild eines besonders wehrhaften Mannes mit geckter Faust und blutendem Ohr, dessen Körper von seinen Anhängern bald als lebendes Schutzschild für Amerikas

Größe inszeniert wurde. Die Heroisierung Trumps könnte nun etwas abgeschwächt werden, weil der Kontrast des gebrechlichen Biden fehlt und die mutmaßliche Gegnerin mit 59 fast zwanzig Jahre jünger sein wird als Trump.

In einem weiteren viral gegangenen Video von Harris, das sich zurzeit vom Spott- zum Kultobjekt wandelt, sagt diese bei unterschiedlichen Gelegenheiten immer wieder mit der gleichen ausladenden Handbewegung den beschwörenden Satz: „What can be, unburdened of what has been.“ – „Was sein kann, befreit von dem, was war.“ Nun bietet sich die Chance, ihre Kandidatur als einen solchen neuen Anfang zu inszenieren – zumindest, was den Generationenwechsel in der amerikanischen Politik angeht. Zum ersten Mal seit Jahrzehnten wird keiner der Namen Bush, Clinton und Biden auf einem der Bewerbertickets für Präsident oder Vize stehen. Trump wird mit 78 Jahren dagegen zwangsläufig alt aussehen, denn nun ist er plötzlich der älteste Mensch, der je amerikanischer Präsident werden wollte. Und auch wenn Kamala Harris vom Geburtsjahr 1964 her gerade noch den „Boomern“ zuzuordnen ist, identifiziert sie sich kulturell doch mit der Generation X – ein Anknüpfungspunkt für viele Menschen, die mitten im Berufsleben stehen, oft noch für Kinder und bereits für Ältere verantwortlich sind.

Nicht nur in linken Nischen

Anders sieht es bei vielen Jüngeren aus, denn auch links ist der Ton erheblich schärfer geworden. Hatte Biden zunächst als Übergangspräsident gegolten, der zumindest in Teilen progressive Politik machte, war seine Popularität nach dem Überfall der Hamas auf Israel am 7. Oktober 2023 erheblich gesunken. Die Versicherung unbedingter Loyalität gegenüber Israel und die Milliarden-Waffenlieferungen an das Land hatten Linke mit der sogenannten „Uncommitted“-Kampagne beantwortet: Bei der innerparteilichen Vorwahl hatten fast 704.000 Wähler den Stimmzettel leer gelassen oder einen anderen Namen als den von Biden eingetragen.

Exemplarisch dafür steht ein Text, den Nausicaa Renner kurz nach Bidens Rückzug im „Parapraxis“-Magazin veröffentlichte. Der Präsident habe Linke durch Initiativen wie die Infrastrukturpolitik kurzzeitig überzeugen können, so Renner. Doch durch Bidens Israel-Politik habe die Wahl zwischen ihm und Trump am Ende „Genozid“ oder „Genozid und kein Abtreibungsrecht“ gelaundet. Diese manichäische Sicht ist keinesfalls nur in Nischen der Linken Bewegung zu finden, und sie kann Wählerstimmen wie Wahlkampf-Organisationskraft kosten. Vermutlich werden Harris oder andere Kandidaten das Problem erben, da kein Kandidat Bidens Politik vollkommen revidieren dürfte. Harris, die ehemalige Generalstaatsanwältin von Kalifornien, wird in dieser Wählergruppe auch mit der schmissigen Gegenüberstellung als „Cop“ gegen den verurteilten Straftäter Trump nicht viele Punkte machen.

Parallel dazu müsste Harris einem anderen Trend entgegengetreten, der den Demokraten an der Wahlurne schaden könnte. Die Republikaner inszenierten sich auf dem Parteitag als Partei für Arbeiter, luden in Sean O'Brien von den Teamsters zum ersten Mal überhaupt einen Gewerkschaftsführer für eine Rede ein. Schon länger ist in rechten Kreisen von einem „realignment“ (etwa: Neu-Arrangement) in der politischen Kultur die Rede, das mit „Populismus“ nur unzureichend umschrieben ist. Bidens Nachfolgerin oder Nachfolger als Kandidat müsste auch auf diese Versuche der MAGA-Republikaner, links nach Verbündeten zu suchen, schnell eine Antwort finden.

Mit Harris als Kandidatin kommen die Demokraten schließlich auch um die leidige Debatte nicht herum, ob das Land bereits reif für eine Frau als Präsidentin sei, die nicht weiß ist. Die Bereitschaft, diesen Konflikt auszuhalten, scheint gewachsen zu sein: von der Anführerin des progressiven „Caucus“ im Kongress, Pramila Jayapal, bis hin zu Senatorin Elizabeth Warren trudelten schon am Tag von Bidens Rückzug die Unterstützungsbotschaften für eine Harris-Kandidatur ein. Einen schwarzen Mann im Amt gab es schließlich schon, und es gab eine Frau, die eine Mehrzahl der Stimmen gewinnen konnte, wenn auch nicht die Mehrheit in der Wahlmännerversammlung. Trotzdem bleiben Rassismus und Sexismus ernsthafte Hindernisse, die es zu überwinden gilt. Umginge die Partei Harris allerdings durch eine offene Abstimmung mit Kampfkandidatur auf dem Parteitag, würde dieser Vorwurf des Rassismus und Sexismus ohne Frage aus den eigenen Reihen kommen.



Museum als Weltgefüß: Kimsooja spiegelt in der Rotunde der Bourse de Commerce die Architektur Tadao Andos Foto Pinault Collection

Die Welt auf den Kopf gestellt

Die Collection Pinault zeigt die Sammlungsschau „Lauf der Welt“ und gibt der Künstlerin Kimsooja Carte blanche. Von Bettina Wohlfarth, Paris

„Unerkennbare Menschheit“, ruft der Erzähler Babuk in Voltaires philosophischem Märchen „Der Lauf der Welt“ und fragt bestürzt: „Wie kann sie nur so viel Niedertracht und Größe, so viele Tugenden und Verbrechen in sich vereinen?“ Kunstwerke können manchmal auf einen Blick die fundamentalen Paradoxie des Seins und der Menschheit erfassen. In der Pariser Bourse de Commerce, dem 2021 eröffneten Museum der Sammlung Pinault, zeigt sich unter dem Titel „Le monde comme il va“ eine schwankende, von tiefen Antagonismen geprägte Welt. Wie Babuk in Voltaires Märchen, der ausgedrückt wurde, um den Zustand der Menschheit zu untersuchen, hat der Kurator Jean-Marie Gallais die immense Sammlung von François Pinault durchforstet – etwa 10.000 Werke von 350 Künstlern –, um eine Bestandsaufnahme zu wagen. Mit Werken von Damien Hirst, Peter Doig, Wolfgang Tillmans und Martin Kippenberger bis zu Cindy Sherman, Marlene Dumas oder Anne Imhof durchstreift die Schau die letzten vier Jahrzehnte. In Themenräume gegliedert, untersucht sie die Ambivalenzen unserer Zeit zwischen zerstörerischen Kräften und Satire, Orientierungsverlust und Identitätssuche.

Ein monumentales Gemälde des irakischen Malers Mohammed Sami mit dem Titel „Tausendundeine Nacht“ steht der Ausstellung vor. Es zeigt eine Nachtlandschaft in schillernden Türkis- und Grüntönen mit grellen Lichtpunkten: Bombenhalbes oder Sterne? Beim Betrachten spürt man zugleich Zerstörungswahnsinn und etwas magisch Anziehendes – so verführerisch kann die Idee der Vernichtung sein. Bestehend ist ein Raum zum Thema „Menschliche Komödie“, in dem sich die Welt als absurdes Theater und unkontrollierbar geworden darstellt. In Sigmar Polkes Gemälde „Zirkusfiguren“ dirigieren Clowns die marionettenhaften Tiere der Menagerie. Der chinesische Künstler Liu Wei skulptiert aus Büchern kafkaesque-futuristische Stadtdlandschaften, während die Polin Goshka Macuga in zwei symbolisch detailreichen und monumentalen Tapiserien eine Menschenmenge in Afghanistan mit Vertretern des kulturpolitischen Westens konfrontiert. Zwischen diesen Werken spielt sich die unheimliche Choreogra-

phie „Old People's Home“ des chinesischen Künstlerduos Sun Yuan und Peng Yu ab. In Rollstühlen, die sich wie ein chaotisches Ballett durch den Raum bewegen, hocken apathisch alte Männer, die jegliche Kontrolle über ihr Gefährt verloren haben. Wenn man die hyperrealistischen Figuren genauer betrachtet, könnten sie an bekannte Politiker erinnern, sind als Militärs oder Religionsführer gekleidet.

Pinault, dessen Sammlung von Emma Lavigne geleitet wird, hat sich im Lauf der Zeit zunehmend für politisch engagierte Positionen und tiefgreifende künstlerische Experimente interessiert. Die koreanische Künstlerin Kimsooja, von Pinault und Lavigne zu einer Carte blanche eingeladen, setzt ihre räumliche Intervention wie einen harmonischen Kontrapunkt. Die phantastische Rotunde mit gläsernem Kuppeldach in der Bourse de Commerce, in die der japanische Architekt Tadao Ando einen inneren Ring aus Beton gesetzt hat, ist ein ideales Spielfeld für die 1957 in Südkorea geborene Konzeptkünstlerin. Während die stimulierende Ausstellung zum „Lauf der Welt“ die äußeren Galerien einnimmt, verwandelt Kimsooja wie im Auge des Sturms den Kern des Gebäudes zu einem mentalen Ruhepol und auch spirituellen Raum. Die Vitrienschränke der Rotunde, die auf die Weltausstellung von 1889 zurückgehen, bestückt sie mit metaphorischen Objekten. Ihre Arbeit geht seit den Achtzigerjahren auf ein grundlegendes Vokabular von Formen und Gesten zurück. Die bauchigen „Moon Jars“, zwischen Gefäß und Gestirn, lehnen sich an die Ästhetik koreanischer Vorratsgefäße an. Auch der Körper der Künstlerin wird zur Metapher, indem sie etwa ihre Haare sammelt und in eleganten Voluten als „Topologie der Zeit“ auf Fotopapier druckt. Tonplatten mit Konstellationen kleiner Löcher werden zur objektgewordenen Geste des Nähens als „Unsichtbare Nadel, unsichtbarer Faden“ und lassen gleichzeitig an ein Firmament denken. Ihre Werke bewegen sich zwischen dem Individuellen und dem Universalen, dem Unscheinbaren und dem Weltumspannenden.

Ein zentraler Aspekt ist die Rundform des traditionellen koreanischen Bottari-Bündels, eines farbigen Leintuchs, in das

Hab und Gut eingeknotet werden. Diese Tücher und Ausstattungsbündel werden für die Künstlerin zu einer Allegorie für den Lebenszyklus, sie begleiten die Menschen ein von der Geburt bis in den Tod. Ihre im Souterrain gezeigte Video-performance von 1994 „Sewing Into Walking“ ist eine meditative Ode an die in wundervoll grellen Farben schillernden Tücher einer vergangenen Welt, in der jedes Objekt und jede Geste eine sinnstiftende Funktion hatte. Zu ihrem wichtigsten Vokabular gehören Gesten des Nähens oder Webens wie im Film „Thread Routes“. In ihrer Videoproduction „A Needle Woman“ steht Kimsooja in den Metropolen Tokio, Shanghai, Neu Delhi und New York unbeweglich auf belebter Straße zwischen an ihr vorbeirauschenden Passanten und setzt dem Tumult immobiles Sein entgegen. In ihrer Vertikalkali sieht sie sich symbolisch als Nadelfrau im Stoff der Welt, die deren Dramen und Brüche versöhnend vernäht.

Spiegelung und Lichteinfall werden bei Kimsooja zu Akteuren ihrer Werke. In Tadao Andos fast dreißig Meter durchmessender Betonring hat Kimsooja die Bodenfläche mit Spiegelplatten belegt, sodass sich das historische Friesgemälde der oberen Innenwand und das transparente Kuppeldach mitsamt dem Himmel unter den Füßen der Besucher reflektieren. Die Rotunde und Kuppel nehmen, durch die Spiegelung gedoppelt, die Kugelform eines riesigen Bottaris an. Die Welt scheint auf den Kopf gestellt, es ist, als laufe man im Kuppeldach und der Untiefe des Himmels. Kimsoojas Installation verstärkt die Wirkung der Tageszeiten und des Lichtes. Sobald die Sonne durch die Wolken bricht, entsteht durch die Reflexion ein flirrendes Lichterspiel, und die Besucher malen ihre langen Schatten an Tadao Andos Betonring. „To Breathe – Constellation“ nennt Kimsooja ihre Ausstellungsintervention in der Pinault-Sammlung. Der Atem als Energiestrom und Lebensprinzip gehört für sie zur Raumerfahrung hinzu.

Le monde comme il va. Pinault Collection, Paris; bis zum 2. September. Carte blanche à Kimsooja. Bis zum 23. September. Der Katalog auf Englisch und Französisch kostet 45 Euro.



Draußen bleiben

Von Stefan Trinks

Die New Yorker Neue Galerie lässt, anders als alle anderen Kunstmuseen der Stadt, Kinder unter zwölf Jahren außerhalb separater „Family days“ oder Schulprogrammen nicht ein. Das mag mit der gehobenen Upper-East-Side-Attitüde des Museum for German and Austrian Art zu erklären sein. Grotesk aber wird das „Wir müssen leider draußen bleiben“ aktuell bei der Schau „Paula Modersohn-Becker: I Am Me“, die sich der Neuformulierung des Kinderbildnisses und der profanen Darstellung von Mutter mit Kind in der Kunst verschrieben hat. Zu Ende gedacht wäre somit der Künstlerin selbst, die nun nicht zuletzt wegen ihrer „Mutter mit Kind“-Bilder endlich auch im Big Apple gefeiert wird, in Begleitung ihrer Stieftochter Elsbeth der Zugang in ihre eigene Ausstellung verweigert worden. Der Fall dieser infantilen Türpolitik ist auch deshalb skurril, weil New Yorks Museen bislang in der Verprüderung der USA noch stets die Freiheit der Kunst hochhielten. Selbst in der noch gediegeneren Morgan Library erhält Nachwuchs ohne FSK 12 oder 16 problemlos Einlass, obwohl schon der flüchtige Blick in den aufgeschlagenen mittelalterlichen Handschriften zahlreiche Defäkierende und Schlimmeres ausmacht. Ganz zu schweigen von den unbeschwertten Darstellungen sexueller Praktiken auf der mesoamerikanischen Keramik im von Kindern überlaufenen Museum of Natural History am Central Park. Nur die Bilder Modersohn-Beckers taugen jetzt offenbar nicht für unschuldige Kinderäuglein. Ganz anders am entgegen gesetzten Ende der Welt. Im Schanghai Museum beginnt am 27. Juli eine Reihe von zehn Samstagen, an denen Besucher jeweils ihre kleinen Lieblinge nicht nur ausnahmsweise mit ins Museum nehmen dürfen, vielmehr sogar ausdrücklich sollen. Allerdings ist die Einladung an verbienige Lieblinge gerichtet. Als Hommage der großen Liebe der alten Ägypter zu Katzen und deren Verehrung als Halbgötter in Fell wird in der Schau „An der Spitze der Pyramide – Die Zivilisation des Alten Ägypten“ die Apotheose der Göttin Bastet in Katzenform ebenso gezeigt wie das damalige luxuriöse Halten edler Katzen in heimischen Privatzoo's, was seit der chinesischen Einkindpolitik und den niedrigen Geburtenraten in Schanghai sehr vertraut ist. Für die sündteuren Rassekatzen sind die besten Friseursalons gerade gut genug, und nicht selten sieht man die schwerreichen Besitzer die pelzigen Wesen im Kinderwagen umherschieben. In diese Marktücke des bislang verbotenen Museumsbesuchs für kratzende Kleine stößt das Museum mit seinem Angebot. Bleibt nur die Frage, ob das Haus Warntafeln mit dem Hinweis aufzustellen sollte, die Schau sei für Katzen unter zwölf Jahren nicht geeignet – könnten doch die gezeigten mumifizierten Exemplare die kleinen Schätzchen nachhaltiger verstören als Modersohn-Beckers Bilder in New York den dortigen humanen Nachwuchs.

Morgen

Natur und Wissenschaft
Fake News im sozialen Netz zu entlarven, bedarf es mehr als Warnhinweisen.

Geisteswissenschaften
Dieter Langewiesche als Meister historischer Prosa

Absturz nach Quereinstieg

Im Februar war Lamia Messari-Becker zur Staatssekretärin im hessischen Wirtschaftsministerium ernannt worden, jetzt will Minister Ka-weh Mansoori die Expertin für nachhaltiges Bauen entlassen. Als Begründung nannte der Sozialdemokrat ein nicht näher spezifiziertes Fehlverhalten außerhalb des Dienstes. Messari-Becker war Professorin für Gebäudetechnologie und Bauphysik an der Universität Siegen, bevor sie dem Ruf in die Politik folgte. Sie hatte sich in den Debatten um das Gebäudeenergiegesetz mit unideologischen Beiträgen hervorgetan. Die streitlustige Messari-Becker, Mitglied im Club of Rome, hätte dringend benötigten Schwung in die hessische Wohnungsbaupolitik bringen können. F.A.Z.



Das Glücksversprechen, das Los Angeles darstellt, erweist sich nicht nur für Ling Mas Figuren als ambivalent: Strandparkplatz an der Santa Monica Bay

Foto Plainpicture

Der Westflügel gehört den hundert Ex-Freunden: „Aaron. Adam. Akihiko. Alejandro. Anders. Andrew. Und das sind nur die As.“ Von einem ganzen Alphabet an Verflossenen hat die namenlose Erzählerin sich nicht trennen können, als sie auf der Suche nach Beständigkeit einen Spitzenverdiener ehelicht, der ihr alles bieten kann, jedoch nichts zu sagen hat. Fragt sie ihn spät abends nach seinem Tag, lautet die Antwort buchstäblich: „\$\$\$\$, \$\$\$\$\$\$\$\$, sagt er. \$\$\$\$\$\$\$\$\$\$\$\$\$\$.“ Im Umkehrschluss berichtet sie von Spritztouren mit den Ex-Freunden durchs posh Los Angeles. Dabei haben ihr aus der Schar bloß zwei etwas bedeutet: „Aaron, weil ich verliebt war, Adam, weil er mich geschlagen hat. Erst lernte ich Adam kennen, dann Aaron. Die Wunde, dann die Heilsalbe.“ Eine beiläufig in den sanften Golden-State-Dämmer gesprochenen Offenbarung, die das bisher Berichtete infrage stellt.

Die Erzählerin ist also nicht einfach entscheidungslos, sondern traumatisiert. Sie kann die Vergangenheit nicht hinter sich lassen, der zugefügte Schmerz lässt sich mit einer Salbe nicht lindern. Die Bruchlinien der Fragmente bleiben sichtbar, auch nachdem sie neu ins Bild gesetzt wurden. Das ist der fatalistische Gang der Dinge, in jeder der acht Storys aus Ling Mas „Glücksollage“. Ein Titel, der auf den Sammlungscharakter verweist, vor allem aber das Leitmotiv des Bands vorgibt: Das Glück der Frauen, um die es geht, ist immerfort bedroht und nie mehr als eine Momentaufnahme.

Dabei ähneln sich die Protagonistinnen. Sie sind allesamt Amerikanerinnen mindestens der zweiten Einwanderergeneration, deren Eltern aus Asien, konkret: oft aus China stammen. Ihre Postadoleszenz zieht sich endlos in die Länge,

Zeitgeisterstunde

Aus ihrer Haut kann keine heraus:
Ling Mas Erzählband „Glücksollage“
versammelt acht miteinander verknüpfte
Erzählungen zum Rollenzwang, in denen
die Wiederholung zum Schicksal wird.

weil sie ihren Platz in der Welt nicht finden. Sicherheit verheißt eine Feststellung oder frühe Heirat lediglich so lange, bis Selbstzweifel oder ein indoktriniertes Erwartungsdruck diese trügerischen Gewissheiten aushöhlen. Es sind ausnahmslos belastete und fragile Beziehungen, die Ling Ma in ihrer „Glücksollage“ seziert.

Die standen bereits in ihrem gefeierten Debüt „New York Ghost“ im Fokus (F.A.Z. vom 2. September 2021), einem Pandemieroman *par excellence*, aber vor Covid verfasst und deswegen über die damalige Tagesaktualität weit hinausrei-



Ling Ma: „Glücksollage“. Storys. Aus dem Englischen von Zoë Beck. CulturBooks Verlag, Hamburg 2024. 213 S., geb., 23,- €.

chend. Die „Glücksollage“ ist der zweite Streich der 1983 in Süchina geborenen Autorin, die im Schulkindalter in die Vereinigten Staaten kam und heute an der University of Chicago Kreatives Schreiben lehrt. Den Titel, im Original „Bliss Montage“, hat die Übersetzerin Zoë Beck gekonnt eingedeutscht. Weil hier keine Kompilation je für sich stehender Kurzgeschichten zu erwarten ist; vielmehr sind diese Storys wie Kapitel eines großen Ganzen thematisch eng verzahnt und bedacht arrangiert.

Nehmen wir den eingangs erwähnten Frauenschläger Adam. Der flüchtet am Ende der Auftakterzählung aus dem gemeinsam bewohnten Anwesen. Im Folgestück begegnet ihm ein weiteres Opfer zufällig im Supermarkt. Diese Frau nun verfolgt und stellt ihn schließlich im Beisein seiner neuen Partnerin bei einem Teller Pasta zur Rede – ohne sich Illusionen hinzugeben. Die Neue wird bei ihm bleiben, er irgendwann in alte Muster zurückfallen und sie misshandeln. *Eat, beat, repeat.*

Die Wiederholung wird zum Schicksal, das die Gedemütigten nur scheinbar akzeptieren. Im Geheimen aber träumen sie von der erlösenden Metamorphose. Denn wenn die Mutter der Tochter ihr repressives Schönheitsideal aufzwingt, hilft scheinbar nur eines: „Zehn Kilogramm zulegen und ein enges Kleid tragen. Dann ist man frei.“ Doch nie für lange, die Wirklichkeit holt alle ein, selbst wenn sie glauben, ein Schlupfloch aus ihr herauszufinden. Wie die von Institutsintrigen und Terminstress geplagte Filmwissenschaftlerin, die ihren professoralen *safe space* in einem Loch in der Bürowand findet, hinter dem sich eine neue Welt auftut, mit lauer Nachtluft und absoluter Ruhe, wo freilich auch die Einsamkeit ewig währt.

Solch alternative Realitäten spiegeln den Irrsinn der Unrigen, und Ling Ma liebt das Vexierspiel mit ihnen. Etwa in der Geschichte, in der eine Droge unsichtbar macht und deren Erzählerin früher an Anorexie litt – zählt man eins und eins zusammen, ist die tiefere Bedeutung prompt entschlüsselt. Die Interpretationsangebote drängen sich auf, in jeder Text fordert seine allegorische Lesart ein. Im Falle der eben erwähnten Filmwissenschaftlerin ist das nicht anders als beim kurzweiligen „Liebesspiel mit einem Yeti“ – allen offenen Enden zum Trotz. Dabei hat Ling Ma ein untrügliches Gespür für die Aporien des Zeitgeists und die Ängste der Millennials. Das reicht hinein bis ins Selbstbild postmigrantischer Frauen, die sich wehren wollen, denen aber die widerspruchslöse Agenda fehlt. Ein wenig mehr metaphorische Uneindeutigkeit würde diesen treffsicheren Gegenwartsdiagnosen guttun. Witz und schillernde Einfälle für viele weitere gute Bücher hat diese Autorin aber allemal. MAXIMILIAN MENGERINGHAUS

Gleichheit in der Ungleichheit

Vom Traum zum Albtraum: Natan Sznajder denkt über jüdische Existenz in Deutschland nach

Theodor W. Adorno prägte 1956 den Ausdruck „Die Wunde Heine“: Er meinte damit vor allem die verdrängte Erinnerung an den ausgestoßenen und heimatlosen Dichter und das, „was an ihm schmerzt und seinem Verhältnis zur deutschen Tradition“. Denn der bedeutende deutsche Schriftsteller der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts war jüdischer Herkunft und Zielscheibe antisemitischer und nationalistischer Publizistik weit über seinen Tod hinaus. Dass er besser Deutsch konnte als die Deutschstämmelnden, schürte nur das Ressentiment. Die Rezeption Heines ist eine Facette dessen, was Natan Sznajder „Die jüdische Wunde“ nennt.

Der Soziologe, der in Israel und teilweise in Deutschland lebt und forscht, thematisiert mit dem Begriff das „jüdische Leben zwischen Anpassung und Autonomie“. Es geht um die alte Frage, ob sich Juden assimilieren oder als Kollektiv zeigen und behaupten sollen. Es geht mithin um jüdische Identität (auch wenn Sznajder das Wort vermeidet) in einer jüdenfeindlichen Welt.

Assimilation und Selbstbehauptung sind seit dem Zeitalter der Aufklärung ein Hauptthema innerjüdischer Diskurse, symbiotisch verbunden mit politischen Entwicklungen in Europa. Darin eingelassen ist auch das deutsch-jüdische Stück um Schuld und Versöhnung. Mit der Staatsgründung Israels haben diese Debatten nicht aufgehört, sondern bloß den Kontext gewechselt. Heute werden sie im Spannungsfeld zwischen der traditionellen rabbinischen Religion, dem staatlichen Zionismus und dem Diasporajudentum ausgetragen.

In dem Buch erzählt Natan Sznajder Geschichten von Juden und Jüdinnen über Assimilation, Emanzipation, Autonomie, Anpassung, Verfolgung, Exil und Heimatlosigkeit, Episoden, die er über Personen und Situationen miteinander verknüpft. Es entsteht ein Nathan-Spiel, denn der Autor-Natan führt das Publikum mit anderen Nathan-Figuren durch seinen Essay. Neben Lessings weisen Nathan, den wir alle kennen, führt er einen ostjüdischen und orthodoxen Nathan aus dem Berliner Scheunenviertel der Zwanzigerjahre ein.

Der weise Nathan setzt auf die Aufklärung, predigt religiöse Toleranz und setzt auf die Unsichtbarkeit des jüdischen Lebens. Der orthodoxe Nathan stellt seine Frömmigkeit und Fremdheit gegenüber der Mehrheitsgesellschaft wie der modernen Welt offen zur Schau, kennt weder Kant noch Lessing, aber das „wahre Judentum“. Der Autor hält es hingegen jenseits der beiden mit Hannah Arendt, die gesagt hat, dass man sich als Jude wehren muss, wenn mal als Jude angegriffen wird. Er ist auf der Suche nach einem Leben zwischen Anpassung und Autonomie, das partikuläre Erfahrungen mit universalistischer Ethik vereinbart. Verstecken ist für ihn keine Lösung, essenziellistische Identitätspolitik jedoch eine Katastrophe.

Im Kraftzentrum steht Hannah Arendts Rede zum Lessing-Preis der Freien Hansestadt Hamburg 1959, mit dem die aus Deutschland geflohene jüdisch-amerikanische Intellektuelle geehrt wurde. Ihr ging es in dieser Rede nicht um Rache, nicht um Vergebung, nicht um Versöhnung. Sie erwartete, dass das Publikum wissen will, wie es gewesen ist, und bereit ist, das auszuhalten. Sie spielte die Rolle der Bühnenjüdin, die sich von der Aufklärung und Lessing emanzipiert hat, aber doch die Maske Lessings aufsetzt, um vor den Deutschen im Namen der Juden zu sprechen. Sie sprach als amerikanische Jü-

din, die keine Deutsche mehr war. Ihr Anliegen war ein politisches: Anerkennung des jüdischen Schicksals.

Die Hamburger Bürger verstanden sie indessen nicht und wollten von ihr hören, dass die Juden ununterscheidbar sind, Menschen eben wie sie selbst, die Deutschen. Sie wollten nach vorne schauen, durch Wiedergutmachungsgeesten wie diese wieder gut werden, wobei im Kaisersaal sich vorwiegend die „innere Emigration“ des Dritten Reiches versammelte, die nicht selten schon vor 1945 ganz gut über die Runden gekommen war. Der Besuch der mittelalten Dame fand sozusagen auf mephistophelischem Gustaf-Gründgens-Territorium statt. Gründgens war jener „Hanswurst“, als den Arendt vier Jahre später fälschlicherweise Eichmann ausgab.

Sehr eindrücklich ist auch die Parallelgeschichte von Mascha Kaléko, die im selben Jahr den Fontane-Preis ablehnte, den Kunstpreis der Westberliner Akademie der Künste. Die Dichterin hatte ostjüdischen Familienhintergrund, kam nach Berlin ins Scheunenviertel, lebte dann aber unter der Berliner Bohème im Zeichen der Neuen Sachlichkeit. Auch sie flüchtete nach 1933 in die USA. Erst wollte sie den Fontane-Preis annehmen, aber als sie erfuhr, dass das Jurymitglied Hans Egon Holthausen in der SS gewesen war, lehnte sie ab. Der Generaldirektor der Akademie bedauerte daraufhin, dass die Juden nach all den schrecklichen



Natan Sznajder: „Die jüdische Wunde“. Leben zwischen Anpassung und Autonomie. Carl Hanser Verlag, München 2024. 272 S., geb., 26,- €.

Dingen nicht mehr Toleranz zeigten. Die jüdische Nachkriegsexistenz in Westdeutschland ist von solchen Wunden überhäuft.

Sznajder breitet vor uns ein Triptychon aus: Die erste Tafel erzählt die Geschichte des jüdischen Traumes von Gleichheit und Anpassung, die zweite Tafel handelt von der Ernüchterung, und die dritte setzt sich mit dem Übergang vom Traum zum Albtraum auseinander, den der 7. Oktober bedeutete. Viele Juden in Deutschland empfanden zuvor bereits die Documenta 15 als eine Zäsur für die jüdische Existenz in diesem Land. Sznajder möchte durchaus die Spannung zwischen dem Partikulären und dem Universalen offenhalten. Die Einfachheit partikularistischer Identität wie auch das Versprechen des menschlichen Universalismus sind für ihn beide gescheitert. Die Parias aber bedürfen ganz profan und unphilosophisch der Sicherheit.

Man spürt: Sznajder, der so gründlich und eindringlich über kosmopolitisches Gedächtnis und die Erinnerung an Holocaust und Kolonialismus nachgedacht hat, ist inzwischen vom universalistischen progressiven Diskurs genervt. Er fühlt sich dem angegriffenen Kollektiv zugehörig, unbezweifelbar und präpolitisch. Die Gleichheit der Menschen besteht in ihrer Ungleichheit, es gibt einen Raum zwischen Universalismus und Differenzierung. Eine jüdische Aufklärung soll es sein, eine realistische, nicht die Lessings. Dazu gehört schonungslose Aufrichtigkeit, mitsamt einem Klageleid über „die jüdische Wunde“. Sie hat in jüngerer Zeit wieder mehr geschmerzt, zumal wenn Solidarität verweigert wird. JÖRG SPÄTER

Ein Ehemann als Einrichtungsgegenstand

Rosemary Tonks war eine Schriftstellerin, die irgendwann im Schreiben nur noch Satanisches fand und verstummte: Nun erscheint auf Deutsch ihr Roman „Der Köder“

Man muss es schon als eine Seltsamkeit der englischen Literatur bezeichnen, dass immer wieder etablierte Schriftstellerinnen buchstäblich verschwinden. Im Jahr 1926 gab es eine landesweite Polizeiaktion, um nach der aufstrebenden Krimiautorin Agatha Christie zu suchen, die nach einem Ehestreit nicht mehr aufzufinden war. Zehn Tage lang galt sie als Mordopfer des abtrünnigen Ehemanns, bevor sie unter anderem Namen und in verwirrtem Geisteszustand in einem nordenglischen Hotel identifiziert werden konnte. Ob es sich hier um einen Nervenzusammenbruch oder einen Publicity Stunt handeln mochte, ist bis heute unklar; jedenfalls ist die Autorin seither weltberühmt.

Die modernistische Erzählerin Jean Rhys, die aus der Karibik stammte und in den späten Zwanziger- bis Dreißigerjahren einige subtile Romane über das bewegte Liebesleben der Vorkriegsbohème veröffentlicht hatte, verschwand spurlos in den Kriegswirren und war schon für tot erklärt worden, als ein BBC-Reporter sie 1949 in einem Cottage in Cornwall aufspürte. Eine Verlagsagentin schaffte es sogar, sie dort vom Alkohol loszubekommen und zur weiteren literarischen Arbeit zu bewegen;



Portrait aus noch welt- und schreibzugewandten Tagen: die englische Schriftstellerin Rosemary Tonks. Foto Shutterstock

1966 erschien „Wide Sargasso Sea“, ihr Meisterwerk.

Am seltsamsten und traurigsten aber war das Verschwinden der Lyrikerin und Romanautorin Rosemary Tonks (1928 bis 2014). In den Swinging Sixties zählte sie zur Avantgarde. Zwei stilprägende, bis heute hochgeschätzte Gedichtbände, sechs satirische Gesellschaftsromane und etliche Erzählungen hat Tonks damals mit Erfolg veröffentlicht, dazu zahlreiche Essays und Kritiken in führenden Journalen wie „The New York Review of Books“. Sie arbeitete bei der BBC, widmete sich Klangkunstwerken ebenso wie dem Londoner Society-Leben und galt als Ikone jener aufregenden Zeit. Anfang der Siebzigerjahre jedoch brach sie mit alledem, nahm einen anderen Namen an, verweigerte jeden Kontakt zur literarischen Welt und lebte fortan vier Jahrzehnte unerkannt in der englischen Provinz. Ihre Manuskripte verbrannte sie, in öffentlichen Bibliotheken soll sie ihre eigenen Bücher entliehen haben, um sie zu zerstören. Es heißt, dass eine Serie von Schicksalsschlägen und Erkrankungen sie erst zur Esoterik, dann zum christlichen Fundamentalismus geführt habe. Jedenfalls glaubte Tonks anscheinend, in Literatur und Kunst, besonders der eige-

nen, eine Manifestation des Satanischen zu erkennen, die es auszumerzen galt.

Nach ihrem Tod hat sich der Lyrikerleger Neil Astley mit einer Neuausgabe sämtlicher Gedichte von Tonks, die auch einige Kleinprosa präsentiert, um die Neubewertung ihres Werks verdient gemacht. Das ausführliche Nachwort seiner Ausgabe, das auch die biographischen Nachforschungen dokumentiert, ist jetzt der deutschen Erstausgabe ihres Kurzromans „The Bloat“ angefügt. Im Original 1968 erschienen und vor zwei Jahren in England wiederaufgelegt, lockt er uns in Eva Bonnés Übersetzung, wenngleich unter einem frei erfundenen Titel (der englische Titel, eigentlich Bezeichnung für einen Räucherhering, ist der Spitzname der männlichen Hauptfigur) zur Entdeckung dieser rätselhaften Autorin.

Doch die Lektüre enttäuscht. Erzählt wird fast nur szenisch-dialogisch, ziemlich hochtourig und schrill und so penetrant um ständige Pointen und Bonmots bemüht, dass man ermüdet. Ein beliebtes Beispiel: „Puh! Mir wird warm, mein Herz hämmert, doch kaum, dass ich abgeschlossen und mich ausgezogen habe, klingelt es an der Haustür. Fritz hat sich der Musik geschlagen gegeben, der Staubsauger ist verstummt, aber jetzt schaltet er

ihn sofort wieder ein. Ist er nicht wirklich unerträglich? (Nie wieder werde ich in diesem Hause Marx erwähnen.) Ich ziehe mir etwas über: ein dauerhaft zerknittertes Aertex-Shirt und eine Denimhose, die aussieht, als wäre sie für die chinesische Handelsmarine geschneidert worden.



Rosemary Tonks: „Der Köder“. Roman. Aus dem Englischen von Eva BonnÉ. Nachwort von Neil Astley. März Verlag, Berlin 2024. 240 S., geb., 25,- €.

Modisch gekleidet, zumindest von der Taille abwärts, öffne ich die Tür.“

So plaudert die Erzählerin, eine junge Frau namens Min, die avantgardistische Tonkunst macht und sich gern in die Oper ausführen lässt, deren eigentliche Hauptbeschäftigung im Leben aber darin liegt, diverse Liebhaber an langen oder kurzen Leinen zu halten, woran sie der Ehemann, den sie für einen Einrichtungsgegenstand hält, kaum ungebührlich hindert. In einem lockeren Reigen skizzenhafter flüchtiger Kapitel folgen wir ihr durch die hedonisti-

sche Künstler- und Gesellschaftszene Londons, ohne dass von dieser Stadt jemals irgendetwas kenntlich würde. Stattdessen erhalten wir Spruchweisheiten wie „Man kann auch neben einem Mann Alpträume haben. Selbst, wenn er der eigene Gatte ist. Oft macht es die Sache sogar noch schlimmer“ oder „Ein Kuss ohne Schnurrbart ist wie ein gekochtes Ei ohne Salz“, dazu schiefe Sprachbilder wie dieses: „In jubelnder Ekstase beugt er sich über mich, so hoch und schräg wie ein dampfender Schlafwagen in der winterlichen Gare de Lyon.“

Es ist ein schmaler Grat, der eine Erzählung des Banalen von einer banalen Erzählung trennt. „Der Köder“, angehängt in drei Wochen, wie die Autorin selbst erklärt, runtergeschrieben, kippt klar auf die zweite Seite. In ihren Gedichten lässt sich, wie dank Astleys Sammlung „Bedouin of the London Evening“ vor zehn Jahren eindrucksvoll erwiesen, viel sprachlich Starkes finden, Mordbides wie Modernes, Perlendes und Tristes, Abgründiges und Verführerisches, ein London-Sound, den man sonst nur aus Monumenten wie T. S. Eliots „The Waste Land“ kennt. Ihrem Roman aber fehlt, um es mit Mins Worten zu sagen, das Salz. TOBIAS DÖRING

Einmal läuft er in sein Kinderzimmer und kommt mit einem Basketball zurück, den er wie eine Trophäe hält. Er lacht, dribbelt kurz und legt den Ball wieder beiseite. Ein stolzer Junge. Er heißt Jannes, ist elf Jahre alt und kam taub zur Welt, aber es dauerte sechzehn Monate, bis die Ärzte feststellten, dass Jannes nichts hört. Heute hat er Hörimplantate und nimmt Geräusche wie das Bellen eines Hundes sehr gut wahr. Auf dem rechten Auge ist Jannes inzwischen blind, mit dem linken sieht er noch, nicht viel, aber genug, um sich einigermaßen sicher zu bewegen. Jannes trägt eine Brille mit mächtigen Lentikulargläsern. Doch er droht zu erblinden.

Ein Bungalow auf einem Hügel in Nordrhein-Westfalen, davor eine schmale Straße, drum herum Grün. Hier wohnt der Elfjährige, der an einem seltenen Gendefekt leidet, dem Donnai-Barrow-Syndrom. Jannes hat eine kleine Schwester, ein lustiges, sechsjähriges Mädchen mit Locken, das sehr viel lacht. Auch sie wurde mit dem Donnai-Barrow-Syndrom geboren. Weltweit sind nur etwa fünfzig Menschen von der Erkrankung betroffen.

Der Gendefekt beruht auf Mutationen des LRP2-Gens und äußert sich unter anderem durch Hörverlust, Augenveränderungen, Verlust des Augenlichts und Gesichtsdysmorphie. Die geistige Entwicklung der Betroffenen ist verzögert oder vermindert, wie stark, variiert von Fall zu Fall. Eine Prognose über die Entwicklung eines Menschen mit Donnai-Barrow-Syndrom zu treffen ist unmöglich.

Trotz der Sorge um ihre Kinder strahlt Vanessa, die Mutter von Jannes und Sara, nichts Schwermütiges aus, überhaupt herrscht in dem Haus, an dessen Wänden Familienfotos und Bilder hängen, eine auffallend warme, gemütliche Atmosphäre. Jannes tippt seine Mutter an, zeigt auf die Muffins auf dem Tisch. Ja, antwortet Vanessa und lächelt, natürlich dürfe er einen Muffin essen.

Jannes ist ein ungewöhnlich aufmerksames Kind. Kaum ist ein Glas leer, möchte er nachschenken, auch seine Schwester Sara hat er stets im Blick. Vanessa sagt, er freue sich unbändig über Kleinigkeiten, zum Beispiel wenn sie ihm einen Saft mitbringt, den er gerne trinkt, oder wenn die Sonne scheint. Sara liebe es, draußen zu sein, spazieren zu gehen, Bäume zu berühren, sie ertastet die Rinde, fährt mit den Händen auf und ab. So erschließt sie sich die Welt. Vanessa sagt: „Sie fühlt zum Beispiel nach den Schlüsseln in meiner Tasche, wenn wir das Haus verlassen, und weiß dann, ob wir mit dem Auto wegfahren oder spazieren gehen.“

Saras Netzhaut hat sich schon mehrfach abgelöst. Einmal war die Familie im Urlaub in Mecklenburg, als eines ihrer Augen zu schrumpfen schien. Vanessa und ihr Mann fuhren sofort mit ihr in die Uniklinik nach Köln, aber dort wurde gerade gestreikt. Sie bekamen einen Termin in Bonn, doch da war schon eine Woche vergangen. Vanessa sagt, sie habe sich schon gefragt, wie man so viel Pech haben könne. Ausgerechnet im Urlaub. Ausgerechnet während des Klinikstreiks. Ausgerechnet.

Wie viele Kinder in Deutschland an Taubblindheit leiden, ist schwer zu sagen. Schätzungen zufolge sind es etwa dreihundert, aber Experten gehen von einer hohen Dunkelziffer aus. Es sind Kinder, bei denen das Fehlen des einen Sinnes nicht durch die anderen Sinne aufgefangen werden kann. Das gibt der Behinderung eine besondere Dimension. Wie kaum eine andere Minderheit in Deutschland sind Taubblinde darauf angewiesen, dass Menschen für sie die Stimme erheben und für ihre Rechte kämpfen. Menschen wie Irmgard Reichstein. Sie ist 64 Jahre alt, hat eine Karriere im Management hinter sich und 2010 die Stiftung „taubblind leben“ gegründet. Ihr Bruder leidet am Usher-Syndrom, er ist taub und beinahe blind, aber sehr aktiv und hilft unter anderem taubblinden Menschen, sich in ihrem Leben besser zu rechtzufinden. Er gibt jenen Hoffnung, für die nichts selbstverständlich ist.

Obwohl das Europäische Parlament schon 2004 alle Mitgliedstaaten aufgefordert hat, den Rechten Taubblinder Gel-



Wie kaum eine andere Minderheit sind Taubblinde darauf angewiesen, dass jemand die Stimme für sie erhebt.

Foto Mauritius

Ihr Leben ist nicht ärmer als unseres

Weltweit leiden nur etwa fünfzig Menschen unter dem Donnai-Barrow-Syndrom. Die Betroffenen können weder sehen noch hören. Zwei von ihnen leben in Nordrhein-Westfalen und sind noch Kinder. Was tut unsere Gesellschaft für taubblinde Menschen?

zung zu verschaffen, wurde Taubblindheit erst 2016 in Deutschland als Behinderung eigener Art anerkannt und das Merkzeichen „TBl“ im Schwerbehindertenausweis eingeführt. Das war ein wichtiger Schritt, sagt Reichstein, die mit ihrer Entschlossenheit, ihrem Mut und ihrer Hartnäckigkeit viel für taubblinde Menschen in Deutschland erreicht hat. Trotzdem seien taubblinde Menschen hierzulande immer noch eine übersehene Minderheit. Weder stellen sie eine wichtige Wählergruppe dar, noch ließen sie sich politisch öffentlichkeitswirksam instrumentalisieren. „Wir brauchen flächendeckende Beratung, Rehabilitation und qualifizierte Assistenz für taubblinde Menschen“, sagt sie. Niemand weiß, wie viele Betroffene trotz ihres Rechts auf soziale Teilhabe in Heimen vor sich hindämmern.

Gabriele Mauermann arbeitet im Ministerium für Schule und Weiterbildung in NRW und ist unter anderem für Inklusive Bildung und Förderschulen zuständig. Es dauert eine Weile, bis sie auf die Frage antwortet, wie viele taubblinde Kinder in NRW leben, und kurz hat man den Eindruck, sie würde sie am liebsten gar nicht beantworten. „In NRW wissen

wir über unsere Schulen von etwa zwischen 100 und 200 taubblinden Kindern“, sagt sie. Es sei schwierig, die genaue Zahl festzustellen, weil es sich bei Taubblindheit um eine sehr spezifische Behinderung handle. Sie gehe davon aus, dass die betroffenen Kinder beschult werden. „Es ist mir wichtig, der Behinderung Taubblindheit eine größere gesellschaftliche Sichtbarkeit zu verschaffen. Auch die Lehrerfortbildung müssen wir hinsichtlich der spezifischen Bedürfnisse taubblinder Kinder stärken, am besten bundesweit und gemeinsam mit entsprechenden Fachgesellschaften und Stiftungen.“ Die Zusammenarbeit mit der Stiftung „taubblind leben“ bezeichnet Gabriele Mauermann als „spannend“.

Irmgard Reichstein freut sich auch über die Zusammenarbeit mit dem Ministerium, aber sie befürchtet, „dass das Thema einer kleinen Gruppe mit sehr hohem und spezifischem Unterstützungsbedarf untergeht“. Gemeinsam mit der Universität Köln hat die Stiftung „taubblind leben“ eine Erhebung in NRW durchgeführt und allein in zwölf von etwa 500 Förderschulen 127 taubblinde Kinder auffindig gemacht. Irmgard Reichstein geht davon aus, dass in NRW mehr als

300 taubblinde Kinder betroffen sind. Das sind deutlich mehr, als Frau Mauermann vermutet.

Reichstein betont, wie wichtig die benötigten besonderen Qualifikationen der Lehrkräfte sind, um diese Kinder optimal fördern zu können. Die bisherigen sonderpädagogischen Studiengänge seien in keiner Weise auf den Umgang mit taubblinden Kindern vorbereitet. „Es müssen dringend Qualifizierungsangebote geschaffen werden. Die spezifischen Bedürfnisse taubblinder Kinder dürfen nicht länger ignoriert werden.“ Es ist immer wieder verwunderlich, welch enorme Summen in Zeiten einer Finanzkrise oder Pandemie vom Staat lockergemacht werden und wie wenig Geld da ist, wenn es um Inklusion geht.

Jeden Morgen steigen Jannes und Sara in einen Bus, der sie ins vierzig Minuten entfernte Olpe bringt, wo Sara in die Kita geht und Jannes in die Förderschule. Er ist in seiner Klasse der einzige Taubblinde, die anderen Kinder sind hörgeschädigt. Damit Jannes dem Unterricht überhaupt folgen kann, hat er nach hartnäckigem Kampf seiner Eltern mit den

Ämtern eine persönliche Assistenz bekommen – Cynthia, die auch zwischen ihm und den Lehrern und Mitschülern dolmetscht. Ohne Cynthia wäre Jannes in der Schule verloren. Mit Cynthias Hilfe ist er jetzt zum Beispiel sehr gut in Mathe, seinem Lieblingsfach. Kein Schüler in seiner Klasse, mailt Cynthia, multipliziere und dividiere so schnell wie er. Er sei ein fröhlicher Junge, der wie alle Kinder in seinem Alter seine Grenzen auslaute. Im Moment lerne Jannes die Brailleschrift, auch das klappt gut, zügig, schreibt sie.

Hätte Jannes nicht Cynthia an seiner Seite, wäre die Schule für ihn ein durch Frustrationserfahrungen geprägter Ort. Die Erfolgsergebnisse blieben aus, er würde keinen schulischen Ehrgeiz entwickeln, sich zurückziehen. Keine Assistenz hieße, ihn der Chance auf eine berufliche Zukunft zu berauben.

Dass Cynthia Jannes in der Schule unterstützt, ist dem Engagement von Hildegard Bruns von der Deutschen Gesellschaft für Taubblindheit zu verdanken. Sie sagt: „Gut ausgebildete Fachkräfte zu finden und zu bezahlen ist kaum möglich. Das besondere Krankheitsbild und die zeitaufwendige Vermittlung der Unter-

richtsinhalte bei der Begleitung von taubblinden Kindern macht eine Bewilligung durch die Ämter zum Teil sehr schwer.“ Manchmal dauert es Monate, bis Hildegard Bruns eine gute Integrationskraft für ein Kind gefunden hat, denn die wenigsten Lehrkräfte im Bereich der Sonderpädagogik sind im Umgang mit taubblinden Kindern geschult. Wenn die Kinder Pech haben, fallen sie durchs Raster.

Mit der Gebärdensprache fremdelt Sara noch. Vanessa übt mit ihrer Tochter derzeit das taktile Gebärden, bei dem der eine seine Hand auf die des anderen legt. Aber natürlich braucht das Zeit. Wenn Sara sich die Zähne putzen soll, drückt Vanessa ihr eine Zahnbürste in die Hand, wenn es zum Reiten geht, gibt sie ihr ihren Reithelm.

Weil Jannes so schlecht sieht, kommt er seinen Mitschülern körperlich oft zu nahe. Die Mitschüler weichen zurück, grenzen ihn manchmal sogar aus. Seine Mutter sagt, man könne Freundschaften nicht erzwingen, aber für Jannes sei es schon traurig, er mag die Pausen, in denen die anderen Kinder spielen, nicht sonderlich. Manchmal wundert sich Vanessa über ihre gesunde Nichte und ihren gesunden Neffen, die doch alles haben und oft so viel unzufriedener wirken als Jannes und Sara.

Am dunklen Tagen fragt sich Vanessa: Warum ausgerechnet wir, warum ausgerechnet unsere Kinder? Ihr Mann sage dann, es ließe sich ohnehin nicht ändern, man müsse gemeinsam das Beste daraus machen. Er arbeite beruflich mit behinderten Menschen und wisse, wie viel schlimmer es hätte kommen können. Vanessa sagt: „Er gibt mir viel Kraft.“ Als sie mit Sara schwanger war, verzichteten sie bewusst auf eine Fruchtwasserpunktion, denn auch wenn ihr Kind mehrfach behindert gewesen wäre, hätte sich für sie nichts geändert. „Wir haben uns bewusst für Sara entschieden“, sagt Vanessa. Sie wünscht sich nichts sehnlicher, als dass ihre Kinder wieder sehen können, und hofft auf die Genforschung, darauf, dass es irgendwo auf der Welt Wissenschaftler gibt, deren Arbeit Sara und Jannes in naher Zukunft helfen kann. Warum sollte nicht auch mal ein Wunder geschehen?

In Deutschland gibt es kein Elternpaar, dessen Kinder wie Jannes und Sara am Donnai-Barrow-Syndrom leiden. Vanessa weiß durch ihre Recherchen in den sozialen Netzwerken nur von einer Familie in England, deren Kind, ein Junge, ungefähr in Saras Alter ist und im Rollstuhl sitzt. Sie spielt schon länger mit dem Gedanken, der Familie zu schreiben, weil ihr der Austausch mit Betroffenen fehlt.

Was auch fehlt, ist eine eigene Beratungsstelle für Taubblinde in NRW, an die sich Vanessa, ihr Mann und andere Betroffene mit ihren Fragen und Nöten wenden könnten. Gäbe es eine solche Beratungsstelle, wäre es wohl auch leichter, in Erfahrung zu bringen, wie viele taubblinde Kinder es tatsächlich in NRW gibt, wo diese Kinder leben, ob und in welche Schulen sie gehen und ob sie dort ausreichend gefördert werden.

Vanessa hat den Eindruck, dass es eine weitverbreitete gesellschaftliche Ignoranz gegenüber Minderheiten gibt, die sich in alltäglichen Situationen äußert, vermeintlichen Kleinigkeiten, die für die Betroffenen keine Kleinigkeiten sind. Im Supermarkt zum Beispiel, wenn Paletten mitten in den Gängen stehen – Hindernisse, über die nicht nur Jannes, sondern auch andere Menschen mit Sehbehinderungen, junge und vor allem alte, stolpern und sich verletzen können. Die Gebärdensprache, sagt Vanessa, sollte im Fernsehen populärer und nicht nur eine Ausnahme sein. Aber es gibt auch unerwartet schöne Begegnungen wie neulich, als ein Junge auf dem Spielplatz mit Jannes Basketball spielen wollte und viele Fragen zu seinem Anderssein gestellt hat.

Jannes und Sara zerrren jetzt an den Armen ihrer Mutter, sie möchten raus und spielen, die Sonne scheint. Sie fühlen und spüren die Welt auf andere Weise als gesunde Kinder. Aber deshalb muss diese Welt nicht ärmer sein. MELANIE MÜHL

Es sei ihrem Empfinden nach völlig unnatürlich, vor einem Auditorium mit zweitausend Menschen zu spielen, sagte die Pianistin Maria João Pires einmal. Die Intimität des Musikmachens und der große gesellschaftliche Rahmen eines Konzerts sind für die Portugiesin, die heute ihren achtzigsten Geburtstag feiert, zwei Dinge, die sich nur schwer zusammenbringen lassen. Immer wieder zog sich Pires aus dem Konzertleben zurück, in den Achtzigerjahren, um ihre Kinder – vier leibliche und zwei, die sie adoptierte – großzuziehen, später wegen einer Krankheit, 2017 um, wie sie mitteilte, endgültig mit dem Konzertieren aufzuhören. Sie stieß sich an den Zwängen des Kulturbetriebs, an Kommerz und Starrummel. All das verträgt sich kaum mit einem Musizierern, wie sie es sich vorstellt: frei von Ablenkung und vom Gedanken an ökonomische Wertbarkeit.

Dass sie auch nach ihrem letzten, zunächst final scheinenden Abschied wieder auf die Bühne zurückkam, sollte man ihr nicht als fehlende Prinzipientreue auslegen. Eher drückt sich darin ein nach wie vor andauernder Kampf der Pianistin aus, die intime mit der öffentlichen Seite der Musik in Einklang zu bringen. Der direkte Kontakt zu den Hörern ist Pires dann doch zu wichtig, als dass sie ganz im Aufnahmestudio

Glück der Begrenzung

Farben geläuterten Schmerzes: Die Pianistin Maria João Pires wird achtzig Jahre alt



verschwinden würde, ihr Wunsch, mit Musik die Welt erträglicher zu machen – wenigstens ein bisschen –, dann doch größer, als dass sie die Chancen von Öffentlichkeit nicht erkennen würde. Pires' On-off-Beziehung zum Konzertbetrieb hat eine kaum zu unterschätzende Nebenwirkung: In einer Künstlerblase konnte und wollte die Pianistin nie verschwinden, die Pausen galten ihr auch als Rückversicherung, dass sie den Kontakt zu einem „normalen“ Leben, wie es der Großteil ihrer Hörer führen dürfte, nicht verloren hat.

Dann fuhr sie Traktor auf ihrer Farm im portugiesischen Belgais und kochte für ihre Schüler, die sie dort bei Meisterkursen um sich versammelte. Kurse, bei denen sie mit sanftem Lächeln ganz zielsicher in die Schmerzregionen der Schüler vordringt: Verküstungen früherer Routiniertheit aufbrechend, mit Nachdruck das Bewusstsein für den je eige-

nen Gefühlsgrund weckend. Ihr eigenes Spiel ist derweil von einer menschenfreundlichen Wärme, der man sich kaum entziehen kann. Stabilität und Freiheit halten sich in ungewöhnlicher Weise die Waage, Pires' Klavierton ist klar umrissen, zeigt zugleich aber eine tief gründende, weiche Sonorität. In solcher Solidität kann man noch Spuren der deutschen Klavierschule entdecken, die sie beim Studium in München bei Rosl Schmid kennenlernte. Schmid hatte noch beim Carl-Reinecke-Schüler Robert Teichmüller in Leipzig studiert und später mit Hans Pitzner dessen Klavierkonzert eingespielt.

Schönste Voraussetzungen sind das für die Musik Wolfgang Amadeus Mozarts, die Pires mit himmlischer Klarheit, aber ganz irdischer Leuchtkraft spielt. Aber nicht nur zu Mozart findet die Pianistin einen glücklichen Zugang, auch die Musik Frédéric Chopins, Robert Schumanns und Franz Schuberts leuchtet unter ihren Händen auf. Es gibt viele Pianisten, die die „Träumerei“ aus Schumanns „Kinderszenen“ bewegter und im Tempo freier spielen als Pires. Wenige zwingen aber so zum Zuhören wie sie: Durch minimale Abweichungen von einer deutlich spürbaren Grundordnung versetzt sie die Aufmerksamkeit des Hörers in Spannung. Dass das Vorhandensein einer großen Gefühlswelt

dabei eher angedeutet als ausformuliert wird, erscheint viel aufregender und geschmackssicherer als die volle Preisgabe.

Mit einer ähnlich disziplinierten Grundhaltung spielt sie die Improptus op. 90 von Schubert und findet dabei nicht nur Farben geläuterten Schmerzes, sondern deckt auch die vielschichtige Machart und die feine Gestik der vier Stücke auf. Zu ihrem vollen Recht kommen da plötzlich die kreisenden Sextolenfiguren im Ges-Dur-Improptu, die die meisten Pianisten als färbende Füllstimme begreifen. Pires widmet diesen Sextolen ihre ganze Liebe und Aufmerksamkeit und entdeckt dabei ein Bild schmerzlichen Brütens.

Wenn die Dramatik dieses Stückes später zunimmt, die Bassstimme grollend aufbegehrt und die Oberstimme in klagenden Ausbrüchen antwortet, lässt sich Pires nicht von den Gefühlen überwältigen. Nie geht es ihr darum, mit künstlerischen Mitteln Grenzen zu sprengen. Stattdessen zeigt sie, welcher Reichtum sich entdecken lässt, hat man das Vorhandensein von Grenzen erst einmal akzeptiert. Nicht zuletzt darin äußert sich in ihrem Klavierspiel eine Weisheit, die für die Hörer tief beglückende Momente bereithält. Heute wird die Pianistin Maria João Pires achtzig Jahre alt. CLEMENS HAUSTEIN

Manchmal fährt sie lieber Traktor, als Klavier zu spielen. Hier aber verzaubert die Pianistin Maria João Pires ihr Publikum bei den Salzburger Festspielen.

Foto AKG

Melodienseligkeit im finnischen Idyll

Wie singt man eine echte Intrigantin? Vielleicht so wie Karita Mattila als Ortrud im „Lohengrin“ – nämlich mit Erfahrung.

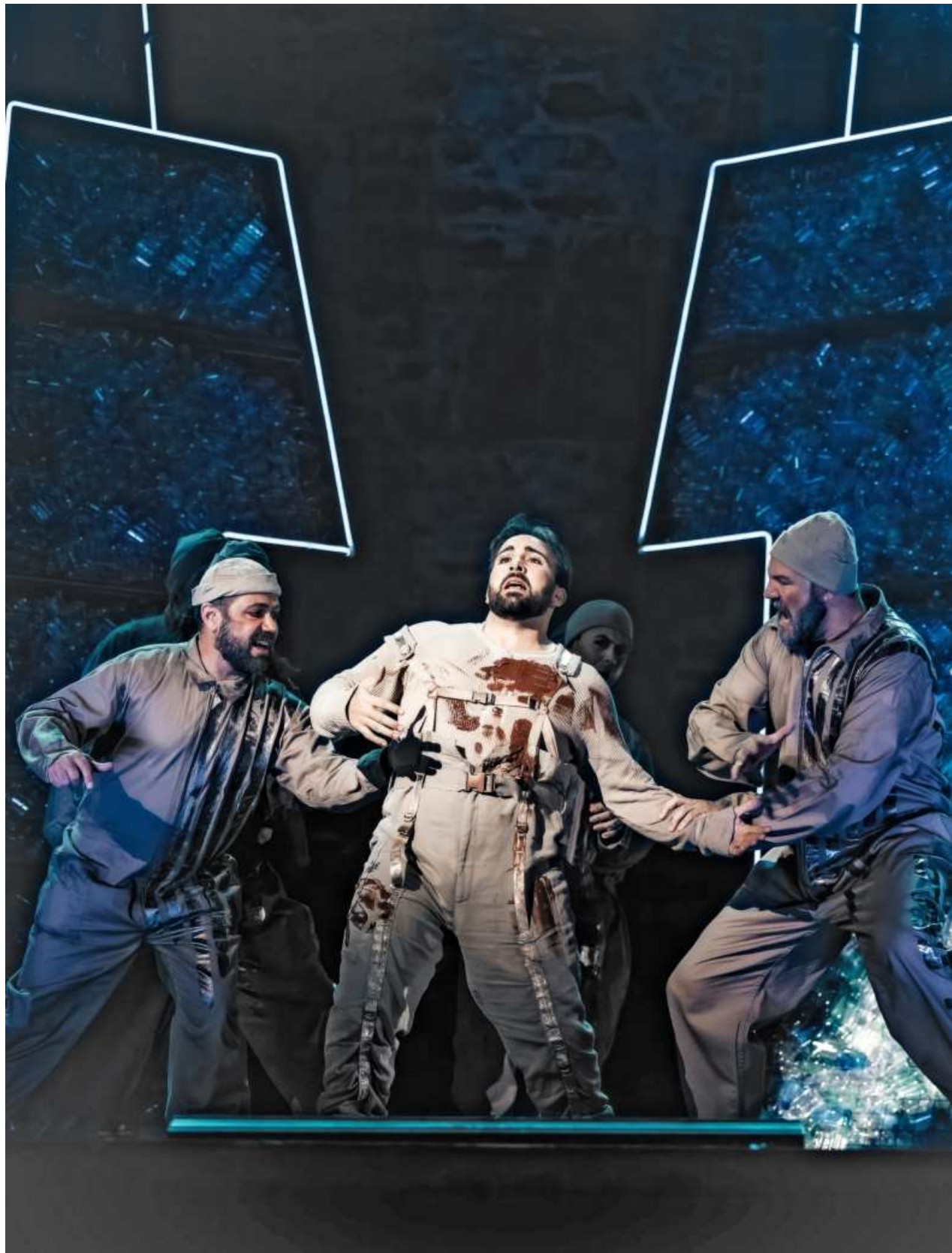
Von Robin Passon, Savonlinna

Klassische Musik auf dem Lande gibt es sommers nicht nur in Bayreuth oder Glyndebourne. Auch in der finnischen Kleinstadt Savonlinna wächst die Einwohnerzahl jeden Juli auf das Doppelte an, und Flaneure in Abendgarderobe gleiten durch die Straßen. In der Luft hängen Stimmen von Kindern, die sich mit Volksliedern ihr Taschengeld aufbessern und Mochtegern-Leporellos, die an einem schneppernden Keyboard die Registerarie aus „Don Giovanni“ zum Besten geben.

Wie für Festspiele üblich, kommt man also zu gleichen Teilen der Musik und der Atmosphäre wegen. Die entsteht in Savonlinna durch das Seenmosaik, das außerordentlich idyllisch ist. So sehr, dass die Gegend mit der angrenzenden Saimaa-Seenplatte etliche der Mökkis, der Sommerhütten, beherbergt, in denen Familien Bullerbü-gleiche Sommer erleben. Für das Kulturprogramm zur Sommerfrische kommen viele zur Olavinlinna, der Olafsburg, die sich in Savonlinna aus dem Wasser und zur Opernspielstätte erhebt. Damit aus dem Burghof ein vollwertiger Theateraum mit Bühne, Orchestergraben und 2200 Sitzplätzen wird, beginnen die Arbeiten schon Monate vor Festspielbeginn.

Für Stoffe wie Richard Wagners „Lohengrin“ könnte der Bau Bühnenbildnerisch nicht besser erdacht sein. Der Abend fegt jeden Vorbehalt gegen die „Provinz“ vom Tisch, so stark ist der musikalische Eindruck. In Tuomas Katajala findet sich ein Titelheld, der sich mit einer Mühelosigkeit über das Orchester hinwegsetzt, dass man kaum glauben mag, es handle sich um ein Rollendebut. Trefflich gesellt sich dazu die gereifte Elsa von Sinéad Campbell Wallace, die ebenso wenig Wünsche offenlässt, wie der großartig zürnende Friedrich von Telramund des Lucio Gallo.

Das Ereignis des Abends ist für viele aber die Leistung von Karita Mattila als Ortrud, die mit ihren 63 Jahren ein Exempel an Erfahrung statuiert. Die Stimmgewalt der finnischen Sopranistin ist keine Kraftmeierei, sondern nuancierter Ausdruck einer Intrigantin. Wenn man ihre Phrasen auch über den Höhepunkt hinaus verfolgt, fällt jedoch auf, dass die Kraft am Ende nicht immer reicht. Bedauerlich für das starke Ensemble ist die Raumakustik, die zwar Stimmen gut trägt, aber die Diktion des konsonantenreichen deutschen Textes verschwimmen lässt, während in den Tableaus die Chorgewalt gegenüber dem Orchester stellenweise übermächtig scheint. Dass alle, samt Bühnenmusik, dennoch den ganzen Abend über zusammenfinden, ist der Koordination des



Manchmal schluchzt er auch: Anthony Ciaramitaro (Mitte, zwischen zwei Statisten) als Ismaele in Verdis „Nabucco“
Foto Jussi Silvennoinen

Hannoveraner Generalmusikdirektors Stephan Zilius zu verdanken, der mit sehr feinem Dirigat überzeugte.

Die Geschehnisse des Festivals liegen seit 2022 in den Händen des 37-jährigen Vile Matvejeff, der erstmals Künstlerischer Leiter und Intendant in Personalunion ist. Er muss sich also auch um Organisation und Finanzen sorgen, was bei Festspielen, die sich zu über achtzig Prozent aus Ticketverkäufen finanzieren, erheblichen Druck bedeutet. Deshalb folgt die Programmplanung überwiegend der Schnittmenge zwischen dem Repertoire, das das Publikum erwartet, und dem,

was sich für die Burg eignet. Wie bei vielen Sommerfestivals schlägt sich das in der Vorherrschaft großformatiger Choropern nieder. Für das zu neunzig Prozent aus Finnen bestehende Publikum, das außer in Helsinki wenig Möglichkeiten hat, ins Musiktheater zu gehen, bedeutet Oper in erster Linie Opulenz und Melodienseligkeit. Wenn man schon die Reise auf sich nimmt, will man, bitte schön, auch überwältigt werden!

Dass in Savonlinna auf Breitband statt Kammermusik, auf Kassenschlager statt Raritäten gesetzt wird, kann man dem Festival kaum verdenken, denn dieses Repertoire sichert das Fundament, auf dem programmatische Vorstöße, vor allem zu neuen finnischen Stücken, unterommen werden können. Die im vergangenen Jahr verstorbene Kaija Saariaho wird in dieser Saison mit zwei Vorstellungen ihrer „Adriana Mater“ beachtet. Aulis Sallinen, „Linna vedessä“

und Joonas Kokkonens „Viimeiset Kiussaukset“, die 2025 zu Gehör gebracht werden, verweisen aber auch auf den Reichtum der klassischen Moderne.

Dass man mit der Modernisierung des Kernrepertoires aber auch übers Ziel hinausschießt, führt die Regisseurin Rodula Gaitanou mit der diesjährigen Premiereproduktion von Giuseppe Verdis „Nabucco“ vor. Den Stoff versteht sie als Kampf zwischen den klimaschützenden Israeliten und den technokratischen Babyloniern; so geben es zumindest das Programmheft, der Plastikflaschentempel auf der Bühne und Änderungen an den Übertiteln vor. Das Kostümbild gibt sich mit beigefarbenen Overalls für die Klima-Hebräer zufrieden, während die Assyrer wenig geistreich als Greise in „traditioneller“ Kostümierung gezeigt werden. Dass der koexistenzielle Frieden beider Völker hier gar keiner sein könnte, weil dem Klimawandel territoriale Grenzen

Was hängt, will handeln

Franz Erhard Walther erklärt sich in Bonn

Das Studium von Franz Erhard Walther an der Städelschule endete 1961 nach zwei Jahren vorzeitig mit der Zwangsexmatrikulation. Offiziell hat er in Frankfurt also nichts gelernt, doch wenn man ihn fragt, wie es vorgestern im Vortragssaal der Bundeskunsthalle Gregor Quack tat, hat er durchaus Gutes zu berichten. Es regierte damals noch das Informel. Damit konnte er als Student nichts anfangen, aber im Rückblick bringt er die Bedeutung dieser abstrakten Malerei für sich auf eine Formel: „Wenn das Bild keine Form hat, muss der Betrachter ihm die Form geben, also handeln.“ In dem, was er nicht nachahmen wollte, findet er den chiffrierten Entwurf dessen, was er gemacht hat und macht.

Bis Sonntag ist seine Bonner Werkchau noch geöffnet, und an den Riesensälen des Hauptsaals führen die Kuratoren den Beweis, dass Walthers Textlobjekte in starkem Gelb oder Rot durch Annuuten des Weichen, Warmen, Weiten und Satten mit allen Schauwerten und sinnlichen Valeurs der Farbfeldmalerei und ähnlich ausgreifender Schulen der Abstraktion mithalten können. Aber Walthers Werke sind nicht gemacht, um zu hängen, obwohl sie so schön hängen, weil sie aus Stoff sind. Stoff zum Handeln: Man muss sie von der Wand nehmen, um sie überzustreifen, sie mit einer bestimmten Zahl von Personen zu spannen, zu dehnen oder umzustülpen, nach Gebrauchsanweisungen des Künstlers. Das ist, obwohl Kunsthistoriker Walthers Vorgehen strikte Folgerichtigkeit auf dem Weg der Entgrenzung der Skulptur nach dem Abschied vom Sockel bescheinigen, nicht oft kopiert worden.

Frappant ist daher der Universalismus der schöpferischen Innenperspektive. In aller Kunst, mit der Walther im Zuge seiner Ausbildungsbemühungen in Berührung kam, entdeckt er Verweise auf seine Arbeitsweise. Seine erste Station, die Werkkunstschule Offenbach, war nach bürgerlichen Maßstäben ebenfalls kein Erfolgskapitel, weil man ihm dort den Rat zum Wechsel nach Frankfurt gab. Er hat davon profitiert, dass in Offenbach Typographie unterrichtet wird, und gelernt, „dass Schriften Architekturen sind“ und sehr viel auf Proportionen ankommt. Schon diese Entdeckung der inhärenten Räumlichkeit eines keineswegs rein konventionellen Zeichensystems resümiert er mit seinem Zauberwort. Der Schriftgestalt „liegt die Vorstellung zugrunde, dass die Betrachter eine eigene Vorstellung entwickeln, also handeln“.

In den frühen Neunzigern hat Walther ein „Neues Alphabet“ nicht nur entworfen, sondern natürlich in Textlobjektform ausgeführt. Diese zusammengesetzten Kürzel haben einen im Gesamtwerk ungewöhnli-



Z wie zerlegt

Foto Susanne Kleine

Auch der Afrikaner fühlt sich im russischen Dorf überglücklich

„Der Sieg ist greifbar nah“: Putins Popstar Shaman singt vor der Moskauer US-Botschaft aus Protest gegen seine Sperrung durch Youtube

„Wie ihr wisst, haben die Amerikaner meinen Youtube-Kanal blockiert, nur weil ich Russe bin, ich bin aber bereit, darauf zu antworten“, sagte Shaman, der mit bürgerlichem Namen Jaroslav Dronow heißt, in einem Video, das am vorigen Freitag auf seinen Social-Media-Konten veröffentlicht wurde. Darin steht er mit einer Russland-Flagge vor der Basilikus-Kathedrale auf dem Moskauer Roten Platz. „Niemand wird jemals unsere Lieder verbieten“, sagte der Sänger und rief zu einem Konzert vor der amerikanischen Botschaft in Moskau am gleichen Abend auf. „Wir werden es ihnen zeigen“, sagte Shaman. „Der Sieg ist in greifbarer Nähe.“

Der Popstar der Zeit des Ukraine-Kriegs, der mit hurrapatriotischen Liedern wie „Ich bin Russe“ und „Mein Kampf“ hervorgetreten ist, wurde wie andere russisch-nationalistische Künstler, etwa die Gruppe „Ljube“, im vergangenen Monat von der EU sanktioniert, weil sie Russlands Großinvasion in die Ukraine unterstützen. Ihre Kanäle wurden auf Youtube und Spotify gesperrt.

Dem Aufruf von Shaman folgten Hunderte Menschen, die vor der US-Botschaft Kriegslieder und Shaman-Songs intonierten. Eine riesige russische Flagge wurde auf das Gebäude projiziert. Die Menschen trugen Plakate mit Aufschriften wie: „Das freie Wort sucht sich die Länder nicht aus“ oder „Shaman ist gegen Zensur“. Auch die schwarz-gelb-weiße Flagge des zaristischen Imperiums war zu sehen.



Einem solchen Kerl kann die Melkerin nicht widerstehen: Shaman, Russlands Popstar der Zeit des Ukraine-Kriegs, besingt die einfachen russischen Männer.
Foto Reuters

Der anonym geführte, aber offenbar mit den Geheimdiensten vernetzte Telegram-Nachrichtenkanal WTSchK-OGPU meldete am Freitag, der Kremel habe Shamans „Protestshow“ vor der US-Botschaft genehmigt, um „den ‚amerikanischen Imperialismus‘ anzuprangern und den Protest der einfachen Russen an die US-Regierung zu übermitteln“.

Eineinhalb Stunden nach der angekündigten Anfangszeit des Konzerts erscheint Shaman selbst vor der Menge. Ein paar Minuten lang steht er mit der russischen Flagge da und blickt ins Publikum. Er nimmt ein Megafon und sagt etwas Unverständliches. Seine Fans können ihn nicht verstehen.

Da verlässt Shaman die Bühne, und nach einer Pause wird das neue Video für sein jüngstes Lied „Die Seele weit offen“ (Duscha naraspaschku) auf die große Leinwand projiziert. „Meine Seele ist offen unterm weißen Hemd, ich bin der Allerglücklichste, ich lebe in Russland“, heißt es in dem fröhlichen, schlichten Lied. Es besingt zu leichten Gitarrenriffs die einfachen guten Kerle, von denen es in Russland Millionen gebe. Dazu sieht man idyllisch-ironische ländliche Szenen mit appetitlichen Melkerinnen, die sich sogleich in Shaman verlieben, einem Bauern, der seine Frau schlagen will, auf Shamans Zwinkern hin ihr aber lieber einen Blumenstrauß schenkt. Ein glücklicher Schwarzer im Russenhemd rundet das dörfliche Glück ab und erinnert an die Russland-Sympathien auf dem Schwarzen Kontinent.

herzlich egal sind, ist da nur der Gipfel der Inkohärenz im Regie-Konzept.

Begeistern können hingegen Annalisa Stroppa als warme, doch wo nötig durchschlagende Fenena und der autoritäre Bass von Vazgen Gazaryan in Gestalt des Zaccaria. Einen Verdi alter Schule – stählern-heldenhaft mit dem Hang zu großzügigem Vibrato und auch mal einem gelegentlichen Schluchzer – hört man hingegen von Anthony Ciaramitaro als Ismaele und von Marigona Qerkezi als Abigaille. So stimmungswaltig sie diese Wahnwitzige in den Ausbrüchen gestaltet, so deutlich tritt der technische wie intonatorische Abfall in leisen Stellen wie den exponierten Spitzentönen gegen Ende des Terzetts „Io t’amava“ hervor. Das letzte Quäntchen Italianità, das neben diesem Stimm-Ensemble und dem Chor noch zum sommerlichen Opernideal fehlt, steuerte Ville Matvejeff persönlich mit einem aufmerksam mitatmenden Dirigat am Pult des Festspielorchesters bei.

Dass er an diesem Abend überhaupt vor einem gefüllten Graben stand, hat er sich selbst zu verdanken, denn als Künstlerischer Leiter ist es seine Aufgabe, sich auch abseits der Vorstellungen um den Klangkörper zu kümmern. Konkret heißt das, ständig Augen und Ohren bei den nationalen Ensembles offen zu halten und eine bestmögliche Zusammenstellung aus den zahlreichen Orchestern des Landes zu finden. Glücklicherweise kann er sich dabei auf den Reiz Savonlinnas verlassen, denn bei den vielen Musikern, die den Rest des Jahres nicht im Opernorchester Helsinki arbeiten, liegt das spätromantische Repertoire nur selten auf dem Pult. Ebenso wie das Orchester kuratiert Matvejeff auch den Chor und die Solisten – mit besonderem Augenmerk darauf, jungen, vor allem finnischen Talenten schon früh die große Bühne zu bieten. Während sie dort Gehversuche in wichtigen Partien unternehmen, teilen sie das Rampenlicht mit Routiniers wie Mika Kares, der dort im kommenden Sommer seinen ersten Boris Godunow geben wird.

Dass die Besetzungspolitik nicht bloß einer Agenda folgt, sondern auch musikalisch überzeugt, beweist das Ensemble in Mozarts „Don Giovanni“: Getragen vom spielfreudigen und stimmkräftigen Doppel aus Walteri Torikka als Titelfigur und Henning von Schulman als hasenfüßigem Leporello kann drum herum das Ensemble der Verliebten und Bewunderer in gewohnter Manier schwirren. Die musikalische Leistung ist an diesem Abend weitaus aufregender als die eher konventionelle Lesart der Regie. Einzig Andrea Sanguinetis Dirigat trübt die helle Begeisterung etwas, denn von der Ouvertüre an sind seine straffen Tempi häufig zu viel des Guten. Unbeeindruckt von diesen Galopp-Ritten überzeugt die Koloraturen-Agilität von Johanna Nylund als Donna Anna, deren glasklarer Sopran ihrer Rachsucht ausgezeichnet zu Gesicht steht, wenn man sich auch in Momenten wie dem wehleidigen „Non mi dir“ wärmere Stimmfarben wünschen würde. Die bietet Iris Candelaria und demonstriert, dass Zerlina bei entsprechender musikalischer Intelligenz gleichwertig neben ihren Leidensschwester zu stehen vermag.

Schlendert dann das beglückte Publikum nach einer solchen Vorstellung wieder aus dem Burgemäuer, warten schon die Omnibusse wie an Ketten in den umliegenden Straßen aufgereiht, um die Gäste wieder nach Hause und das finnische Idyll zur Ruhe zu bringen.

chen Witz, ikonische Wirkung vor jedem Handeln. Am Vorabend von Walthers fünfundachtzigstem Geburtstag richtete die Bundeskunsthalle ein Fest für ihn aus, und zur Feier des Tages wurden die Ausstellungsbesucher Zeugen, wie der Künstler und sein Sohn Lehmann Walther den letzten Buchstaben „aktivierten“, wie Walthers technischer Begriff für das Umschalten in den Handlungsmodus lautet.

Walthers Z ist orange; zwischen zwei waagerechten Stoffkästen bilden vier Holzstäbe die Diagonale. Die Akteure nehmen die Stäbe von der Wand, jeder nimmt einen in jede Hand, versucht das Gleichgewicht zu wahren und kann auf sein Gegenüber reagieren. Das ist an Handlungsanleitung alles. Die Stäbe haben doppeltes Menschenmaß, sodass die Spieler klein wie Spiel- oder drollig wie Trickfilmfiguren aussehen. Wie von selbst ergibt sich eine doppelte Folge lebender Bilder, gemäß den geometrisch und athletisch möglichen Positionen. Man macht Speerwerfer und Stabhochspringer aus, aber auch einen Säufenträger, eine Gestik der Abwehrmechanismen und des improvisierten Grenzschutzes. Obwohl die Gigantenmikadostäbchen keine Spitzen haben, bleibt die Konstellation zweier Kämpfer, die sich die Köpfe einschlagen könnten. Als Walther in Fulda aufwuchs, hatte er wegen der ständigen Manöver das Gefühl, dass der Krieg nicht aufgehört hatte. Das Werkzeug der Welterschließung enthält Modelle friedlicher Interaktion unter Gleichen: Diese urdemokratische Idee legt Franz Erhard Walthers Kunst in unsere Hand.
PATRICK BAHNERS

Attacke vor dem Club

Neofaschisten greifen Reporter in Turin an

Von Matthias Rüb, Rom

Nach dem Angriff von Schlägern der rechtsextremen Bewegung „Casa Pound“ auf den Turiner Journalisten Andrea Joly hat die Polizei zwei mutmaßliche Täter identifiziert. Wie die Nachrichtenagentur ANSA am Montag mitteilte, handelt es sich um einen 45 und einen 53 Jahre alten Mann. Die beiden sollen wegen früherer, gleichfalls politisch motivierter Gewalttaten den Behörden bekannt sein. Gegen sie wurde wegen des Verdachts der gemeinschaftlich und aus politischen Beweggründen begangenen Körperverletzung Anzeige erstattet.

Zu dem Angriff auf den 28 Jahre alten Mitarbeiter der Zeitung „La Stampa“ kam es am späten Samstagabend vor dem Turiner Club „Asso di Bastoni“, der als Treffpunkt von Neofaschisten und Rechtsextremisten gilt. Nach Angaben des Journalisten filmte er die vor dem Lokal versammelten Aktivisten von „Casa Pound“, als er unvermittelt von einer Gruppe von sieben Männern umringt, angegriffen, zu Boden geworfen und getreten worden sei. Joly konnte den Beginn des Angriffs noch mit seinem Handy dokumentieren, der Übergriff wurde aber auch von Augenzeugen gefilmt. Die Ermittler werten außerdem die Aufnahmen von Überwachungskameras aus. Der Journalist musste sich wegen Prellungen und Schürfwunden am Knie, am Arm und am Rücken ambulant in einer Klinik behandeln lassen.



Andrea Joly

Foto LaStampa/X

Nach Angaben Jolys habe er sich als Journalist ausgewiesen, nachdem er von mehreren Personen vor dem Club angesprochen und zur Herausgabe seines Handys aufgefordert worden sei. Die tätlichen Übergriffe hätten unvermittelt begonnen. Vertreter von „Casa Pound“ und die Betreiber des Clubs teilten dagegen mit, Joly habe sich nicht als Journalist zu erkennen gegeben und sei seinerseits handgreiflich geworden. „Casa Pound“ sei immer zur Zusammenarbeit mit der Presse bereit, teilte die Organisation mit, die sich eher als soziale Bewegung denn als traditionelle Partei sieht.

Ministerpräsidentin Giorgia Meloni verurteilte „den inakzeptablen Angriff auf das Schärffste“ und brachte dem Journalisten Andrea Joly ihre Solidarität zum Ausdruck. Die Regierung verfolge die Entwicklung mit größter Aufmerksamkeit, Innenminister Matteo Piantedosi sei angewiesen worden, die Regierungschefin über den Fortgang der Ermittlungen auf dem Laufenden zu halten. Weitere Solidaritätsbekundungen erhielt Joly von Vertretern aller maßgeblichen Parteien. Neben dem sozialdemokratischen Bürgermeister von Turin, Stefano Lo Russo, sprachen auch Senatspräsident Ignazio La Russa von Melonis rechtskonservativer Partei „Brüder Italiens“, Oppositionsführerin Elly Schlein von den Sozialdemokraten und der Chef der linkspopulistischen Fünf-Sterne-Bewegung, Giuseppe Conte, ihre Solidarität aus.

Schlein bekräftigte die Forderung nach einem härteren Vorgehen gegen Neofaschisten: „Wie lange müssen wir noch warten, bis neofaschistische Organisationen aufgelöst werden, wie es die Verfassung vorschreibt?“ Regierungschefin Meloni war jüngst selbst wegen skandalöser antisemitischer und rassistischer Vorfälle im Jugendverband ihrer Partei, der „Gioventù Nazionale“ (GN), in die Kritik geraten (F.A.Z. vom 5. Juli). Das Portal „Fanpage“ hatte monatelang verdeckt bei der Jugendorganisation von Melonis Partei recherchiert und im Juni die mit verdeckter Kamera gefilmten Aufnahmen veröffentlicht. Darauf sind Mitglieder der GN zu sehen, die „Sieg Heil“ und „Duce“ (Führer) rufen und den rechten Arm zum faschistischen Gruß emporrecken.

Anders als die rechtskonservative GN ist „Casa Pound“ eine offen neofaschistische Bewegung, deren Aktivisten sich „Faschisten des dritten Millenniums“ nennen. Mit ihrem Namen ehrt die 2003 gegründete Bewegung, die nach eigenen Angaben 20.000 Mitglieder hat, den amerikanischen Schriftsteller und Mussolini-Anhänger Ezra Pound (1885 bis 1972).

Selbstlos“, „der richtige Schritt“, „gigantische Chance“ – mit Erleichterung und Anerkennung reagierten die amerikanischen Medien auf die Entscheidung von Joe Biden von Sonntagnachmittag (Ortszeit), sich aus dem Wettbewerb um die Präsidentschaft zurückzuziehen. Nach langem Zögern hatte Biden den Schritt vollzogen, den Medien, Politiker und Spender seit seinem erschütternden Auftritt in der TV-Debatte mit Donald Trump bei CNN Ende Juni immer lauter gefordert hatten.

„Herr im Himmel, lass los, Joe!“, hatte die „New York Times“ noch am Samstag in einem Leitartikel der Kolumnistin Maureen Dowd gefordert. Rückblickend befanden die meisten Medien, sein Rückzug sei „angesichts steigender Chancen eines drohenden republikanischen Erdrutschsieges unausweichlich“ (so der „Atlantic“) und eigentlich bloß noch eine Frage der Zeit gewesen. Aber obwohl zunehmend damit gerechnet wurde, dass Biden seinen Widerstand gegen diese Rufe schließlich würde aufgeben müssen, wurden vor allem die Fernsehsender von seinem Rückzugsbrief, den er auf der Plattform X postete, kalt erwischt. Viele der Networks hatten offenbar mit einer entsprechenden Entscheidung frühestens am Montag oder im Lauf der Woche gerechnet und mussten ihre Top-Anchors erst ins Studio holen, wo zunächst andere Moderatoren die Zeit überbrückten.

Bei CNN erschien Wolf Blitzer mehr als eine Stunde nach der Ankündigung Bidens auf dem Bildschirm – er genoss einen X-Post zufolge einen Sonntagscocktail, als ihn die Nachricht erreichte. Bei Fox News rief Bret Baier in der Redaktion an, um die Ereignisse als „instabile, turbulente Zeit für unser Land“ zu kommentieren. Rachel Maddow tauchte bei MSNBC nach gut 45 Minuten auf und entschuldigte sich zunächst dafür, dass sie aussah wie ein „gekochter Schinken – ich bin eben hier reingerannt, ohne Make-up und alles, also danke, dass ihr mich auf Sendung bringt“.

Besonders bei MSNBC und CNN waren überaus emotionale Reaktionen auf Bidens Rückzug zu sehen. „Was für ein Mann. Was für ein Patriot. Was für ein Akt der selbstlosen Hingabe an sein Land“, sagte Rachel Maddow bei MSNBC. Bei CNN kämpfte der Kommentator Van Jones mit den Tränen, als er sagte: „Dies ist ein großer Moment für einen großen Menschen. Dies ist wahre Führerschaft, dies ist wahrer Patriotismus.“

Auch in der Presse, wo einflussreiche Publikationen wie die „New York Times“ und die „Washington Post“ über die vergangenen Wochen Biden wiederholt zum

Ein Ende ohne Schrecken?

Amerikas liberale Medien atmen ob des Rückzugs von Joe Biden auf, Fox News will ihn aus dem Amt haben, Rassisten greifen Kamala Harris an. Von Nina Rehfeld, Sedona



„Das Ende“: Die „New York Post“ titelt dramatisch.

Foto Reuters

„Reformen sind kein Selbstzweck“

Durch die neuen Medienstaatsverträge erhalten die Aufsichtsgremien von ARD und ZDF mehr Einfluss. Was bedeutet das für den Fernsehrat des ZDF? Fragen an die Vorsitzende Gerda Hassfeldt.

Die Gremien des öffentlich-rechtlichen Rundfunks haben in jüngster Zeit mit den Medienänderungsstaatsverträgen mehr Rechte und Pflichten und damit mehr Verantwortung erhalten. Kann der ZDF-Fernsehrat damit seine Aufgabe als das wichtigste Kontrollorgan des Senders besser erfüllen?

Es existieren im ZDF zwei Kontrollorgane: Der Fernsehrat für das Programm und der Verwaltungsrat für finanzielle Fragen. Wir werden im Fernsehrat den begonnenen Weg, eine hohe Qualität des Programms zu sichern, konsequent weitergehen. Die Programmqualität muss valide und transparent für den Nutzer gewährleistet sein und kontrolliert werden. Mit dem „ZDF Kompass“ haben wir Programmgrundsätze erarbeitet, auf deren Basis wir die Qualität auch messen und so unserer Kontrollfunktion besser gerecht werden können. Die größere Verantwortung, die sich aus dem Medienänderungsstaatsvertrag ergibt, erfordert es, auch die Qualifizierung der Mitglieder zu erhöhen. Der aktuelle Fernsehrat besteht etwa zur Hälfte aus neuen Mitgliedern. Da sie aus unterschiedlichen Berufen und Einrichtungen kommen, ist es wichtig, dass diese schnell fit gemacht werden, um ihre Aufgabe erfüllen zu können.

Sie sprechen den Qualitätskompass an. Werden die Analysen Fernsehrat kontinuierlich ausgewertet?

Die Qualität des ZDF-Angebotes ist ein wichtiges Kriterium für die Akzeptanz des Senders. Deshalb beobachtet der Fernsehrat die vom ZDF verbreiteten Inhalte sehr kritisch. Wir befassen uns in fast jeder Sitzung mit der Qualität des ZDF-Programms. Dabei spielen die vom Fernsehrat gemeinsam mit dem Haus vereinbarten Parameter des ZDF-Kompasses eine wichtige Rolle und die vom Gremium mitentwickelten und kontrollierten Programmziele, die in der Selbstverpflichtung des ZDF verankert sind. Um mit diesen Instrumenten Qualität valide zu messen und

Der Programmbeirat des Kölner Domrudios sieht die Unabhängigkeit des kircheneigenen Senders bedroht. Wie der „Kölner Stadt-Anzeiger“ berichtet, hat der Programmbeirat diese Sorge in einem Brief an die Landesanstalt für Medien NRW ausgedrückt. Der Beiratsvorsitzende Jürgen Wilhelm sagte, er habe das Schreiben auch an NRW-Medienminister Nathanael Liminski (CDU) geschickt.

Das Domradio ist für seine vielfältige und kritische Berichterstattung über Kirchenthemen bekannt. Chefredakteur Ingo Brüggengjürgen hatte sich nicht geschaut, den Kölner Kardinal Rainer Maria Woelki zu kritisieren, etwa im Kontext mit dessen

weiter zu verbessern, werden vom Fernsehrat in diesen Prozess wie auch zu bestimmten Themen unabhängige Expertinnen und Experten einbezogen oder mit Gutachten beauftragt, die ihre Ergebnisse im Fernsehrat zur Diskussion stellen und deren Erkenntnisse das Gremium in seine Beratung und Bewertung der ZDF-Programmangebote integriert.

Dennoch gibt es regelmäßig von den Nutzern Kritik am ZDF-Programm.

Es existieren im ZDF klare Kriterien, wie auf Programmbeschwerden von Nutzern reagiert werden muss. Sowohl in den Ausschüssen als auch in den Fernsehratssitzungen befassen wir uns mit konkreten Hinweisen und Kritik zum Programm. Zudem führt der Fernsehrat in seinen Sitzungen, aber auch zu einzelnen Formaten oder Sendungen Gespräche mit dem Intendanten oder den Redaktionsleitern, inwieweit Programmgrundsätze verletzt worden sind und was verändert werden sollte.

Bei Ihrem Amtsantritt sagten Sie, dass es die Aufgabe des Fernsehrats sei, die „gesellschaftlichen Interessen gegenüber dem ZDF“ zu vertreten. Welche Interessen sehen Sie hier vor allem?

Das ist vor allem die Sicherung einer hohen Qualität. Dazu gehört aber auch, die Vielfalt und Realität in unserem Land abzubilden. Das ZDF versucht mit seiner Strategie „Ein ZDF für Alle“, auf unterschiedlichen Verbreitungswegen die gesamte heterogene Gesellschaft zu erreichen. Dazu ist es hilfreich, dass der ZDF-Fernsehrat in seiner Zusammensetzung ein Spiegelbild der Gesellschaft ist.

Wie wichtig ist es für die Akzeptanz des Senders, dass der Reformprozess vorangetrieben wird?

Der Beitragszahler erwartet, dass sich das ZDF weiter modernisiert und auf geänderte Anforderungen reagiert. Aber Reformen sind kein Selbstzweck. Der Widerstand gegen den katholischen Reformprozess Synodaler Weg. Kürzlich wurde mitgeteilt, dass Brüggengjürgen vorzeitig in Ruhestand gehe. Neuer Chefredakteur werde der Redakteur Renardo Schlegelmilch. Kritiker befürchten, dieser Schritt diene ebenso wie eine angekündigte Umstrukturierung dazu, das Domradio auf Woelkis Linie zu bringen.

Der „Kölner Stadt-Anzeiger“ zitiert zu den Hintergründen von Brüggengjürgens

Nutzer muss davon profitieren, nur dann findet der Sender noch mehr Akzeptanz. Das ZDF ist seit zwölf Jahren Marktführer und auch ZDFneo und ZDFinfo sind erfolgreich. Eine sinnvolle Reform muss die Rolle des öffentlich-rechtlichen Rundfunks für Demokratie und gesellschaftlichen Zusammenhalt stärken. Hier haben ARD, ZDF und Deutschlandradio eine wichtige Aufgabe, die auch durch die Notwendigkeit, mit dem Rundfunkbeitrag sparsamer zu wirtschaften, nicht gefährdet werden darf.

Welche Reformen sind für Sie dabei beim ZDF vorrangig?

Neben der Notwendigkeit, die Effizienz zu steigern, müssen wir dem Publikum eine bessere digitale Nutzungsmöglich-



Gerda Hassfeldt

Foto Imago

keit und Teilhabe sichern, die den modernen technologischen Voraussetzungen entspricht. Dazu gehört eine intensivere Beteiligung am gesellschaftlichen Diskurs. Dazu bedarf es aber auch einer entsprechenden Beauftragung durch die Bundesländer.

Zählt zu notwendigen Reformen, die lineare Verbreitung der beiden ZDF-Spartenprogramme einzustellen?

Die lineare Einstellung von ZDFneo und ZDFinfo würde die Zugangsmöglichkeiten zu diesen Programminhalten für ein Millionenpublikum abschneiden. Zudem wird

Rückzug aufgefordert hatten, zeigte sich Erleichterung; vielerorts fand man Lobesworte für Bidens „mutige Entscheidung“ (so die „New York Times“) und ließ die Errungenschaften seiner bisherigen Amtszeit Revue passieren. Die „Times“ schrieb, obwohl er sich „zu viel Geheimnistuerei, zu viel Arroganz, zu viel Leugnung der Tatsachen“ geleistet habe und zuletzt in den sturen Beteuerungen seines Verbleibens einige „schaurige Echos von Trumps populistischem Gepöhl“ habe verlauten lassen (unter anderem hatte Biden gesagt, nur der Allmächtige könne ihn von der Aufgabe überzeugen), löschte dies keineswegs das „fulminante Beispiel“ seines Rückzugs.

Die „Washington Post“ schrieb, Biden verdiene Bewunderung dafür, dass er „das Richtige für Amerika und die Welt getan hat, auch wenn es wehtat“, und befand, „eine erleichterte Nation kann nun seinen Erfolgen applaudieren“. Der „Atlantic“ bemerkte, Biden habe mit der „schmerzhaften Entscheidung sein Land an die erste Stelle gesetzt“, und drückte die Hoffnung aus, die Befreiung vom Streit um Bidens Alter könne eine „enorme Energie in der Partei freisetzen“. „USA Today“ schrieb, Biden habe „uns die Gelegenheit geschenkt, aufzuwachen und zu entscheiden, was wir für dieses Land wollen“.

Bei Fox News gab man vor allem der Diskussion Raum, ob Bidens abnehmende geistige und körperliche Kapazitäten, die seinen Rückzug aus dem Rennen motivierten, nicht auch seine Fitness für die verbleibenden Monate seiner Präsidentschaft infrage stellten. Wenige Minuten nach der Nachricht über Bidens Rückzug zitierte man auf der Website die republikanische Senatorin Marsha Blackburn mit den Worten, Biden sei „nicht weit genug“ gegangen und müsse „sofort zurücktreten“; andere forderten dort, Biden müsse den Zugriff auf die nuklearen Codes aufgeben. Der Sender veröffentlichte außerdem ein Statement des früheren Präsidentschaftskandidaten Ron DeSantis, in dem dieser die Vizepräsidentin Kamala Harris als „Komplizin in der massiven Vertuschung“ von Joe Bidens „Unfähigkeit, seine Amtspflichten zu erfüllen“, bezeichnete.

In den rechten Winkeln der sozialen Medien klang unterdessen bereits rassistische Hetze gegen Kamala Harris an: Sie sei zur Präsidentschaft nicht berechtigt, weil ihre Eltern nicht in den Vereinigten Staaten geboren wurden. Dem Gesetz zufolge freilich sind in Amerika geborene Staatsbürger zur Präsidentschaft qualifiziert; Kamala Harris erblickte 1964 in Oakland, Kalifornien, als Tochter eines jamaikanisch-amerikanischen Vaters und einer indischen Mutter das Licht der Welt.

oft übersehend, dass beide Programme jeweils unterschiedliche Publika über ihre beiden Auspielwege erreichen, vor allem hinsichtlich des Alters. Es gehört aber zum Auftrag der öffentlich-rechtlichen Sender, dass unterschiedliche Personenkreise mit ihrem differenzierten Mediennutzungsverhalten die Angebote des ZDF nutzen können. So hat das Bundesverfassungsgericht unter anderem auch die Rechtmäßigkeit des Rundfunkbeitrags begründet. Meiner Meinung nach wird der langfristige Wandel der Mediennutzung unterschätzt, und damit werden viele Menschen noch für einige Zeit lineare Programme nutzen.

Die Länder planen Reformen, die Beitragsstabilität garantieren sollen. Wie wichtig ist das Thema „Beitragsstabilität“ für den ZDF-Fernsehrat?

Wirtschaftlichkeit und Sparsamkeit sollten für öffentlich-rechtliche Medien eine Selbstverständlichkeit sein, und das ist für den Fernsehrat insbesondere bei der Beratung des Haushalts ein Thema, das auch unsere Tätigkeit bestimmt. Aber aus meiner Sicht bedeutet „Beitragsstabilität“ eine Deckelung der Kosten, und das führt nicht automatisch zu höherer Qualität. Das Verfahren der Beitragsfestsetzung ist eindeutig geregelt: Aus dem gesetzlichen Auftrag ergeben sich die Kosten, und auf dieser Basis berechnet die Beitragskommission KEF den Rundfunkbeitrag. Sollten die Länder die aktuelle KEF-Empfehlung also nicht bestätigen, wäre der öffentlich-rechtliche Rundfunk mit seinem jetzigen Auftrag unterfinanziert. Natürlich sehen wir im ZDF-Angebot weitere Möglichkeiten, effizienter zu produzieren. Das ZDF hat in den vergangenen Jahren in vielen Bereichen Kosten reduziert, was auch auf die Diskussion in den Gremien zurückzuführen ist. Aber die Einsparungen müssen verhältnismäßig sein und dürfen die Programmqualität nicht gefährden.

Das Gespräch führte Helmut Hartung.

Das Erzbistum Köln wies die Vorwürfe zurück. Das Domradio sei „eine starke katholische und soziale Stimme in der deutschen Medienlandschaft“ und werde „für einen dynamischen Wachstumskurs aufgestellt“. Mit der neuen Geschäftsführung setze man Standards „in puncto Governance und Compliance“ um. „Das anerkannte journalistische Profil“ bleibe erhalten und solle ausgebaut werden. „Eine inhaltliche Neuausrichtung“ sei nicht beabsichtigt. Der neue Chefredakteur Schlegelmilch sei seit 15 Jahren für das Domradio tätig und habe zuletzt als Sprecher der Redakteursversammlung die Interessen seiner Kollegen vertreten. dpa/F.A.Z.



Elon Trump

Von Michael Hanfeld

Für Elon Musk war Joe Bidens Entscheidung, dass er sich von der Präsidentschaftskandidatur zurückzieht, ein „Win“, meint das „Wall Street Journal“. Das ist leicht nachzuvollziehen. Denn wo setzte Biden seine Nachfolger ab? Ausgerechnet auf der Plattform des radikalen Trump-Unterstützers Musk. Die Nachricht hatte 260 Millionen „Views“. „Die Mitarbeiter des Weißen Hauses erfuhren von Bidens Ausscheiden, indem sie X lasen“, twitterte der Plattformboss und gab sich als Besserwisser. Er habe schon „letzte Woche gehört, dass er sich genau zu diesem Zeitpunkt zurückziehen würde. Das war in DC allgemein bekannt“, behauptete Musk, stellte alle Journalisten (und die Demokraten) in den Senkel, die von Bidens Botschaft am Sonntagnachmittag (Ortszeit) überrascht worden waren, und stieg gleich in seine Propaganda ein: „Die wirklich Mächtigen rangieren die alte Marionette aus zugunsten einer, die bessere Chancen hat, die Öffentlichkeit zu täuschen. Sie fürchten Trump, weil er keine Marionette ist.“ Kamala Harris, twitterte Musk dann auch noch, sei die Handpuppe der Soros-Familie. Das ist der hasserfüllte Verschwörungssprech, den Trump selbst verbreitet und den seine Anhänger lieben. Insbesondere rechtslastige Tycoons investieren in Trump, weil sie in ihm eine Marionette sehen, die von selbst in die „richtige“ Richtung läuft. Ob Elon Musk, der Fondsmanager Bill Ackman, Miriam Adelson, Witwe eines Casinoesitzers, der Hotelketteneigner Robert Bigelow, der Öl- und Gasmagnat Harold Hamm, die Holdingchefin Diane Hendricks, Vince McMahon, der ehemalige Chef von World Wrestling Entertainment, der Investor Nelson Peltz, der frühere Marvel-Chef Isaac Perlmutter, Investor David Sacks, Blackstone-Chef Stephen Schwarzman, Paypal-Mitgründer Peter Thiel (der Trumps Running Mate J. D. Vance unter seine Fittiche nahm), der Hedgefonds-Manager Jeff Yass, der Trump bat, sich gegen ein Verbot von Tiktok einzusetzen – sie alle (die Liste ist nicht vollständig) geben Millionen für den Wahlkampf, wollen weniger Steuern, weniger Sozialausgaben, eine radikale Flüchtlingsabwehr und vor allem keine Regulierung, nirgends. Ihr Verständnis von „Demokratie“ lautet auf die Herrschaft der Superreichen, die ausgerechnet Trump-Wähler sichern sollen, die davon gar nichts haben. Eine Schlüsselrolle spielen Techinvestoren wie Thiel und der Verschwörungssastronaut Musk, der mit der Plattform X über ein Propagandainstrument sondergleichen herrscht. Wie mächtig es ist, hat ausgerechnet Biden bewiesen.

Datenraub

Hamas setzt israelische Soldaten unter Druck

Die islamistische Terrororganisation Hamas hat nach Medienberichten ausführliche Akten mit Daten Tausender israelischer Soldaten angelegt. Dies berichteten die israelische Zeitung „Haaretz“ und die „Zeit“. Die Dossiers kursierten ab Dezember 2023 im Netz. Sie umfassten Geburtsdaten, Adressen, Telefonnummern, E-Mail-Adressen sowie Kontoinformationen. Hamas habe die Erstellung der Akten als „Rache für den Mord an den Kindern in Gaza“ deklariert.

Ein israelischer Armeesprecher sagte auf Anfrage, das Thema sei bekannt, man habe sich damit bereits vor mehreren Monaten befasst. In den vergangenen Jahren seien mehrere Versuche der Hamas, Informationen über die israelische Armee und ihre Soldaten zu sammeln, abgewehrt worden. Der israelische Cyberexperte Gabi Siboni sagte der „Zeit“, die Dossiers gefährdeten die Soldaten. Diese seien damit möglicherweise erpressbar. Die Hamas könnte versuchen, „Soldaten als Quellen anzuwerben, die ihnen Aufschluss über die Planung der Armee geben“. Außerdem bestehe das Risiko, dass die Betroffenen bei Reisen ins Ausland wegen internationaler Ermittlungen zum Krieg in Gaza als israelische Soldaten identifiziert werden und Probleme bekommen.

Seit Mitte Dezember hätten Hackergruppen das Material im Netz verbreitet. Zuletzt habe die Organisation DDoSecrets auf einer Konferenz in New York das Leck bekannt gemacht. „Haaretz“ schrieb, die Daten stammten teilweise aus früheren Datenlecks und aus sozialen Medien. dpa/F.A.Z.

Als Kamala Harris sich für die Kandidatur der Demokratischen Partei bei den Präsidentschaftswahlen 2020 bewarb, gab sie sich in Handelsfragen als moderate Stimme. „Ich bin keine protektionistische Demokratin“, beteuerte sie in einer Fernsehdebatte. Die USA müssten in der Lage sein, ihre Produkte in anderen Ländern zu verkaufen, und dazu brauche es einen entsprechenden Handelsrahmen. Dem damals amtierenden Präsidenten Donald Trump warf sie vor, „erratisch“ in seiner Politik zu sein. Sein Umgang mit China zum Beispiel habe zu Vergeltungsmaßnahmen geführt, die nun amerikanischen Bauern schaden. Sie verglich Trump mit dem Zauberer im Film „Der Zauberer von Oz“, der sich am Ende als kleiner Mann hinter einem Vorhang entpuppt habe. Das Verhältnis mit China beschrieb sie als „kompliziert“. Man müsse das Land dafür zur Verantwortung ziehen, geistiges Eigentum zu stehlen und den amerikanischen Markt mit minderwertigen Produkten zu überfluten. Aber auf manchen Gebieten wie dem Klimaschutz müsse man mit dem Land auch zusammenarbeiten.

Harris musste ihre damalige Kandidatur sehr schnell wieder aufgeben. Ihre politische Karriere bekam aber einen Schub, als Joe Biden sie zu seiner Kandidatin für das Amt der Vizepräsidentin machte und die Wahl 2020 gewann. Nach Bidens Rückzug aus der aktuellen Kampagne am Wochenende ist sie nun auf einmal die aussichtsreichste Kandidatin der Demokraten für die diesjährige Wahl, und damit wird es nun zu einer dringlichen Frage, welche Wirtschaftspolitik von ihr zu erwarten wäre.

Trotz der vergleichsweise moderaten Töne, die sie in der damaligen Debatte angeschlagen hat, ist sie keineswegs eine überzeugte Freihändlerin, womöglich sogar noch weniger als Joe Biden. Sie hat zum Beispiel im Jahr 2020 als eine von nur zehn Senatoren gegen das vom damaligen Präsidenten Donald Trump vorangetriebene Freihandelsabkommen zwischen den USA, Mexiko und Kanada (USMCA) gestimmt. Joe Biden hat sich für dieses Abkommen ausgesprochen. Auch auf einigen anderen Gebieten hat sich Harris politisch weiter links von Biden positioniert. Sie hat sich zum Beispiel bei ihrer damaligen Kandidatur für ein vollständiges Verbot von Fracking eingesetzt, was Biden nicht getan hat. Sie hat allgemein besonders kritische Töne gegenüber der Öl- und Erdgasindustrie angeschlagen und in ihrer Zeit als Generalstaatsanwältin von Kalifornien Klagen gegen Unternehmen aus der Branche geführt.

Auch in der Steuerpolitik geht sie bisweilen weiter als Biden und gibt sich als Umverteilerin. Sie hat eine deutlichere Anhebung der Unternehmenssteuern eingefordert als er, vor einigen Jahren schlug sie eine Erhöhung der Erbschaftsteuer vor, die Lehrern zugute kommen sollte. Die konservative Publikation „Washington Examiner“ schrieb am Sonntag, Harris wäre als Präsidentin „noch radikaler“ als Biden.

Ob es mit ihr im Weißen Haus tatsächlich eine progressivere Politik gäbe, ist allerdings keineswegs gewiss. Sie hat Bidens Wirtschaftspolitik in den vergangenen Jahren überwiegend mitgetragen und auch



Plötzlich im Fokus: Amerikas Vizepräsidentin Kamala Harris

Foto dpa

Die Erbin von „Bidenomics“

Kamala Harris hat sich wirtschaftspolitisch bisweilen links von Joe Biden positioniert. Ihr Profil ist noch unscharf. Gewiss aber ist: Eine überzeugte Freihändlerin ist sie nicht.

Von Roland Lindner, New York

als Vizepräsidentin kein allzu starkes eigenständiges wirtschaftliches Profil entwickelt. Viele Beobachter sind daher der Auffassung, unter ihr würde weitgehend Kontinuität gegenüber der bisherigen Politik herrschen. Und trotz ihrer Kritik an manchen Unternehmen und Branchen hat sie auch schon oft Wirtschaftsnahe demonstriert. Beispielsweise hat sie als Generalstaatsanwältin in Kalifornien eine recht gute Beziehung zu den dortigen Technologiegiganten wie Google oder Meta gepflegt. Das „Wall Street Journal“ berichtete jetzt, Jamie Dimon, der Vorstandschef der amerikanischen Großbank JP Morgan Chase, sei bei einem Treffen mit Harris im Weißen Haus im März positiv überrascht gewesen und habe sie als

„vernünftig“ empfunden. Dabei hatte er sie vermutlich nicht in bester Erinnerung, denn als kalifornische Generalstaatsanwältin ist sie aggressiv gegen Banken vorgegangen.

Sollte Harris tatsächlich die Kandidatin der Demokraten werden, wird es eine ihrer größten Herausforderungen in der Kampagne sein, die Wähler wirtschaftspolitisch zu überzeugen. In Umfragen haben Amerikaner immer wieder mehrheitlich bekundet, dass sie Trump unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten für die bessere Wahl halten. Sie werfen Biden die hohe Inflation in den vergangenen Jahren vor, auch wenn die Inflationsrate zuletzt auf 3 Prozent gesunken ist. Auch dass die Löhne derzeit schneller wachsen als die

Inflationsrate und die Arbeitslosenquote nur bei rund 4 Prozent liegt, hat wenig an der Unzufriedenheit mit Biden verändert. Biden hat oft versucht, für seine Wirtschaftspolitik und die diversen von ihm angestoßenen Ausgabenprogramme wie den Inflation Reduction Act zu werben und dabei den Begriff „Bidenomics“ geprägt. Die Botschaft verfiel aber wenig bei den Wählern, und mittlerweile wird das Schlagwort im Weißen Haus kaum noch verwendet.

Harris wurde in jüngster Zeit etwas stärker in die Bemühungen der Regierung eingebunden, den wirtschaftspolitischen Kurs als erfolgreich zu verkaufen. Im Frühjahr startete sie zu diesem Zweck eine „Economic Opportunity Tour“ durch mehrere amerikanische Städte. Dabei hat sie auch wiederholt Trump scharf kritisiert. Beispielsweise sagte sie, seine Pläne, Einfuhren in die USA pauschal mit einem Zoll von 10 Prozent zu belegen, würden die Inflation nach oben treiben.

Bidens Rückzug bringt neue Ungewissheit an die Finanzmärkte, auch wenn er weithin erwartet worden ist. Zwar gilt dort ein Sieg von Trump noch immer als wahrscheinlich, aber die Karten werden nun noch einmal neu gemischt, und manche Beobachter geben den Demokraten wieder etwas bessere Chancen. In den vergangenen Wochen war ein Trump-Effekt an den Börsen zu spüren, beispielsweise schlugen sich Branchen, die als mögliche Gewinner bei einer Wahl Trumps gelten, besonders gut. Nach Bidens Ausscheiden verlor der Dollar zunächst leicht an Wert, an den Börsen gab es am Montag leichte Kursgewinne.

Was Entwicklungshilfe leistet – und was nicht

Ministerin Schulze wirbt für höhere Ausgaben für Arme / Entwicklungsökonom spricht von Scheinargumenten

mas. BERLIN. Hunger und Tod, Dürren und Flutkatastrophen: Wenn es um die vorgesehene Kürzung im Etat von Entwicklungsministerin Svenja Schulze (SPD) geht, greifen Politiker und Hilfsorganisationen gern zur großen argumentativen Keule. Von Brasilien aus, wo sich in diesen Tagen die Entwicklungsminister aus der Gruppe zwanzig großer Industriestaaten und Schwellenländer (G-20) treffen, verwies die zuständige Ministerin im Gespräch mit dem Deutschlandfunk auf die Ungleichheit in der Welt. Man dürfe nicht zulassen, dass sich die Armut in der Welt zementiere. Wenn man den Wohlstand in Deutschland erhalten wolle, müsse man in die internationalen Beziehungen investieren, argumentierte sie.

Schulze unterstützte den Vorstoß aus Brasilien, eine spezielle Steuer für Milliardenäre einzuführen. „Für viele Entwicklungsländer wäre eine Milliardensteuer, wie Brasilien sie vorschlägt, ein großer Schritt nach vorne“, sagte die Bundesentwicklungsministerin dem Evangelischen Pressedienst. Viele Entwicklungsländer hätten keine Steuersysteme, „die Ultra-reiche angemessen adressieren“. Viele afrikanische Milliardenäre legten ihr Geld in Europa an. „Diese auch stärker zur Finanzierung des Gemeinwohls heranzuziehen fände ich richtig“, meinte sie.

Nach dem Haushaltsentwurf, den das Kabinett vergangenen Mittwoch beschlossen hat, sinkt Schulzes Einzelplan von 11,2 Milliarden Euro in diesem Jahr auf 10,3 Milliarden Euro. Das schmälere die Mög-

lichkeit, auf Krisen und Fluchtbewegungen in der Welt schnell zu reagieren, betonte die Ministerin. Gegebenenfalls werde man auf den Finanzminister zugehen müssen, um zusätzliche Mittel zu erhalten. Nach der üblichen Arbeitsteilung ist der größte Teil der kurzfristigen Nothilfe im Auswärtigen Amt veranschlagt. Der Ansatz dort sinkt tatsächlich rapide: von 2,7 Milliarden Euro vergangenes Jahr über aktuell 2,2 Milliarden Euro auf rund eine Milliarde Euro im kommenden Jahr. Im Entwicklungsministerium gibt es den Titel „Krisenbewältigung und Wiederaufbau, Infrastruktur“, auch er soll deutlich zurückgefahren werden: von 1,2 Milliarden Euro 2023 über jetzt eine Milliarde Euro auf künftig 650 Millionen Euro.

Für die Hilfe mit Fachwissen und Zuschüssen sind indessen ähnlich viele Mittel wie dieses Jahr vorgesehen: Für die „technische“ Zusammenarbeit sind 108 Millionen Euro weniger eingeplant, für die finanzielle Zusammenarbeit dafür 164 Millionen Euro mehr. Entwicklungswichtige Vorhaben privater deutscher Träger sollen 2025 mit 200 Millionen Euro gefördert werden, das wäre weniger als in diesem Jahr (227 Millionen Euro), aber mehr als im vergangenen (knapp 156 Millionen Euro). Kürzungen sind geplant beim deutschen Beitrag zu den „Europäischen Entwicklungsfonds“, an den Globalen Fonds zur Bekämpfung von AIDS, Tuberkulose und Malaria und beim weltweiten Umweltschutz, zum Erhalt der Biodiversität und zum Klimaschutz.

Scharfe Kritik an dem Kabinettsbeschluss kam vom Verband Entwicklungspolitik und Humanitäre Hilfe (VENRO). „Mit diesem Haushaltsentwurf setzt die Ampelregierung Millionen Menschenleben auf Spiel“, warnte Geschäftsführerin Åsa Månsson. „Diese Kürzungspolitik ist kaltherzig. Für Millionen Menschen ist die Unterstützung aus Deutschland eine Überlebensfrage, dennoch setzt die Bundesregierung den Rotstift ausgerechnet bei der humanitären Hilfe an.“

Deutschland ist nach den Vereinigten Staaten zweitgrößter Geber von Entwicklungshilfe. Nach der Statistik der Industrieländerorganisation OECD hat die Bundesrepublik vergangenes Jahr 0,79 Prozent seiner Wirtschaftsleistung für ärmere Länder bereitgestellt (33,92 Milliarden Euro). Der Entwicklungsetat spiegelt somit nur einen Teil dessen, was zu dieser Hilfe gerechnet wird. Ende November entscheidet der Bundestag über den Haushalt 2025.

Doch was kann Entwicklungshilfe überhaupt leisten? Der Ökonom Axel Dreher von der Universität Heidelberg zeigt sich im Gespräch vorsichtig. „Der makroökonomische Effekt der Entwicklungshilfe ist schwer zu ermitteln.“ Natürlich gebe es eine Reihe von Untersuchungen, die sich mit den Ergebnissen der Hilfe beschäftigen. „Wenige Studien finden starke positive oder negative Effekte.“ Deren Autoren hätten aber teilweise starke ideologische Ansichten, die die Glaubwürdigkeit der Untersuchungen

infrage stellten. „Die meisten Studien kommen zu dem Ergebnis, dass die Entwicklungszusammenarbeit nichts oder wenig bringt.“ Seine ernüchternde Feststellung lautet: „Jedem Ökonom ist klar, dass sich ein Land mit Entwicklungshilfe nicht wirtschaftlich entwickeln lässt.“

Dreher wendet sich gegen überzogene Warnungen. „Die humanitäre Hilfe ist nur ein Teil der gesamten deutschen Entwicklungsausgaben.“ Ein großer Posten seien die Mittel für Flüchtlinge in Deutschland. Auch würden Zahlungen an Studenten in Deutschland aus bestimmten Ländern dazugezählt. Nur etwa 12 Prozent entfalle auf die humanitäre Hilfe, nicht zuletzt Nahrungsmittel in Notlagen. „Was Deutschland für Entwicklungshilfe ausgibt, reicht aus, damit Menschen nicht verhungern müssen. Gegebenenfalls muss man dazu im Etat umschichten“, meint er.

In kaum einem Politikbereich wird nach Dreher Worten so viel mit Scheinargumenten gearbeitet wie in der Entwicklungspolitik. „Ministerin Schulze wirbt bezeichnenderweise mit der Beziehungspflege und der Erschließung von Exportmärkten um mehr Mittel, weniger mit der wirtschaftlichen Entwicklung armer Länder.“ Wenn Entwicklungshilfe erfolgreich wäre, kämen wahrscheinlich mehr und nicht weniger Menschen nach Deutschland. Wer in absoluter Armut lebe, könne oft nicht fliehen. „Erst wenn Menschen über Geld verfügen, haben sie die Möglichkeit zu fliehen.“



Deutsche Hausaufgaben

Von Gerald Braunberger

Es ist in vielerlei Hinsicht nicht gleichgültig, ob nach den Präsidentschafts- und Kongresswahlen in den Vereinigten Staaten die Demokraten oder die Republikaner das Sagen haben. Für Deutschland (und für die Europäische Union) bleibt jedoch unabhängig vom Wahlausgang die Verpflichtung, die eigene wirtschaftliche Leistungsfähigkeit zu steigern und sich stärker für die äußere Sicherheit zu engagieren. Dies gilt auch für den Fall, dass die den Europäern möglicherweise etwas mehr gewogenen Demokraten das Weiße Haus behalten. Die Zeiten, in denen sich Deutschland über stetig wachsende Leistungsbilanzüberschüsse freute, während es seine äußere Sicherheit ganz den Vereinigten Staaten überlassen hatte, sind vorüber. Eine Notwendigkeit, dauerhaft mehr Geld für die Verteidigung auszugeben, bleibt Deutschland unabhängig vom Wahlausgang in den Vereinigten Staaten erhalten.

Gleichzeitig gilt es von der Illusion Abschied zu nehmen, Deutschland könne weiterhin als exportstarker politischer Trittbrettfahrer von einer wirtschaftlichen Globalisierung pro-

fitieren, für deren Rahmenbedingungen die Vereinigten Staaten schon irgendwie sorgen werden. Denn ein Blick in die Geschichtsbücher belegt: Die Vereinigten Staaten haben sich in ihrer Geschichte keineswegs unverbrüchlich dem Freihandel verschrieben. Die heutigen, nach Handelsbeschränkungen rufenden Republikaner mögen zwar nichts mehr mit der Republikanischen Partei George Bushs und Milton Friedmans zu tun haben, aber sie nehmen Anleihen bei den ebenfalls protektionistischen Republikanern des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts.

Auch die Demokraten haben Abschied genommen vom freihändlerischen Ideal der ersten Jahrzehnte nach 1945, als die Vereinigten Staaten die Öffnung der Märkte in der westlichen Welt vorantrieben und garantierten. Der sogenannte China-Schock, also die Abwanderung von Industrie in Billiglohnländer und der Verlust von vielen Millionen Arbeitsplätzen, sitzt tief. Im Lehrbuch steht zu Recht, dass Freihandel dennoch dem Protektionismus überlegen ist. Aber der politische Zeitgeist hat sich von dieser Erkenntnis entfernt.

Das Phantom der Wettbewerbsfähigkeit

Von Werner Mussler, Brüssel

Ursula von der Leyens Wiederwahl beruht auf einer taktischen Meisterleistung. Die alte und neue Präsidentin der Europäischen Kommission konnte sich eine unerwartet breite Zustimmung im Europaparlament nur sichern, weil sie allen potentiellen Unterstützern versprach, was sie hören wollten. Von der Leyens Versprechen dürften Personalzusagen einschließen, die nicht nur Vizepräsidentenposten betreffen. Mindestens den vier Parteienfamilien, die sie mehr oder weniger offiziell unterstützen, hat die Deutsche auch das Recht eingeräumt, Parteifreunde in den Kabinetten einzelner Kommissare unterzubringen.

Von der Leyen hat aber auch inhaltlich, gerade in der Wirtschaftspolitik, vielen vieles versprochen. Vor allem ging sie auf die Kritiker ein, die behaupteten, ihr „Green Deal“ belaste die Wirtschaft und schädige das Wachstum. Die Kommissionschefin hat eine doppelte Antwort auf diese Kritik. Zum einen hält sie am Green Deal fest und etikettiert ihn um. Er heißt jetzt „neue Wachstumsstrategie“. Zum anderen holt sie altbekannte Phrasen aus der europäischen Motenliste. Ihr zweites Mandat werde eine „Zeit der Investitionen“, die kleinen und mittleren Unternehmen dürfen nicht länger durch „lästiges Mikromanagement“ und unnötige Bürokratie belastet werden. Und oberste Priorität hätten „Wohlstand und Wettbewerbsfähigkeit“.

Mit ihrer Betonung der Wettbewerbsfähigkeit hat von der Leyen die Herzen nicht nur der CDU/CSU, sondern auch der Wirtschaftsverbände höherschlagen lassen. Deren Begeisterung ist indes schwer nachvollziehbar. Seit Jahrzehnten existiert „Wettbewerbsfähigkeit“ als begriffliche Blackbox. Mal hat sie in der EU mehr, mal weniger Konjunktur.

Schon 2002 haben die Mitgliedstaaten den Rat für Wettbewerbsfähigkeit eingerichtet. Diese ressortübergreifende Ministerformation sollte die Lissabon-Strategie durchsetzen helfen. Deren Ziel war es, Europa zum „wettbewerbsfähigsten und dynamischsten wissensgestützten Wirtschaftsraum der Welt“ zu machen. Die Strategie ist heute fast vergessen, der Wettbewerbsfähigkeitsrat führt ein Schattendasein.

Auch Bürokratieabbau-Beauftragte in der EU-Kommission, hießen sie Günter Verheugen oder Edmund Stoiber, änderten nichts daran, dass Wettbewerbsfähigkeit in der EU ein wenig greifbares Phantom blieb. Mit dem neuen Vizepräsidenten für Wettbewerbsfähigkeit, den von der Leyen plant und der den Bürokratieabbau „koordinieren“ und einen

„Wettbewerbsfähigkeitscheck“ beaufsichtigen soll, wird sich das nicht ändern. Ahermals soll Bürokratie abgebaut werden, indem neue Bürokratie entsteht.

Politisch attraktiv ist das Ziel der Wettbewerbsfähigkeit, weil es fast keinen Inhalt hat. Wer oder was soll wettbewerbsfähig werden oder bleiben? Die EU? Ihre Mitgliedstaaten? „Die“ Wirtschaft? Einzelne Unternehmen? Wer sind jeweils die Wettbewerber? Mit welchen Mitteln kann die EU die eigene Wettbewerbsfähigkeit oder die ihrer Wirtschaft beeinflussen? Und woran misst sich ein Plus an Wettbewerbsfähigkeit?

Wettbewerbsfähig ist, wer im Wettbewerb besteht – und nicht, wer vor ihm geschützt wird.

Weil diese Fragen schwer zu beantworten sind, lässt sich das Ziel wohl leichter im Munde führen. Und von der Leyen kann umso mehr behaupten, ihre Pläne stärke die Wettbewerbsfähigkeit. Was sich die Kommissionschefin darunter vorstellt, wird an den wenigen konkreten Vorhaben deutlich, die sie bisher angekündigt hat. So will sie zügig einen neuen „Clean Industrial Deal“ vorschlagen, der „Investitionen in Infrastruktur und Industrie kanalisieren“ soll, da sich Europa ja gleichzeitig „dekarbonisiert und industrialisiert“. Dieser Deal soll vor allem durch einen neuen „Fonds für Wettbewerbsfähigkeit“ finanziert werden.

Woher die Mittel dafür kommen sollen, hat von der Leyen bewusst offengelassen. Klar ist aber, dass sie mitnichten ihre Linie ändern will. Den Subventions- und Protektionskurs, den sie bisher schon gefahren hat, nennt sie jetzt eben Förderung der Wettbewerbsfähigkeit. Das ist alte, vor allem französisch inspirierte und ganz gar unoriginelle Industriepolitik. Die italienischen Ex-Ministerpräsidenten Enrico Letta und Mario Draghi folgen dieser Linie in ihren schon veröffentlichten (Letta) und noch bevorstehenden (Draghi) Berichten zur Förderung der Wettbewerbsfähigkeit. Sie verstehen darunter die Unterstützung der Wirtschaft mit öffentlichem Geld.

Nur in diesem Sinne lässt sich die Freude der Wirtschaftsverbände über von der Leyens Ankündigungen erklären. „Die“ Wirtschaft bevorzugt es in Teilen eben auch, vor dem Wettbewerb geschützt zu werden. Dann muss sie nicht in ihm bestehen.

DI E TEUERSTE BAUSTELLE DER REPUBLIK

Die ökologische Transformation geht voran. Mancherorts ist Nachhaltigkeit mehr als eine Idee.

Menschen und Wirtschaft, Seite 16

BUHLEN UM ZUWANDERER

Deutschland will Fachkräfte mit steuerlichen Anreizen locken. Wie machen es andere Länder?

Wirtschaft, Seite 17

DER MANN HINTER DEM IT-DEBAKEL

George Kurtz ist Chef von CrowdStrike. Die große IT-Panne war nicht die erste für ihn.

Unternehmen, Seite 19

Dafür, dass sechstausend Menschen hier arbeiten, geht es auf dem Betriebsgelände der Salzgitter Flachstahl überraschend ruhig zu. Drei Hochöfen produzieren im Jahr mehr als viereinhalb Millionen Tonnen Stahl. Vor der Kulisse des Stahlwerks dampfen die riesigen Mengen der nichtmetallischen Restbestände des Eisenerzes im Schlackenbett. Gäbe es nicht den Umstand, dass der Ausstoß von Kohlendioxid den Treibhausgaseneffekt und die Erderwärmung verstärkt, könnte es noch lange so weitergehen. In die Stahlproduktion, die Kokerei und das mit Kuppelgasen betriebene Kraftwerk wurde kontinuierlich investiert. Doch nun soll sich vieles ändern.

Und deshalb ist es auf dem Gelände auch nur dort ruhig, wo es um die eingespielte routinierte Stahlproduktion geht. Ansonsten pulsiert es geradezu. Aktuell bleibt kein Stein auf dem anderen. Überall Kräne und Baucontainer, im Fünfzehnkundentakt rauschen Betonmischer, Traktoren, Lastwagen und Transporter über das Verkehrsnetz, das mit sprechenden Namen wie Kokerei- oder Brammenstraße benannt ist. Kälte-/Wärmeschutzisolation Marschewski aus der Region ist mit drei Wagen unterwegs. Hunderte Gewerke sind eingebunden in die wohl teuerste Baustelle der Republik. Mehr als zwei Milliarden Euro werden in weniger als drei Jahren verbaut. Die Zeit ist knapp. Es soll ein Vorzeigeprojekt der ökologischen Transformation des Wirtschaftsstandorts werden.

Wie immer, wenn er auf der Baustelle unterwegs ist, trägt Gunnar Groebler eine orange-graue Jacke, einen weißen Helm und eine Schutzbrille. Der Vorstandsvorsitzende der Salzgitter AG verantwortet diese Operation am offenen Herzen, die Umstellung von der traditionellen Stahlherstellung auf Basis von Kohlenstoff in eine wasserstoffbasierte Technik. Die Stahlindustrie steht für ein Prozent des CO₂-Ausstoßes in Deutschland. Wo, wenn nicht hier, ließe sich ein Vorzeigeprojekt der Transformation installieren? Will man aus Eisenerz metallisches Eisen erzeugen, muss man den Sauerstoff reduzieren. Dafür hat man traditionell Kohlenstoff verwendet. Früher mit Holzkohle, dann mit Stein- oder Braunkohle, nun mit Gas.

Doch künftig soll nicht Kohlenstoff zum Einsatz kommen, der zwei Moleküle Sauerstoff aufnimmt und zu CO₂ wird. Stattdessen wird Wasserstoff das Reduktionsmittel sein – in einer Übergangsphase Erdgas in derselben Anlage. Während die alten Stätten weiter produzieren, wird zwischen ihnen das neue Werk gebaut. „Wir sehen einen wirtschaftlichen Vorteil darin, als Erste die Transformation voranzutreiben“, sagt Groebler. „So können wir einen Markt mitgestalten, einen grünen Markt, der sich erst noch entwickeln muss. Bei früheren Transformationen konnte man sehen, dass sich klar positionierte Unternehmen mit dem Wandel leichter getan haben.“

Als Groebler im Jahr 2021 vom Energiekonzern Vattenfall an die Spitze von Salzgitter kam, war viel vorbereitet. Das klimaneutrale Produktionsverfahren war drei Jahre zuvor vorgestellt worden und trug den Projektnamen Salcos (Salzgitter Low CO₂ Steelmaking). „Das ist die größte Investition, die dieses Unternehmen je getätigt hat“, sagt Groebler. Der börsennotierte Konzern trägt mehr als die Hälfte, fast eine Milliarde Euro der Staat; etwa zwei Drittel der Bund, ein Drittel das Land Niedersachsen.

„Das ist keine Wachstums-, sondern eine Zukunftsinvestition für uns“, betont Groebler. „Wir produzieren nicht eine Tonne Stahl mehr und nicht in höherer Güte, aber reduzieren den CO₂-Rucksack auf fast null.“ Das sei ein gesellschaftliches Ziel, und somit könne der Bürger einen Teil der Investition tragen, die dazu führen werde, dass die Wasserstoffwirtschaft mit einer konkreten Anwendung zum Leben erweckt wird.

Auf viele wirkt der Begriff „ökologische Transformation“ noch reichlich abstrakt. In der Stahlhütte von Salzgitter ist sie mit Händen zu greifen – an den neuen Produktionsstätten, an den Wasserstoffleitungen, die das Produktionsmittel aus einem gigantischen Elektrolyseur zum neuen Hochofen leiten werden, den sieben Windkraftanlagen, die einen Teil des Stroms dazu liefern. Und das alles neben den Gebäuden, die noch bis zur erfolgreichen Umstellung weiterlaufen werden: die Kokerei, das Kraftwerk, die bestehenden Hochöfen mit der vermutlich bald veralteten Technik.

Salzgitter ist ein Symbol für einen Prozess, der sich derzeit überall in der Industrie beschleunigt vollzieht. Denn zwar gab es schon vor zwei Jahrzehnten Anläufe, eine klimaneutrale Wasserstoffwirtschaft zu errichten. Aber die Verbindlichkeit der Ziele reichte nicht aus. Jetzt hat die Bundesregierung einen Klimaschutzplan entworfen, die EU-Kommission einen Green Deal. Banken vergeben ihre Kredite nach Nachhaltigkeitskriterien. Der fossilen Wirtschaft soll der Garau gemacht werden.

Sabine Nallinger sieht sich als Treiber dieser Entwicklung. Schon 1990 hat die Verkehrsingenieurin ihre Abschlussarbeit zu einem Transformationsthema geschrieben: Carsharing als alternatives Mobilitätskonzept. Zwölf Jahre arbeitete sie bei den Münchener Stadtwerken am Wandel mit, sie war ehrenamtliche Stadtverordnete und verkehrspolitische Sprecherin der Grünen in München, danach versuchte sie im Jahr 2014 erfolglos, Oberbürgermeisterin zu werden, immerhin das höchste direkt demokratisch gewählte politische Amt in Deutschland.



2,3 Milliarden Euro investiert die Salzgitter AG in ihren Hauptstandort – in einer Operation am offenen Herzen. Das soll den Kohlendioxidausstoß radikal senken.

Die teuerste Baustelle der Republik

Die ökologische Transformation der deutschen Wirtschaft geht langsam voran. Manager wie Gunnar Groebler von Salzgitter und Michael Six von Goldbeck wollen die Entwicklung beschleunigen. Wo sie aktiv sind, ist Nachhaltigkeit mehr als nur eine Idee.

Von Philipp Krohn, Fotos Daniel Pilar

Als das misslang, meldete sich der ehemalige Bahn-Chef Rüdiger Grube bei ihr. Der Posten der Vorständin der Stiftung Klimawirtschaft war neu zu besetzen, erschien wie auf sie zugeschnitten.

An diesem Julitag ist Nallinger in Frankfurt unterwegs. Im vergangenen Jahrzehnt hat sie dazu beigetragen, dass der ökologische Umbau in den Köpfen von Vorständen verankert wurde. Sie trägt ein weißes Kleid und Sandalen, die gleichermaßen bequem und kleidsam wirken. Von ihrem Hotel zur U-Bahn-Station im Hauptbahnhof sind es nur wenige Minuten. Sie ist heute mit vier ranghohen Vertretern des Finanzmarktes verabredet. Zur neuen Verbindlichkeit der

Nachhaltigkeitsbemühungen gehört, dass sich die Frankfurter Finanzszene leichter als früher in die Pflicht nehmen lässt.

Nallinger besteigt die U-Bahn, schon an der zweiten Station ist sie angekommen bei der Förderbank KfW, die eine wichtige Rolle als Finanzier von Energiewendeprojekten spielt. „Vor zehn Jahren musste ich noch die Wirtschaft antreiben, heute hat die Stiftung ambitionierte Partner, und wir treiben die Politik an“, sagt sie. Zusammengekommen haben sich Vorstandsvorsitzende, die vorangehen wollen. Inzwischen sind es fünfzig, deren Unternehmen die Breite der Branchen am Wirtschaftsstandort repräsentieren. Der direkte Austausch über Projektfortschritte stoße bei

anderen Stiftungmitgliedern Gedankenprozesse an. „Vorstände kommen positiv gestimmt aus Sitzungen, weil sie sehen, dass wir in allen Bereichen vorwärtskommen.“ Nallinger läuft an einer Gruppe von Kindergartenkindern in hellen Leuchtwesten vorbei und betritt die Rolltreppe. Oben landet sie direkt vor dem Eingang der KfW. Finanzinstitute verstehen, dass die Stiftung im politischen Berlin ein immer wichtigerer Akteur wird. Anders als der Industrieverband BDI, für den Klima eines unter vielen Themen ist, schätzen Nallingers Ansprechpartner, dass sie sich ausschließlich dem Klima widmet.

Der Stiftungsbeirat ist mit dem Ökonomen Ottmar Edenhofer, dem German-

watch-Geschäftsführer Christoph Bals, der Energie- und Wasserwirtschaftslobbyistin Kerstin Andreae und der Klimaaktivistin Luisa Neubauer prominent besetzt. „Unsere Vorstände sind die Speerspitze des unternehmerischen Klimaschutzes“, sagt Nallinger. Als Multiplikatoren wirken sie über Funktionen in Wirtschafts- und Branchenverbänden. „Die legen sich dort auch mit anderen an. Sie kommen durch uns ambitionierter heraus.“

Und dieses Engagement wird zunehmend sichtbar. Nicht überall so plakativ wie in Salzgitter, aber doch merklich. Wenn der Bielefelder Baukonzern Goldbeck in die Betonfertigung investiert, hat er den Anspruch, dass die Biodiversität nach dem Neubau höher ist als zuvor. Außenanlagen sollen nach Ökosystemdienstleistungen zertifiziert werden, die vorher und nachher auf der Fläche erbracht werden konnten. Gründach, Fassadenbegrünung, Totholzansammlungen zählen zu den Strategien. „In unserer Zentrale in Bielefeld haben wir Bienenstöcke und Insektenhotels. Wenn aber behauptet wird, damit habe man in Sachen Biodiversität schon alles getan, reagiere ich allergisch“, sagt Michael Six, der Chief Sustainability Officer des europaweit tätigen Familienunternehmens.

Die Familie Goldbeck bringt sich in die Stiftung ein – als ein Unternehmen mit eigenem Transformationsanspruch, aber auch als Ideengeber für ein umweltschonenderes Bauen. Die Lösung, die es anbietet, hat Ähnlichkeiten mit den Fertigbausätzen von Lego. Vorgefertigte Bausteine, die Material effizienter nutzen, als wenn sie auf der Baustelle geschaffen werden: Dach, Außenfassaden, Stützen, die sich individuell zusammensetzen lassen. Wenn Spannweiten standardisiert würden, komme nur so viel Beton zum Einsatz wie wirklich erforderlich.

Six hat Maschinenbau an der TU Darmstadt studiert. Zu seiner Zeit wurde das dortige Haus des österreichischen Ökologen Friedensreich Hundertwasser geplant. Der Beleg dafür, dass sich umweltfreundliches Bauen mit den Regeln des Ingenieurwesens verträgt. Sein Professor dachte damals über ressourcenschonende Verfahren nach. Als Six im Jahr 2004 zu Goldbeck stieß, brachte er Ideen von der Uni mit. Zwanzig Jahre später darf er die nachhaltige Planung umsetzen: Firmenfahrzeuge werden nicht nur elektrifiziert, sondern zum Teil infrage gestellt. „Wir schauen auch auf Suffizienz, nicht nur auf Effizienz“, formuliert er. Nicht nur die Optimierung der Stoffströme, sondern auch ein nachhaltiger Lebensstil sind das Ziel.

Stahl wie der von Salzgitter und Zement, wie ihn Goldbeck verbaut, sind jenseits von Energierohstoffen die Werkstoffe mit dem höchsten Volumen in der deutschen Wirtschaft. 350 Kilometer südlich der Bielefelder Goldbeck-Firmenzentrale testet ein Team in Simmern im Hunsrück, wie sich mit weniger Zement bauen lässt und wie Beton mit weniger CO₂ hergestellt werden kann. Die Festigkeit von Zement hat es mithilfe von Ultraschall erhöht und den Treibhausgasausstoß der Betonproduktion um 37 Prozent gesenkt. „Wir planen, in der Zukunft durch Sequestrierung CO₂ im Beton einzulagern“, erläutert Six. Kreisläufe sollten geschlossen werden. Gebäude müsse

man sich künftig als Materiallager denken.

Die Zukunft lässt sich in Salzgitter besichtigen. Mydra heißt die Demonstrationsanlage, in der die Stahlproduktion in kleinem Maßstab schon gezeigt werden kann. Davor stehen Schlackenpfannen, in denen aus dem Rohmaterial der Teil abtransportiert wird, der kein Eisenerz ist. 30 Tonnen schwere Behälter. Fast alles in einer Stahlhütte ist groß, schwer und teuer. Mydra ist 34 Meter hoch, die echte Anlage soll einmal 142 Meter in die Höhe ragen. Das wird die Silhouette der Industrieanlage deutlich verändern.

Salzgitter und Goldbeck sind längst nicht die einzigen Transformationsprojekte der Unternehmen, die sich in der Stiftung Klimawirtschaft engagieren: Der Energieversorger ENBW stellt die Kraftwerksstruktur um, Wacker Chemie in Bayern versucht, Stoffkreisläufe zu schließen. Der Papierhersteller Varel sucht nach Wegen, die energieintensive Produktion emissionsfrei zu gestalten. Vorständin Sabine Nallinger fehlt ein Vorzeigunternehmen aus der Autoindustrie und ein schlagkräftiger Marktführer in Familienhand. „Wir müssen in wirtschaftlich schwierigen Zeiten dranbleiben. Leider ist die Verlässlichkeit der Politik nicht immer gegeben“, sagt sie. Die brauche es, damit die Transformation in großem Stil losgehen könne.

Gunnar Groebler, der Salzgitter-Chef, steht am Eingang zur Großbaustelle von Salcos, diesem ambitionierten Versuch, am offenen Herzen die Produktion von Kohlenstoff auf Wasserstoff umzustellen und somit die deutsche Stahlproduktion zu elektrifizieren. Alle Verfahren werden schon irgendwo auf der Welt angewandt – nur in dieser Aneinanderreihung hat sie noch keiner aufgebaut. Er hat ein tiefes Vertrauen, dass der künftige Stahlmarkt grün sein wird, auch wenn seine Produkte dann teurer sein werden. Deshalb will er den ersten Schritt gehen. „Wer hier für uns baut, kann nicht gleichzeitig beim Wettbewerber bauen“, sagt er. Irgendwann werde es zu Engpässen im Bau kommen, dann habe er seine Anlagen aber schon fertig.

Groebler blickt auf die vielen Transporter von Handwerksbetrieben auf dem Gelände, die aus der Ferne wie kleine arbeitssame Ameisen aussehen. „Wir haben hier viele Mittelständler auf der Baustelle. Mit ihnen und anderen umliegenden mittelständischen Unternehmen haben wir dauerhafte Geschäftsverhältnisse. Das generiert in der Region eine Wertschöpfung von einer halben Milliarde Euro im Jahr“, sagt Groebler. Dass er als langjähriger Angestellter eines Energiekonzerns in der Stahlindustrie Karriere macht, hat er dem ambitionierten Transformationsprojekt zu verdanken. „Der Anschlag durch die öffentliche Förderung ist ein Umstoßen des ersten Dominosteins“, sagt er. Sei die Wasserstoffkette erst einmal etabliert, dürften Nachahmer folgen. Derweil laufen die alten drei Hochöfen weiter auf Hochbetrieb. Die Kunden haben Stahl in großen Mengen bestellt. Auch in Zukunft wird man ihm nicht ansehen, ob Kohlen- oder Wasserstoff das metallische Eisen erzeugt. Aber man wird sehen, wann die alten Öfen ihre Arbeit aufgeben.



Programmierer Martin Zappe (links) kennt jedes Detail der Baustelle. Gunnar Groebler will globaler Pionier sein.

Buhlen um Zuwanderer

Die Bundesregierung will ausländische Fachkräfte mit finanziellen Anreizen ins Land locken. 30, 20 und dann 10 Prozent des Einkommens sollen sie in den ersten drei Jahren nicht versteuern müssen. Das werten viele als einen Verstoß gegen das Prinzip der steuerlichen Gleichbehandlung. Es ist

eine Inländerdiskriminierung. Ärger kommt aus den Reihen der SPD. Die FDP und der liberale Finanzminister Christian Lindner rechtfertigen die Ungleichbehandlung damit, dass Deutschland in der internationalen Konkurrenz um Fachkräfte mithalten müsse. Unsere F.A.Z.-Korrespondenten

berichten, wie andere europäische Staaten sich steuerlich um mehr Arbeitskräfte bemühen. Viele bieten größere Anreize als in Deutschland geplant. Viele aber kappen die Vorteile gerade oder schaffen sie ab. Was also bringen die Vergünstigungen? pwe.

Dänemark

Steuerbonus mit Wirkung

In Dänemark gibt es seit 1992 eine Steuerermäßigung für Fachkräfte, die aus dem Ausland zuziehen. Sie zahlen auf ihr Arbeitseinkommen pauschal rund 33 Prozent Steuern; Sozialversicherungsbeiträge sind inbegriffen. Das gilt für bis zu sieben Jahre. Weil ausländische Forscher auch ohne Mindesteinkommen in den Genuss dieser Regel kommen, ist sie als „Wissenschaftler-Steuer“ bekannt. Tatsächlich wird die Regel aber mehr von Gutverdienern aus anderen Branchen beansprucht. Voraussetzung ist ein Einkommen von umgerechnet mindestens 10.000 Euro im Monat. Schätzungen zufolge läge der Durchschnittssteuersatz für die Begünstigten ohne die Ermäßigung bei etwa 55 Prozent. Die Ersparnis beträgt dann schon beim Mindesteinkommen gut 26.000 Euro im Jahr.

In Studien ließ sich nachweisen, dass der steuerliche Anreiz wirkt: Unter allen Ausländern, die nach Dänemark kommen, hat der Anteil der Bezieher hoher Einkommen sich nach Einführung der Sonderregel verdoppelt. Nicht ganz so deutlich sind die Hinweise auf Mitnahmeeffekte. Hier und da zahlen Firmen bei Neueinstellungen weniger brutto und nutzen die Steuerermäßigung als Ausgleich. Während die dänische Zuwanderungspolitik in den vergangenen dreißig Jahren deutlich restriktiver wurde, blieb der Steuerbonus erhalten. Die maximale Bezugsdauer wurde von fünf auf sieben Jahre verlängert. Dem Ruf des Steuervorteils folgen vor allem Briten, Deutsche und Schweden. Dänen sind anspruchsberechtigt, wenn sie mindestens zehn Jahre im Ausland gearbeitet haben und in die Heimat zurückkehren. lzt.

Vereinigtes Königreich

Die uralte Regel soll fallen

In Großbritannien ist die Politik dabei, eine für reiche Ausländer attraktive Steuerregelung zu beenden. Die neue Labour-Regierung plant, den sogenannten „Non-dom“-Steuerstatus abzuschaffen. Schon der vorherige Tory-Schatzkanzler hatte begonnen, die Regel unter dem Druck von Labour und der öffentlichen Meinung einzuschränken. „Non-dom“ steht für „nicht domiziliert“. Menschen, die im Vereinigten Königreich leben, aber im steuerrechtlichen Sinne dort „nicht domiziliert“ sind, können von der Regel profitieren. Erstmals eingeführt wurde die Regel 1799, zu Zeiten des britischen Kolonialreichs. Ursprünglich war sie gedacht für Beamte, Offiziere oder Plantagenbesitzer, die vorübergehend im Mutterland weilten, sonst aber in den Kolonien lebten und dort Einkommen erzielten.

„Non-doms“ müssen Einkommen aus dem Ausland nicht in Großbritannien versteuern, sondern im Ursprungsland. Nur der Teil des Geldes, den sie ins Vereinigte Königreich transferieren, wird dort versteuert. Im vergangenen Jahr stieg die Zahl der „Non-doms“ von 68.800 auf 74.000. Es sind überwiegend sehr Wohlhabende. An den britischen Fiskus zahlten sie fast 9 Milliarden Pfund Steuern. Bis voriges Jahr profitierte auch die Ehefrau des damaligen Premierministers Rishi Sunak, die Tochter eines indischen Milliardärs, von der Regel. Das sorgte für Unmut in der Öffentlichkeit.

Labour will den Non-dom-Steuerstatus so schnell wie möglich komplett abschaffen. Er soll ersetzt werden durch „eine moderne Regel für Leute, die wirklich nur kurze Zeit im Land leben“. Das Ende der Non-dom-Regel könnte zur Abwanderung von reichen Ausländern führen, warnen Vermögensverwalter und Steuerberater, die auf eine sehr reiche Klientel spezialisiert sind. Erste „Non-doms“ seien schon gegangen, als Tory-Finanzminister Jeremy Hunt im März die Dauer des Steuerprivilegs auf vier Jahre begrenzte. Seine Labour-Nachfolgerin Rachel Reeves will schnell handeln. Nach unbestätigten Aussagen von Vermögensberatern sollen einige reiche „Non-doms“ Alternativen suchen und Italien im Blick haben, das Ausländer mit hohen Einkommen mit einer Flat Tax anlockt. ppl.

Italien

Manager kamen, keine Forscher

Italien fördert die Rückkehr von qualifizierten Italienern und den Zuzug von ausländischen Fachkräften in erheblichem Umfang. Bis 2023 mussten Ausländer oder zurückgekehrte Italiener nur auf 30 Prozent ihrer Einkünfte die üblichen Steuern zahlen. In Südtalien waren nur 10 Prozent steuerpflichtig. Wer nach fünf Jahren eine Immobilie im Land kaufte, bekam die Steuernachlässe von fünf auf zehn Jahre verlängert. Die Regierung Meloni hat die Vergünstigungen nun eingeschränkt. Steuern müssen nun auf 50 Prozent oder – wenn ein Kind im Haushalt lebt – auf 40 Prozent der Einkünfte gezahlt werden. Die Verlängerung nach fünf Jahren ist nur noch für weitere drei Jahre möglich. Generell gelten die Vorteile nur noch bis zu einer Obergrenze der Jahreseinkünfte von 600.000 Euro. Finanzminister Giancarlo Giorgetti begründet die Verschärfung damit, dass der Vorteil vor allem Spitzenmanagern nutze. Diese kämen aber auch so nach Italien oder verliefen das Land nicht. Sonst müssten eben die Unternehmen etwas tiefer in die Tasche greifen. Von 24.500 Begünstigten seien nur 1800 Forscher, sagte Giorgetti. Die Vergünstigungen zielten bei ihrer Einführung besonders auf diese Zielgruppe.

Das alte System kostete den Staat 1,3 Milliarden Euro im Jahr. Der Kreis der Begünstigten hatte sich seit 2016 mehr als verzehnfacht. Nach einer Untersuchung der Katholischen Universität in Mailand verfehlen die Vergünstigungen für Forscher ihre Ziele, weil andere Bedingungen nicht stimmten: Aufstiegsmöglichkeiten, Jobsicherheit oder Arbeitsbedingungen. In Italiens akademischer Welt sind die Gehälter im Vergleich mit dem Ausland oft so niedrig, dass die Steuervorteile den Unterschied nicht ausgleichen. Spitzenfußballer wie

Cristiano Ronaldo haben dagegen sehr profitiert. Die Regierung führte im Jahr 2015 spezielle Steuervergünstigungen ein, um heimischen Fußballklubs die Verpflichtung internationaler Stars zu ermöglichen. Die Regierung Meloni hat auch diese Vorteile zum Leidwesen der Klubs gekürzt. chs.

Frankreich

Paris vor Frankfurt

In Frankreich gibt es seit 20 Jahren Steuererleichterungen für Arbeitnehmer und Geschäftsführer, die aus dem Ausland herziehen. Das meint eine Teilbefreiung von Einkünften aus Erwerbstätigkeit und von Vermögenseinkünften sowie Wertpapierverkäufen aus ausländischen Quellen. Als Wirtschaftsminister hatte Emmanuel Macron 2016 deren Höchstdauer von fünf auf acht Jahre verlängert. In seiner ersten Amtszeit als Präsident wurde Herzogonen und ihren Arbeitgebern zudem die Möglichkeit eröffnet, in ein kapitalgedecktes Rentensystem statt in die gesetzlichen Kassen mit ihrer hohen Beitragslast einzuzahlen.

Viele Unternehmen zahlen neben der Grundvergütung einen einkommensteuerbefreiten Zuschlag namens „prime d'impatriation“. Er kann mit bis zu 30 Prozent des Nettojahresverdiensts üppig ausfallen. Voraussetzung ist, dass der frühere Arbeitgeber im Ausland sitzt und der Herzogone in den vorangegangenen fünf Jahren nicht in Frankreich steuerpflichtig gewesen ist. Ferner muss das verbleibende steuerpflichtige Gehalt mindestens so hoch bleiben wie das eines Arbeitnehmers oder Geschäftsführers mit ähnlichen Funktionen ohne den steuerbefreiten Zuschlag. In der Praxis ist das nicht leicht zu definieren.

„Die Steuererleichterungen werden in Frankreich regelmäßig angewendet,

insbesondere bei der Einstellung von hoch qualifizierten Mitarbeitern mit hohem Verdienst wie Geschäftsführern oder Fachkräften in der Tech-Industrie“, sagt Christoph Schlotthauer, der Präsident der Pariser Wirtschaftsprüfungs- und Steuerberatungsgesellschaft Coffra. Für viele Banker seien die Steuererleichterungen ein Grund gewesen, nach dem Brexit Paris Frankreich vorzuziehen. Ähnliches gelte für Sportler und gerade Fußballer. „Die Attraktivität des Standorts Frankreich mit seiner hohen Steuerbelastung auf Einkommen wird durch die Steuererleichterungen signifikant aufgewertet“, sagt Schlotthauer.

Die Forscher des unabhängigen EU Tax Observatory haben ermittelt, dass in Frankreich im vergangenen Jahr 16.300 Begünstigte von der Steuererleichterung mit einer durchschnittlichen Ersparnis von 14.100 Euro profitierten. Die Kosten für den französischen Staat beliefen sich demnach auf 229 Millionen Euro. niza.

Belgien

Hochsteuerland kappt Vorteile

Das Hochsteuerland Belgien lockt ausländische Führungs- und Fachkräfte seit mehr als 60 Jahren mit Steuervorteilen. Erst 1983 wurde dafür eine Rechtsgrundlage geschaffen, nicht per Gesetz, sondern per Rundschreiben der Finanzbehörden. Der Expat-Status erlaubte es den Arbeitgebern, diverse steuerfreie Zulagen zu zahlen, um ihre Angestellten für das teure belgische Leben zu entschädigen. Zudem wurden Arbeitstage außerhalb Belgiens von der Steuer ausgenommen. Das Regime wurde rege in Anspruch genommen. Im vergangenen Jahr fielen 27.251 Expats unter den steuerlichen Sonderstatus. Ob die Regel half, Fachkräfte für den Arbeitsmarkt

anzulocken, ist eine andere Frage. Schließlich profitierten von dem Steuervorteil auch Lobbyisten und Journalisten aus der Brüsseler EU-Blase.

Der zahlenmäßige Erfolg des Regimes ging den Belgiern am Ende zu weit. Im Dezember 2021 schafften sie den alten Status ab. Das nach einer Übergangsphase seit diesem Jahr geltende neue Regime setzt höhere Anforderungen für Steuervorteile. Wer profitieren will, muss 75.000 Euro oder mehr im Jahr verdienen. Nur für Forscher gilt das Einkommensminimum nicht. Kern des neuen Status ist eine steuerfreie Pauschale von 30 Prozent des Einkommens. Sie ist bei 90.000 Euro gedeckelt. Anders als der alte Status ist der neue auf fünf Jahre befristet. Er kann unter Bedingungen um drei Jahre verlängert werden.

Die Zahl ausländischer Fach- und Führungskräfte mit Sonderstatus wird sich durch die Reform verringern. Es könnte nur ein Zehntel übrig bleiben, schätzt Carolien Van Echelpoel von der Wirtschaftsprüfungsgesellschaft KPMG. Von einer Abwanderungswelle kann bisher aber nicht die Rede sein. Viele der bisherigen Nutznießer sind längst sesshaft in Belgien und für steuerliche Anreize weniger empfänglich. Unklar aber ist, wie attraktiv das Land noch für neue ausländische Fachkräfte ist. Im Vergleich der Belastung der Arbeitseinkommen mit Steuern und Sozialabgaben liegt Belgien unter den 38 Staaten der OECD weiterhin auf Platz eins. hmk.

Niederlande

Entschädigung für Extrakosten

In den Niederlanden bekommen gut verdienende Ausländer mit begehrten beruflichen Kenntnissen Steuervorteile. Diese werden gerade schrittweise eingeschränkt, zum Unmut gerade des Hightechkonzerns ASML. Das Ma-

agement macht geltend, auf hoch qualifiziertes Technikpersonal aus dem Ausland angewiesen zu sein. Expats können unter bestimmten Bedingungen fünf Jahre lang bis zu 30 Prozent des Jahreslohns steuerfrei bekommen. Der Staat sieht das als Entschädigung für Extrakosten durch einen zeitweisen Aufenthalt in den Niederlanden. Damit sind zum Beispiel Kosten für eine Zweitwohnung oder Reisekosten gemeint.

Der Arbeitgeber regelt die Freistellung direkt mit dem Finanzamt. Eine der Bedingungen ist, dass der Arbeitnehmer „spezifische Expertise“ mitbringt, was in der Regel über das Einkommen definiert wird. Das zu versteuernde Gehalt – also Bruttogehalt minus den freizustellenden Betrag – musste 2023 mindestens 41.954 Euro betragen, entsprechend mindestens 60.000 Euro Bruttogehalt. Der Betrag steigt dieses Jahr um knapp 10 Prozent auf 46.107 Euro, was 66.000 Euro brutto bedeuten dürfte. Ausnahmen gelten für bestimmte Forscher und für Ärzte in Ausbildung, für die keine Einkommensgrenze gilt.

Die Regel ist in die Kritik gekommen, was in Zusammenhang mit Unmut über die große Nettozuwanderung zu sehen ist. 2019 trat eine erste größere Einschränkung in Kraft, als die Laufzeit der Regel von acht auf fünf Jahre verkürzt wurde. Das Finanzministerium machte geltend, dass vier Fünftel der Expats von der Regelung ohnehin nicht länger Gebrauch machten.

In einem zweiten großen Schritt beschloss die kürzlich abgetretene Regierung, den Steuervorteil innerhalb der Fünfjahresperiode abzuschmelzen. Seit Anfang dieses Jahres gilt, dass die 30 Prozent des Gehalts nur noch in den ersten 20 Monaten – also dem ersten Drittel des Zeitraums – steuerfrei gestellt werden können. Für die folgenden 20 Monate sinkt der Anteil auf 20 Prozent, für das letzte Drittel auf 10 Prozent. Ferner ist die Steuerbefreiung 2024 auf höchstens 233.000 Euro anzuwenden. Bestimmte Arbeitnehmer genießen Bestandsschutz- und Übergangsregeln. smo.

Portugal/Spanien

Kehrtwende in Lissabon

Für die portugiesischen Sozialisten war klar: Die Steuererleichterungen für Ausländer lohnen sich nicht. Kurz bevor die Regierung des künftigen EU-Ratspräsidenten António Costa Ende 2023 über einen Korruptionsskandal stürzte, hatte sie die seit 2009 geltenden Vergünstigungen noch gestrichen. Zuletzt wurden in dem Land gut 74.000 „nicht dauerhafte Einwohner“ gezählt, die regulär jedes Jahr rund 1,6 Milliarden Euro Steuern hätten zahlen müssen. Ihre Steuerersparnisse steckten die Ausländer oft in Immobilien und trugen so zum scharfen Anstieg der Preise bei – besonders in Lissabon und Porto, wo die Krise auf dem Wohnungsmarkt am größten ist.

Schon im Frühjahr dieses Jahres kündigte die neue konservative Minderheitsregierung von Ministerpräsident Luis Montenegro eine Kehrtwende an. Portugal wirbt wieder um gut verdienende und gut qualifizierte Fachkräfte und Digitalnomaden. Wenn sie mehr als die Hälfte des Jahres in Portugal arbeiten, gilt für sie zehn Jahre lang ein pauschaler Einkommensteuersatz von 20 Prozent. Normalerweise reicht die Progression von 14,5 bis 48 Prozent. Rentenbezüge, Kapitalerträge und Dividenden sind ausgenommen. Das soll verhindern, dass wohlhabende Rentner nicht weiter nach Portugal ausweichen, was anderen EU-Staaten ein Dorn im Auge war.

Portugal macht mit dem neuen Gesetz Spanien Konkurrenz. Dort gibt es schon länger das nach dem britischen Fußballspieler benannte „Beckham“-Gesetz mit einem Steuersatz von 24 Prozent. Die Region Madrid geht für ausländische Spitzenverdiener mit der „Ley Mbpapé“ noch weiter. Für Investitionen in Vermögenswerte gibt es zudem einen Abschlag von 20 Prozent bei der Einkommensteuer, für den sich angeblich der neue Real-Madrid-Star Kylian Mbappé durch einen Villenkauf schon qualifiziert haben soll. Die „Golden Visa“ für ausländische Immobilienkäufer hat Spanien – wie schon Portugal – in diesem Jahr abgeschafft. hcr.



Willkommen: An dieser Grenze warten weder Zöllner noch Steuerbeamte.

Foto Your_Photo_Today

BRIEFE AN DIE HERAUSGEBER

Kostenfrage bei Zukunftsprojekten

Zum Gastbeitrag von Prof. Obermeier von der Universität Passau unter der Überschrift „Die sieben Probleme des unternehmerischen Staats“ (in „Der Betriebswirt“, F.A.Z. vom 8. Juli). Vielen Dank für diesen Beitrag und die detaillierte Analyse in Bezug auf die wirtschaftliche Lage der Bundesrepublik und die Verantwortung der Politik.

Bezüglich des Projekts Magnetschwebbahn, das als staatlich gescheitert beschrieben ist, sehe ich die Dinge etwas anders. Zumal ich einst als Standortpolitiker mit dem Projekt befasst war. Wenn ich es recht verstehe, liegt das Scheitern aus der Sicht des Autors darin, dass die Magnetschwebbahn sich wie die anderen aufgeführten Beispiele nicht am Markt durchsetzen konnte. Und dafür sei mangelhaftes Wissen von Politikern und Bürokraten der Grund. Einer der Faktoren waren unter anderem auch die

Grünen in der Fläche, die sich dem Ausbau der geplanten Strecke von Hamburg nach Berlin widersetzen. Und vor allem auch der seinerzeitige Vorstandsvorsitzende der Deutschen Bahn AG, Hartmut Mehdorn, mit einer diesbezüglichen falschen Weichenstellung, bezogen auf das Netzwerk und seinen Blick auf schnellen Gewinn.

Was in diesem Zusammenhang die Kostenfrage bei Zukunftsprojekten angeht, muss man doch nur auf den heutigen, desaströsen Zustand der Deutschen Bahn blicken. Und dass Deutschland hier den Titel als führende Nation für Forschung und Entwicklung nicht nur in der Atomfrage verspielt, sondern auch in dieser Frage seine Entdeckung und Patente an Japan und ausgerechnet an die Volksrepublik China abgetreten hat.

PETER D. SCHMIDT, WEDEL

Noch ein anderes Elser-Denkmal

Mit klaren, gleichwohl feinfühligem Worten würdigt Reinhard Müller die Leistung des ersten Hitler-Attentäters, des Tischlers Georg Elser („Es kommt auf jeden an“, F.A.Z. vom 19. Juli). Dem ist inhaltlich nichts hinzuzufügen. Doch eine Ergänzung sei im Hinblick auf das erwähnte Denkmal gemacht.

Es gibt nämlich noch ein anderes, das dieser eindrucksvollen Tat gedenkt. In der Mitte von Berlin steht an der Ecke Wilhelmstraße / An der Kolonnade eine sehr angemessen an Georg Elser erinnernde Großskulptur. Dieses 2011 vom Künstler Ulrich Klages geschaffene Werk, das den Titel „Denkzeichen Georg Elser“ trägt, zeigt einerseits ein schätzungsweise zehn Meter in die Höhe ragendes Profil eines Gesichts, ist aber

andererseits von vorne und hinten nur als gradlinige Säule zu erkennen. Das imposante, nach hinten offene Kopfprofil ragt scheinbar über die normale Traufhöhe der Häuser hinaus. Es schaut über die Wilhelmstraße hinweg nach Osten, dort, wo früher das Reichspropagandaministerium stand (heute Sitz des Bundesministeriums für Arbeit). Dieser einzelne, überragende Kopf bietet diesem Ort, der symbolisch für die Nazi-Verbrechen der Vergangenheit steht, eindeutig die Stirn.

Großartig! Ein Foto, das ich von diesem Denkmal machte, dient mir heute für meinen Laptop als Bildschirmschoner.

HENRY BREN D' AMOUR, BERLIN

Erst Jahrhunderte später errichtet

Zu „Anflüge altrömischer Gemeinheit“ (F.A.Z. vom 18. Juli): Andreas Kilb rühmt mit seinem Artikel in der neuen zehnteiligen Amazon-Prime-Serie „Those About To Die“ die große Mühe, mit der bei aller kreativen Freiheit das „echte“ Rom nachgebildet wird und die Produktionsdesigner darauf geachtet haben, „dass auf dem Forum Romanum ... die echten Bauten der frühen Kaiserzeit stehen“ (79 nach Christus). Leider prangt einem bereits im Trailer doch der im Schlusskapitel noch nicht vorhandene Severusbogen aus dem Jahr 203 nach Christus entgegen.

Gespannt darauf, wie sich die frühimperialen Geste der Römer in den Bauten Roms zur Zeit der Flavier widerspiegelt, sieht man sich die erste Folge an. Hier wird einem bereits nach fünf Minuten klar, dass es mit der diesbezüglichen „peinlichen Genauigkeit“ nicht weit her ist. In der Vogelperspektive, die zur Se-

rie gehört wie „der Helm zum Legionär“, erkennt man das erst unter Nerva vollendete Forum Transitorium und erst Jahrzehnte bis Jahrhunderte später errichtete Bauten wie die Ehrensäulen vor der Basilica Julia, den Antoninus- und Faustina-Tempel, den späteren Bauzustand des sogenannten Romulustempels, die Großbauten der Maxentiusbasilika und des Venus- und Roma-Tempels und sogar den erst 315 nach Christus errichteten Konstantinbogen.

Es handelt sich offenbar also um die Übernahme einer bereits geschaffenen digitalen Rekonstruktion des konstantinischen Roms aus dem vierten Jahrhundert, aus dem lediglich der Titusbogen wretuschiert und das Kolosseum digital nachbearbeitet wurde. Statt peinlich genau ist das leider nur ein Ausdruck peinlicher Schlampigkeit.

DR. WOLFGANG BECKER, HEUSENSTAMM

Despotisch und unberechenbar

Aus Sicht einer ehemaligen Kommunnardin finde ich die Beschreibungen in Nina Rehfelds Artikel „Für diejenigen, die das erlebt haben, ist es nie zu Ende“ (F.A.Z. vom 6. Juli) über Werke des wegen Missbrauchs verurteilten Kommunegründers Otto Muehl (bürgerlich Otto Mühl) im Kunstbetrieb ehrlich gesagt noch viel zu sachte. Sie heben ab auf den Haupttäter und den affirmativen Umgang mit seiner Kunst, in der Mühl nicht selten seine destruktive Menschenverachtung und seine pädophile Lust zeigt und – und Bilder, die diese Gestörtheit am meisten ausdrücken, erzielen bei den Käufern auf dem Kunstmarkt bis heute die höheren Preise. Das Wiener Aktionismus Museum, zumindest der Teil, der Werke von Mühl aus der Kommunezeit ausstellt, ist für mich wie ein Basar für eben an dieser Dekadenz interessierte Kunden und daran gut verdienende Kunsthändler.

Es gab viele systematische Menschenrechtsverletzungen, vor allem an den Kindern in der Kommune, die mindestens ebenso gravierend wie Mühls sexueller Missbrauch an damals Minderjährigen waren. Wir Erwachsenen verließen die Gruppe rechtzeitig oder opferten unser kritisches Denken und unsere Werte aus freien Stücken dem Leben in einem sektenhaft kontrollierten Kommunalltag.

Die Kinder aber wurden unfreiwillig jeder liebevollen elterlichen Beziehung und jedes fürsorglichen Schutzes beraubt – ihnen blieb schließlich nur Mühl als „Obervater“. Dieser herrschte despotisch und unberechenbar, oft mit verbaler Aggressivität, teils mit körperlicher Gewalt. Täglich wurden ihm die Kinder vor- und zugeführt, empfangen willkürlich mal kleine Häppchen Zuwendung, mal Demütigung und Strafe. Die Kinder wurden angehalten, um die Plätze in der Kinderhierarchie zu konkurrieren und sich gegenseitig zu denunzieren. Und die Gemeinschaft, die all das hörig bejubelte, gab ihnen implizit die Gewissheit, so wäre eben das Leben, so müsse es richtig sein.

Den Kindern, die durchgehend unter „pädagogischer“ Aufsicht standen, wa-

ren Freundschaften, den jugendlichen Liebschaften untereinander verboten, Geschwistern war es nicht erlaubt, sich zu treffen, Kinder und Jugendliche wuchsen in einer altersunangemessen sexualisierten Umgebung auf, und alle durften nur die der Kommune eigene Schule besuchen.

Es ließe sich noch viel mehr benennen, was die über 150 ehemaligen Kinder der Kommune bis heute geprägt haben dürfte, ihre Beziehungen, die Fähigkeit, mit Stress und starken Emotionen klarzukommen, ihr Selbstwertgefühl, ihre psychische Stabilität und physische Gesundheit, ihre ökonomische Situation, ihr Vertrauen in die Welt. Es wäre ihnen nicht recht und auch nicht richtig, sie als Opfer zu bezeichnen, denn sie haben sich ins Leben gekämpft, und viele von ihnen stehen heute auf – wie mutig!

Aber es ist mehr als überfällig, dass eine aufrichtige und radikale Anerkennung des Unrechts und eine Entschädigung für das Leid erfolgen müssen, das damals in der Mühlkommune beziehungsweise -sekte angerichtet wurde. Stattdessen darf ein Mühl-Galerist in Österreich behaupten, der Umgang mit den Kindern in der Kommune sei nur „schlecht durchdacht“ gewesen, oder postulieren, „besser ein gescheitertes Experiment als gar keines“? Das ist eine nicht hinnehmbare Verhöhnung und erneute Verletzung der ehemaligen Kinder und Jugendlichen.

Ein anderes Thema wäre die Verantwortungübernahme durch den österreichischen Staat. Hinweise und kritische Presse gab es genug. Wo zum Beispiel war das für Kinder- und Jugendschutz zuständige Amt? Wie konnte die Schulaufsicht jahrzehntelang Schule und Internat der Kommune anerkennen?

Und wie stehen heute die vielen VIPs, die regelmäßig die Kommune Friedrichshof besuchten, den charismatischen Mühl hofierten oder sich hofieren und einwickeln liebten, ohne einen kritischen Blick zu riskieren, dazu?

KATRIN GÉRARD, HAMBURG

Herr Knickel, als die Wirtgen Group vor sechs Jahren von John Deere gekauft wurde, haben sich viele gefragt, was der weltgrößte Landmaschinenhersteller auf Dauer mit dem weltgrößten Hersteller von Straßenbaumaschinen vorhat. Seither ist es ziemlich ruhig geworden um die Wirtgen Group. Wie geht es Ihnen denn in der Obhut der Amerikaner?

John Deere hat das gehalten, was sie uns versprochen haben. Die Wirtgen Group ist weitgehend eigenständig geblieben. Was gesetzlich vorgeschrieben ist, machen wir, also ein einheitliches Finanzreporting, einheitliche Compliance-Regeln, sonst haben wir unsere dezentralen Strukturen erhalten. Die machen unsere Schlagkraft als Mittelständler gerade aus. Was manchen nicht so bewusst ist: John Deere ist nicht nur der größte Landmaschinenhersteller, sondern gehört auch zu den Top-fünf-Baummaschinenherstellern auf der Welt. Und dort passen wir ideal dazu. Die Zusammenarbeit mit John Deere läuft wirklich gut.

Und wie laufen die Geschäfte?

Super. Wir haben den Umsatz seit der Übernahme deutlich gesteigert und sind profitabler geworden.

Geht es etwas genauer?

Im vergangenen Geschäftsjahr haben wir rund 4 Milliarden Dollar umgesetzt. Die Produktportfolios von John Deere und der Wirtgen Group ergänzen sich ideal, davon profitieren wir jetzt zum Beispiel auch im Vertriebsnetz in Nordamerika und Brasilien.

Die Kundschaft ist doch eine andere, mal sprechen Sie Landwirte an, mal Baufirmen ...

Stimmt, aber die Baummaschinen-Sparte, zu der auch die Wirtgen Group gehört, bietet ihre Produkte über einen eigenständigen Vertriebskanal an. Im nordamerikanischen Markt ist John Deere die Nummer zwei für Baummaschinen. Ein typischer Straßenbaukunde hat auch Erdbaumaschinen im Portfolio, das ergänzt sich gut.

Hat sich das Wachstum auch auf die Beschäftigung ausgewirkt?

Auch das. Wir haben die Zahl der Mitarbeiter von 8700 auf mehr als 9000 gesteigert, davon arbeiten etwa 6000 in Deutschland.

Ist Straßenbau denn aktuell ein gutes Geschäft?

Ja, weil es tendenziell viel weniger zyklisch ist als andere Geschäfte.

Die Inflation nagt doch auch an den öffentlichen Kassen. Werden dann nicht zwangsläufig weniger Straßen gebaut?

Lassen Sie es mich so sagen: Unser Geschäft ist in den letzten Jahren dynamischer geworden. Dadurch, dass wir weltweit aufgestellt sind, haben wir aber immer einen natürlichen Ausgleich. Irgendwo läuft es immer besser als anderswo.

Sie kennen vermutlich den Straßenbau auf der Welt wie kaum ein anderes Unternehmen. Machen wir es einmal konkret: Wie läuft es in China?

Der Markt dort ist regelrecht eingebrochen, auf vielleicht noch 40 bis 50 Prozent seines ehemaligen Volumens.

Wie kommt das?

Schauen Sie sich die Probleme von Immobilienkonzernen wie Evergrande und Country Garden an. Die regionalen Regierungen haben früher viel Geld verdient mit dem Verkauf von Land an Investoren, das geht heute nicht mehr so. Die Zentralregierung hat ihre Investitionen zurückgefahren und den Regionalregierungen nahegelegt, ebenfalls weniger in Infrastruktur zu investieren.

Wie sieht es in anderen Regionen aus?

Aus Russland, keinem kleinen Markt für Straßenbaumaschinen, haben wir uns komplett zurückgezogen. Indien wächst gut, dort wird nach wie vor weiter an der Infrastruktur gebaut, mit der Bestätigung von Regierungschef Modi wird es weitergehen. Europa ist zweigeteilt: Osteuropa läuft gut, im Westen etwas schwächer, aber nicht sehr deutlich. In Amerika profitiert unsere Branche immer noch stark von Inflation Reduction Act. Auch Brasilien und Südamerika laufen gut.

Was passiert, wenn Trump die Wahl gewinnt – fließt das Geld dann immer noch?

Davon gehen wir aus. Der Inflation Reduction Act ist ein beschlossenes Gesetz. Wir rechnen damit, dass der Höhepunkt der Ausgaben erst 2028 erreicht werden wird. Bauprojekte haben eine längere Vorbereitungszeit.

Und Russland? Wenn der Markt so groß ist, wer liefert denn dort jetzt Straßenbaumaschinen?

Chinesische Hersteller.

In Deutschland sieht man noch keine chinesischen Baufahrzeuge. Wird das so bleiben?

Kaum. Wenn die Chinesen in ihrem Heimatmarkt ihre Kapazitäten nicht auslasten können, werden sie sich nach neuen Märkten umschauen. Wir gehen davon aus, dass sie auch nach Europa und Deutschland kommen. Das kann man zwar noch nicht sehen, aber wenn Sie beobachten, wie die auf Messen agieren und Personal suchen, wird die Stoßrichtung schnell klar.

Sind die Chinesen denn stark?

Wir werden sie gewiss nicht unterschätzen. Die haben ganz andere Rahmenbedingungen für ihre Produktion.



Volker Knickel, Vorstandsvorsitzender der Wirtgen Group

Foto Alex Schellert

„Mit Kaltrecycling könnten wir bis zu 60 Prozent Kosten und Treibhausgase sparen“

Immer mehr Städte fordern alternative Antriebe für Straßenbaumaschinen.

Wirtgen werde liefern, sagt Volker Knickel.

Den Aufwand für die Entwicklung alternativer Antriebe sieht der Chef des weltgrößten Straßenbaummaschinenherstellers trotzdem kritisch. Beim Material sei das Sparpotential deutlich größer.

Sie werden anders als die Autohersteller kaum politischen Schutz erwarten können. So ist das. Wer in Europa produziert, muss viele Auflagen einhalten, wozu nach Europa importiert, deutlich weniger.

Was uns direkt nach Deutschland führt. Wie wichtig ist der Markt denn noch für Wirtgen?

Wir erwirtschaften hier rund 10 Prozent der Erlöse, alles andere im Export.

Kaum etwas regt die Menschen hier so auf wie die marode Infrastruktur. Liegt der schleppende Ausbau denn auch an den Maschinen?

Nein, Sie können welche bekommen, wenn Sie sie brauchen.

Sie produzieren überwiegend in Deutschland. Viele Unternehmen klagen über Standortmachteile. Wie sehen Sie das?

Wir regen uns normalerweise nicht so sehr auf. Aber ein paar Dinge sind auch für uns relevant, die Regelungsflut zum Beispiel. Es bringt einen schon ins Stauen, was da gefühlt jede Woche um die Ecke kommt. Das ist teilweise praxisfremd und lähmt mitunter die Geschäfte. Von den Energiepreisen sind wir weniger betroffen, zudem haben wir hier gut ausgebildete Arbeitskräfte. Was mich wie gesagt am meisten stört, ist die Ungleichheit: Von der Regelungsflut sind oft nur Unternehmen betroffen, die hier produzieren, nicht importieren.

Die Industrie in Deutschland soll klimaneutral werden. Wie machen Sie das? Auch mit Elektroantrieben?

Die Klimaneutralität ist ein Riesenthema in unserem Geschäft, überall in der Welt. Wir haben in der Tat schon elektrifizierte Maschinen, etwa kleine Walzen. Wir arbeiten zudem an Hochvoltmaschinen und schauen, wie man Wasserstoff für Brenner in Asphaltmischanlagen – wir haben zwei davon in Skandinavien im Einsatz – und für Verbrennungsmotoren einsetzen kann. Nicht, weil es der Kö-

nigsweg zur Reduktion von Treibhausgasen ist, sondern weil immer mehr Städte solche Antriebe bei Ausschreibungen bevorzugen. Wir liefern das, was unsere Kunden brauchen.

Was wäre denn der Königsweg?

Unsere Motoren sind schon heute alle für alternative Treibstoffe ausgelegt. Statt eine Menge Geld und Ressourcen in die Entwicklung von alternativen Antrieben zu stecken, könnten wir synthetisch erzeugten Treibstoff aus pflanzlichen Rest- und Abfallstoffen nutzen, sogenanntes HVO. Das ist schon jetzt möglich. Das wäre billig, die Umwelt würde schnell entlastet. Wenn sich die Politik auf HVO einigen würde, wären wir im Prinzip durch.

Diesel aus Abfallstoffen ist immer noch teuer, und es fehlt die Infrastruktur ...

Wenn die Produktion hochgefahren würde, wären die Preise annähernd vergleichbar. So stecken wir eine Menge Geld in die Entwicklung alternativer Antriebe. Beim Bau einer Straße sind die Maschinen aber nur für 8 bis 10 Prozent der Treibhausgase verantwortlich. Ein sehr geringer Teil also. Das Geld, das Sie dafür einsetzen, steht in keinem Verhältnis zum Ergebnis. Der allergrößte Teil der Emission entsteht beim Material, etwa wenn Sie Asphalt erzeugen. Mit der Batterie können Sie also 10 Prozent der Emissionen einsparen, beim Material sind bis zu 70 Prozent möglich. Da wäre das Geld viel besser eingesetzt.

Zement und Beton werden nur dann klimaneutral, wenn die Hersteller das bei der Produktion anfallende CO₂ auffangen und speichern. Auch das ist sehr teuer.

Es gibt Wege. Zum einen können wir schlicht präziser bauen und damit weniger Material verbrauchen. Digitalisierung und Automatisierung sind schon jetzt ein großes Thema auch im Straßenbau. Zum anderen bietet das Asphalt-Recycling in

Deutschland enorme Chancen. Ein Ansatz ist es, den Recyclinganteil des Asphalts, der aus Mischanlagen kommt, noch deutlich zu erhöhen. Aber auch temperaturabgesenkter Asphalt wird zur Lösung beitragen. Zudem bieten innovative Verfahren wie das Kaltrecycling enorme Chancen. Das wird in Deutschland bis dato aber kaum genutzt.

Was bedeutet kalt recyceln?

Wenn Sie eine Straße sanieren, wird das abgefräste Material nicht abtransportiert, sondern vor Ort aufgearbeitet und wiederverwertet.

Das funktioniert?

In Frankreich, China und Amerika werden auf diese Weise schon Millionen Quadratmeter Straße im Jahr saniert. Die Brasilianer haben so mit unseren Maschinen den Ayrton Senna Highway in São Paulo saniert, in Dänemark ist das Verfahren schon als Regelbauweise anerkannt. Damit sparen Sie bis zu 60 Prozent der Treibhausgase und bis zu 60 Prozent der Kosten. Sie müssen das Material erst gar nicht in die Mischanlage fahren.

Funktioniert aber nur bei der Sanierung ...

Ja, aber das sind nahezu 80 Prozent aller Straßenbauvorhaben.

Wieso wird das Verfahren dann in Deutschland nicht genutzt?

Bis in Deutschland etwas zur Regelbauweise erklärt wird, kann es bis zu 20 Jahre dauern. Wir testen und prüfen sehr lange.

Also ist es verboten?

Das nicht. Öffentliche Auftraggeber können von der Regelbauweise abweichen, das ist aber deren Risiko, und deshalb machen es die meisten nicht. Wir bräuchten auch hier mehr Entrepreneurie.

Gibt es denn Qualitätsprobleme?

Nein. Sie müssen den Belag für jede Straße designen, also schauen, was da vorher genutzt wurde und wie es aufzuarbeiten ist, das schon. Wenn Sie das richtig machen, halten die Straßen sehr lang. Wie gesagt, das Verfahren setzt sich überall auf der Welt durch.

Das Gespräch führte **Bernd Freytag**.

Von John Deere zu Wirtgen

Die Wirtgen-Gruppe aus dem rheinland-pfälzischen Windhagen versteht sich mit mehr als 9000 Beschäftigten als weltgrößter Hersteller von Straßenbaumaschinen. Das Gros der Walzen, Asphaltmaschinen, Kaltfräsen, Brecher und Straßenfertiger fertigt die Gruppe in Deutschland unter ihren Marken Vögele, Hamm, Kleemann und Benninghoven. Seit 2017 gehört der Maschinenbauer zu John Deere. Der amerikanische Landmaschinenriese hat das Unternehmen von der Eigentümerfamilie Wirtgen für 4,4 Milliarden Euro in bar gekauft. Von John Deere kommt auch Volker Knickel, seit Ende 2021 Vorstandsvorsitzender von Wirtgen. Der 58 Jahre alte promovierte Maschinenbauingenieur war zuvor unter anderem Leiter des Mannheimer John-Deere-Werkes.

MENSCHEN UND WIRTSCHAFT

Der Mann hinter dem IT-Debakel

George Kurtz leitet CrowdStrike. Das IT-Sicherheitsunternehmen stürzte mit einem fehlerhaften Update in der vergangenen Woche die Welt ins Chaos. Es ist nicht die erste große IT-Panne für den Hobbyrennfahrer.

Vor zwei Wochen war die Welt von George Kurtz noch in Ordnung. Kurtz war in einem Börsenpodcast zu Gast, der Moderator begrüßte ihn als Vorstandsvorsitzenden des IT-Sicherheitsunternehmens CrowdStrike – der „heißesten Aktie an der Wall Street nach Nvidia“. CrowdStrike hat zu diesem Zeitpunkt eine Marktkapitalisierung von 94 Milliarden Dollar, ist eines der renommiertesten Cybersicherheitsunternehmen der Welt und hat sich an der Börse 2024 prächtig entwickelt. „Wir haben einen echten Lauf“, sagte Kurtz mit einem Lächeln auf den Lippen.

Dieser Lauf ist seit dem 19. Juli offiziell beendet, auch das Lächeln ist inzwischen verschwunden. Kurtz sah in Fernsehinterviews am vergangenen Wochenende aus, als hätte er wenig geschlafen. Kein Wunder: In den frühen Morgenstunden verschickte CrowdStrike am Freitag ein Update für Windows-Geräte, das einen Softwarefehler enthielt. Der sorgte dafür, dass auf der ganzen Welt 8,5 Millionen Windows-Geräte mit der CrowdStrike-Software nicht mehr hochfahren konnten. Die Folgen waren immens: An vielen Orten schränkten Flughäfen den Betrieb ein, verschoben Kliniken Operationen, setzten Unternehmen kurzzeitig die Produktion aus, konnten Fernsehsender nicht senden.

Kurtz entschuldigte sich später am Freitag bei seinen Kunden für den Vorfall und betonte, dass es sich nicht um einen Cyberangriff gehandelt habe. „Das Problem wurde identifiziert und isoliert, und eine Lösung wurde bereitgestellt“, teilte Kurtz mit. Die betroffenen Geräte mussten allerdings händisch repariert werden, die Erholung von dem Ausfall verlief dementsprechend schleppend. Inzwischen hat CrowdStrike eine schnellere Lösung für den Softwarefehler angekündigt. An der Börse verlor die zuvor so hoch gehandelte Aktie in den vergangenen Tagen dennoch deutlich zweistellig an Wert. Darunter leidet auch das persönliche Vermögen des Gründers, der 5 Prozent am Unternehmen halten soll und als Milliardär gilt.

Kurtz ist ein Veteran der Cybersicherheitsbranche – und hat mit Vorfällen wie am Freitag durchaus schon Erfahrung. Er studierte Buchhaltung und arbeitete nach dem Studium zunächst als Buchhalter beim Steuerprüfer PwC (damals noch Price Waterhouse). 1999 schrieb er mit zwei Ko-Autoren das Buch „Hacking Exposed“. Der Ratgeber für Netzwerkadministratoren verkaufte sich mehr als 600.000-mal und wurde in mehr als 30 Sprachen übersetzt. Wenig später gründete Kurtz mit Foundstone sein erstes Anti-Viren-Software-Unternehmen, 2004 übernahm der Konkurrent McAfee das Unternehmen für 86 Millionen Dollar. Bei McAfee machte Kurtz schnell Karriere, arbeitete sich 2009 zum Technikchef des Unternehmens hoch.

In diese Zeit fiel ein Vorfall, der dem vom vergangenen Freitag stark ähnelt. McAfee aktualisierte im April 2010 die Software, die seine Unternehmenskunden nutzten. Das Update sorgte allerdings dafür, dass McAfee versehentlich eine wichtige Windows-Datei als Virus erkannte und löschte, sodass Millionen betroffene Computer abstürzten und wiederholt neu starteten. Auch damals mussten Techniker die Geräte manuell reparieren.

Dabei wollte Kurtz mit CrowdStrike eigentlich vieles besser machen als McAfee. In einem Interview mit dem US-Medium „Forbes“ aus dem Jahr 2020 erinnerte sich der Manager an einen Flug, auf dem ein anderer Passagier 15 Minuten gebraucht habe, um die Software von McAfee auf seinen Laptop zu laden. „Der Typ unterhielt sich mit dem Flugbegleiter, er las seine Zeitung und machte all diese Dinge, während die Software vor sich hin brumpte“, sagte Kurtz „Forbes“. Er habe daneben gegessen und gedacht: „O mein Gott. Ich bin der Technikchef dieses Unternehmens, das ist ja schrecklich.“

Mit CrowdStrike wählten Kurtz und sein Mitgründer Dmitri Alperovitch ab 2011 dann tatsächlich einen frischen Ansatz. Früh erkannten sie die Vorzüge der Cloud und verlagerten einen großen Teil



George Kurtz

Foto CrowdStrike

der Rechenarbeit ihrer Software dorthin. So sollten Kundensysteme entlastet werden. Außerdem verschob CrowdStrike die Arbeit seiner Sicherheitssoftware näher an den Beginn möglicher Hackerangriffe. Traditionelle Anti-Viren-Programme erkannten Viren und Schadsoftware, sobald sie in einem System waren, und entfernten sie daraufhin. Software wie die von CrowdStrike soll mögliche Angreifer schon erkennen, bevor sie Schaden anrichten, und ganz aus dem System heraushalten.

Morgen in Natur und Wissenschaft



Fake-News entlarven
Warnhinweise zu Falschnachrichten reichen nicht aus in sozialen Medien. Es muss schon erklärt werden, was und warum es falsch ist, was da steht, sagen Gießener Forscher.

Der Doktorvater in allen Ehren
Auch als Althistoriker argumentierte Jürgen Busche unbeirrbar eigensinnig

Ressentiments und Ränkespiele
Die Folgen der negativen Gutachterkultur in den Geisteswissenschaften

Mit dieser Idee wuchs CrowdStrike rasant. Wie renommiert das Unternehmen war, zeigte sich unter anderem im Jahr 2016, als die Demokratische Partei und ihre damalige Präsidentschaftskandidatin Hillary Clinton in den Vereinigten Staaten CrowdStrike damit beauftragten, die Veröffentlichung interner E-Mails zu untersuchen. CrowdStrike fand damals heraus, dass zwei staatlich unterstützte russische Hackergruppen hinter den Lecks steckten.

Neben seiner Tätigkeit als Vorstandsvorsitzender ist Kurtz ein mehr als passabler Autorennfahrer. Seit 2016 fährt der 59-Jährige in Amateurrennen mit. Im vergangenen Jahr gewann er beispielsweise zusammen mit seinem Ko-Fahrer Colin Braun in der „GT World Challenge“ als Fahrer und mit seinem von CrowdStrike gesponserten Team eine internationale Rennserie. 2023 holte er den Sieg im Vier-Stunden-Rennen von Sepang, in diesem Jahr siegte er unter anderem im Vier-Stunden-Rennen von Abu Dhabi. Zudem ist Kurtz der „offizielle Cybersicherheitspartner“ des Mercedes-AMG-Formel-1-Teams. Im Internet spotteten einige betroffene Systemadministratoren, dass sich CrowdStrike doch lieber auf Sicherheitsüberprüfungen seiner Updates konzentrieren sollte als auf seine Sportsponsoring. (Siehe Finanzen Seite 23.)

MAXIMILIAN SACHSE

Mehr Frauen in den Chefetagen der Bahn

Quote soll bis 2035 auf 40 Prozent steigen

FRANKFURT. Nachdem die Deutsche Bahn ein halbes Jahr vorzeitig ihr Ziel von 30 Prozent Frauen in Führungspositionen erreicht hat, setzt sich das Management ein nächstes Etappenziel: Bis Ende 2035 soll der Frauenanteil in den leitenden Positionen des Staatskonzerns auf 40 Prozent steigen. Das sagte Bahnpersonalvorstand Martin Seiler am Montag in Berlin. Im Vorstand der Bahn sind derzeit drei der acht Posten weiblich besetzt, auf der ersten und zweiten Führungsebene darunter sind es den Angaben zufolge derzeit jeweils rund 30 Prozent. Barbara Lutz von der Initiative Frauen-Karriere-Index lobte das Bahnmanagement für seine Bemühungen und nannte das neue Ziel „ehrgeizig“. Die Bahn habe ihren Frauenanteil im Management überdurchschnittlich gesteigert, in anderen Unternehmen mit vielen technischen Berufen liege der Frauenanteil meist nur zwischen 12 und 18 Prozent.

Die Bahn will in Sachen Gleichberechtigung als Staatsunternehmen mit gutem Beispiel vorangehen. Tatsächlich liegt der Frauenanteil im Bahnvorstand auch höher als in den Chefetagen der großen deutschen börsennotierten Unternehmen. Dort liegt der Frauenanteil in den Vorstandsgremien derzeit erst bei 19,3 Prozent, wie eine aktuelle Auszählung der Organisation „Frauen in der Aufsichtsräte“ (Fidar) ergab, die dafür die Vorstandsgremien von 180 Konzernen unter die Lupe genommen hat. Für öffentliche Unternehmen und Unternehmen mit Mehrheitsbeteiligung des Bundes gelten gesetzlich auch strengere Vorschriften. So verpflichtet das Gesetz bestimmte private Großunternehmen dazu, dass mindestens eine Frau in der obersten Managementetage vertreten ist, sobald das Vorstandsgremium aus mindestens vier Mitgliedern besteht. In

öffentlichen Unternehmen gilt diese Mindestbeteiligung von einer Frau schon von drei Mitgliedern an.

Die Bahn will ihren Frauenanteil auch insgesamt weiter erhöhen. Von den rund 235.000 Mitarbeitenden sind 56.000 Frauen. In typischen Eisenbahner-Berufen wie Lokführer und Instandhalter arbeiten nach wie vor überwiegend Männer. Über Kooperationen mit Schulen und Hochschulen sollen Frauen verstärkt für einen Einstieg in Technikerberufe angesprochen werden. Frauen würden zudem über spezielle Mentoringprogramme gefördert, sagte Bahnvorstand Seiler. Alle Stellen schreibe die Bahn grundsätzlich mit der Möglichkeit zur Teilzeit aus. Auch die Möglichkeiten für das mobile Arbeiten seien attraktiv. Die Bahn biete viele „lebensphasenorientierte Arbeitszeitmodelle“.

Laut der Initiative Frauen-Karriere-Index macht sich bei der Bahn bemerkbar, dass die Frauenförderung im Bahnvorstand „stark verankert“ sei. Im vergangenen Jahr hatte allerdings auch in der Öffentlichkeit für Empörung gesorgt, dass der Bahnaufsichtsrat die Auszahlung von Millionenboni an den Vorstand trotz grassierender Unpünktlichkeit der Züge genehmigt hat mit dem Argument, der Vorstand habe andere Ziele – wie etwa die Frauenförderung – übererfüllt. Auf Nachfrage verteidigte Seiler den Umstand, dass der Fortschritt in der Frauenförderung in die Bewertung der Gesamtzieleerreichung des Managements einfließe. Der Aufsichtsrat signalisiere damit, wie wichtig ihm Frauenförderung sei. Die Linkspartei forderte am Montag indes, dass Bahnvorstände künftig grundsätzlich keine Boni mehr bekommen sollen, solange weniger als 80 Prozent der Züge pünktlich sind. Im ersten Halbjahr 2024 lag die Fernverkehrsquote bei 62,7 Prozent.



Immer noch selten: Frauen in der höchsten Führungsetage

Foto Lucas Bäuml

Kurze Meldungen

US-Aufsicht prüft Stellantis

Die US-Aufsichtsbehörde NHTSA nimmt Fahrzeuge von Stellantis wegen Problemen mit dem Motor ins Visier. Dabei geht es um Pick-up-Trucks der Marke RAM und SUVs vom Typ Jeep Wagoneer der Modelljahre 2022, teilte die Behörde am Montag mit. Insgesamt seien etwa 150.000 Autos betroffen. Es seien ungefähr 80 Beschwerden eingegangen, wonach der Motor bei niedrigen Geschwindigkeiten ausgegangen sei. Bei der vorläufigen Prüfung gehe es darum, Ausmaß, Häufigkeit und Gründe für das Problem und mögliche Konsequenzen zu ermitteln. Reuters

CSG erhöht Angebot

Das private tschechische Verteidigungsunternehmen Czechoslovak Group (CSG) hat seine Übernahmeofferte für das Munitionsgeschäft von Vista Outdoor aufgebessert. Das Angebot bewertet die Sparte des amerikanischen Herstellers von Sport- und Outdoorartikeln nun mit 2,15 Milliarden Dollar, wie Vista Outdoor am Montag mitteilte. Damit erhöhe die CSG ihre vorherige Offerte für die Kinetic Group um 50 Millionen Dollar. Vista hatte im Oktober angekündigt, seine Sportartikelsparte abzuspalten und diese für mehr als 1,91 Milliarden Dollar an die CSG verkaufen zu wollen. Der tschechische Waffenproduzent Colt CZ, der 2021 die traditionsreiche amerikanische Waffenmarke Colt übernommen und sich in der Folge umbenannt hatte, hatte im November ebenfalls ein Angebot vorgelegt. Reuters

VW will Kosten senken

Volkswagen will zusammen mit seinem chinesischen Partner Xpeng mit einer neuen Plattform für Elektroautos die Kosten deutlich senken. Die beiden Unternehmen unterzeichneten dazu ein Abkommen und brachten zwei gemeinsame Entwicklungszentren auf den Weg, wie VW am Montag mitgeteilt hat. Schon von 2026 an sollen alle in China gebauten Autos von VW auf der elektronischen Plattform CEA ba-

sieren, die mit deutlich weniger Steuergeräten auskomme und deswegen deutliche Einsparungen verspreche. VW-China-Chef Ralf Brandstätter sprach von einem „Meilenstein“ in der „China for China“-Strategie des Konzerns. Es handle sich um einen wichtigen Schritt im Wandel zu einem führenden Anbieter von intelligenten, vernetzten Fahrzeugen. Reuters

Freetnet braucht neuen Chef

Das Telekomunternehmen Freetnet braucht einen neuen Chef. Der derzeit amtierende Vorstandsvorsitzende Christoph Vilanek habe den Personalausschuss des Aufsichtsrats der Gesellschaft darüber informiert, dass er für eine Verlängerung seiner Amtszeit nicht zur Verfügung stehe, teilte das Unternehmen am Sonntagabend in Büdelsdorf mit. Er beabsichtige, zum Ende seiner Amtszeit, die vertragsgemäß frühestens am 31. Dezember 2025 endet, aus dem Vorstand der Gesellschaft auszuscheiden. „Der Aufsichtsrat wird den Such- und Auswahlprozess für einen geeigneten Nachfolger kurzfristig initiieren“, hieß es. dpa

Verizons Umsatz enttäuscht

Mit flexiblen Kombiangeboten hat Verizon den Kundenschwund vorerst gestoppt. Im abgelaufenen Quartal sei die Zahl der Vertragskunden um 148.000 gestiegen, teilte der US-Mobilfunkanbieter am Montag mit. Analysten hätten lediglich mit knapp 128.000 gerechnet, nachdem das Unternehmen zum Jahresauftakt noch 68.000 Nutzer verloren hatte. Allerdings blieb der Umsatz mit 32,8 Milliarden Dollar hinter der Markterwartung von 33,1 Milliarden Dollar zurück. Daher fiel die Aktie im vorbörslichen Handel an der Wall Street um etwa ein Prozent. Da die Mobilfunkgebühren von Verizon üblicherweise über denen der Konkurrenten AT&T und T-Mobile liegen, bietet das Unternehmen „myPlan“ an: Kunden bezahlen nur für die Dienste, die sie nutzen. Sie können auch vergünstigte Zugänge zu Streaming-Angeboten wie von Netflix oder Disney+ hinzubuchen. Reuters

Tae-won Chey zweifelt an der Zukunft von Nvidia

Wenn Tae-won Chey nach Amerika reist, trifft er die ganz Großen der Techbranche. Microsoft-Chef Satya Nadella, Andrew Jessy von Amazon, Sam Altman von Open AI und Pat Gelsinger von Intel nahmen sich Zeit, als der Chef und wichtigste Eigentümer des südkoreanischen Riesenkonglomerats SK Group Ende Juni die großen amerikanischen Technologiestandorte besuchte, um mit ihnen, den Techchefs, über die Zukunft der Künstlichen Intelligenz (KI) zu diskutieren. Schließlich zählt zum Imperium von Chey unter anderem der zweitgrößte Speicherchiphersteller der Welt, SK Hynix, der mit seinen besonders leistungsstarken Breitbandspeichern (HBM) einen der wichtigsten Bausteine für die Technologien hinter der KI herstellt. Vor allem durch seine Rolle als einziger Zulieferer dieser Komponenten für den KI-Überflieger Nvidia ist SK Hynix zuletzt berühmt und selbst zum Börsenstar geworden. Innerhalb eines Jahres hat sich der Aktienkurs mehr als verdoppelt.

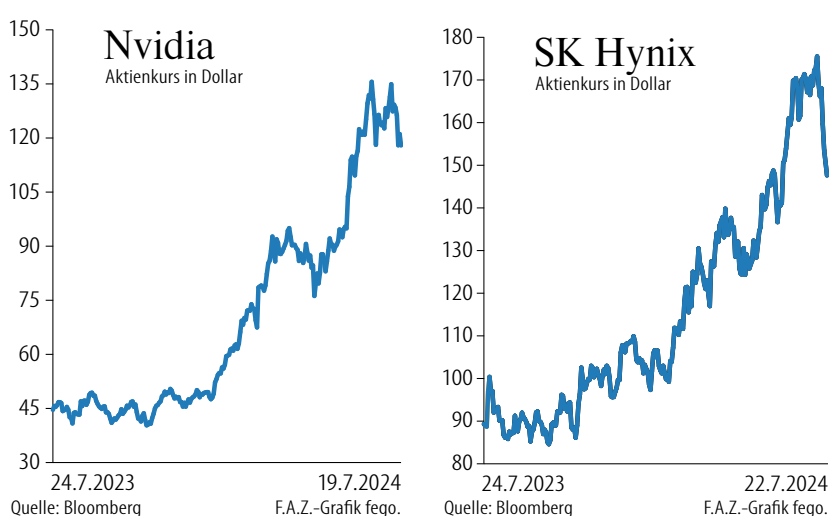
Da macht es hellhörig, wenn SK-Chef Chey nun auf einmal über einen möglichen Zusammenbruch von Nvidia sinniert. Auf einer Tagung der koreanischen Industrie- und Handelskammer warnte Chey laut der Zeitung „Korea Times“ vor der rasant wachsenden Konkurrenz, vor allem durch die großen amerikanischen Technologiekonzerne. Microsoft, Google und Amazon würden allesamt ihre eigenen Chips produzieren. Sie könnten aufhören, Nvidia-Produkte zu benutzen, wenn sie die Vorteile und die Kosten gegeneinander abwägen, sagte Chey demnach. „Wenn AMD, Arm und andere Wettbewerber von Nvidia hochwertige Chips zu niedrigeren Preisen verkaufen, könnte das Geschäftsmodell von Nvidia auseinanderfallen.“

SK Hynix ist nach dem ebenfalls südkoreanischen Konzern Samsung Electronics der zweitgrößte Hersteller von Speicherchips auf der Welt. In der Produktion von besonders leistungsfähigen HBM-Chips ist er dem Branchenprimus voraus und war lange Zeit der einzige Hersteller, der Nvidia mit diesen wichtigen Bauteilen der KI-Technologie versorgt hat. Inzwischen schaut sich der Konzern aus Kalifornien aber nach weiteren Zulieferern um und



Tae-won Chey

Foto Bloomberg



testet unter anderem die neu entwickelten Chips von Samsung.

Chey sieht aber nicht nur die wachsende Konkurrenz als Problem für Nvidia. Auch müsse die Branche die vielen Verheißungen der KI erst einmal zu funktionierenden Geschäftsmodellen machen. Wenn es der Branche nicht gelinge, die KI ausreichend profitabel zu machen, könnte Nvidia innerhalb weniger Jahre seine dominante Position am Markt verlieren, sagte Chey auf der Veranstaltung, die auf der südkoreanischen Insel Jeju stattfand. Die aktuelle Goldgräberstimmung rund um die KI verglich er mit dem historischen Goldrausch in Amerika. Nvidia verglich er dabei mit den Verkäufern von Pickeläxten und Jeanshosen. Das Unternehmen werde seine Führungsposition sicher noch drei Jahre oder mehr halten können. „Aber als kein Gold mehr da war, konnten die Verkäufer auch keine Pickeläxte mehr verkaufen“, sagte Chey. „Wenn sie kein Geld verdienen, kann der KI-Boom auch schnell wieder verschwinden, wie auch der Goldrausch irgendwann wieder vorbei war.“

Derzeit ist die Nachfrage nach den Breitbandspeicherchips allerdings riesig, weil etliche Technologiekonzerne sie zum Ausbau ihrer KI-Aktivitäten benötigen. SK Hynix hatte schon im Mai bekannt gegeben, dass seine HBM-Chips für dieses Jahr ausverkauft seien, ebenso der amerikanische Wettbewerber Micron. Am Donnerstag legt SK Hynix seine Geschäftszahlen für das zweite Quartal vor.

Chey deutete auf der Tagung auf Jeju an, dass die Gespräche auf seiner Amerika-reise für eine weiterhin hohe Nachfrage sprächen. „Die großen amerikanischen Technologiekonzerne zeigen eine Nachfrage nach KI-Rechenzentren, die mit unseren Halbleitern ausgestattet sind, und nach Energielösungen dafür“, sagte Chey. Die Chips, die für KI-Anwendungen nötig sind, verbrauchen bislang ausgesprochen viel Energie und müssen aufwendig gekühlt werden, was in der Branche als Hemmschuh für das weitere Wachstum der Künstlichen Intelligenz gilt. „Obwohl wir nicht alle Komponenten für solche KI-Rechenzentren liefern können, ist es trotzdem unsere Aufgabe, solche Rechenzentren mit unseren Technologien und Materialien effizienter zu machen“, sagte Chey. kann.

Pflegerkräfte galten in Deutschland lange als unterbezahlt, vor allem Fachkräfte in der Altenpflege. Allerdings sind die Löhne in kaum einem anderen Berufsfeld in den vergangenen Jahren stärker gestiegen als dort. Das weist der neue Entgeltatlas der Bundesagentur für Arbeit aus: Der mittlere Monatslohn von Vollzeitbeschäftigten aller Berufe ist demnach seit 2015 um insgesamt 23 Prozent auf 3796 Euro gestiegen. Der mittlere Vollzeitlohn von Fachkräften in der Altenpflege hat sich seither aber um 53 Prozent auf 3901 Euro erhöht.

Nicht einmal die Löhne von Hotelfachkräften, die aufgrund von Personalmangel seit einiger Zeit ebenfalls deutlich steigen, haben einen solchen Sprung gemacht. Für sie weist der Entgeltatlas seit 2015 einen Anstieg des mittleren Lohns um 39 Prozent auf 2740 Euro aus. Grundlage der Daten ist die jährliche Entgeltstatistik, die sich auf die Sozialversicherungsmeldungen der Arbeitgeber stützt. Sie hat ein viel breiteres Fundament als übliche Statistiken, die auf Umfragen basieren. Die neue Ausgabe liefert Daten für Ende 2023.

Der Bundesverband der privaten Pflegeanbieter BPA wertete die Ergebnisse als Beleg dafür, „dass man in der Altenpflege einen sicheren und einen gut bezahlten Job hat“, wie Verbandspräsident Rainer Brüderle sagte. Seit rund zehn Jahren sei ein überdurchschnittlicher Lohnanstieg in der Altenpflege zu verzeichnen. 2015 habe der mittlere Monatslohn einer Fachkraft dort noch 527 Euro unter dem Vergleichswert aller Vollzeitbeschäftigten gelegen.

Zieht man nicht nur Pflegefachkräfte, sondern alle Pflegekräfte zum Vergleich heran, sieht es für dieses Berufsfeld indes noch nicht ganz so günstig aus: Der Mittelwert für alle Qualifikationsstufen der Altenpflege lag zuletzt bei 3570 Euro, also knapp 240 Euro unter dem für alle Berufe. Dies liegt aber nicht etwa an einer niedrigen Entlohnung von Hilfskräften. Diese erreichen in der Pflege mit 2906 Euro fast 200 Euro mehr als Hilfskräfte anderswo – und nebenbei mehr als Fachkräfte der Hotellerie. Der Rückstand der Pflege in diesem Vergleich rührt vielmehr daher, dass die Gehaltsvorteile von Spezialisten und Experten oberhalb des Fachkraftniveaus in anderen Branchen größer sind als dort.

Die Auswertung der Bundesagentur ist indes weitaus breiter angelegt. Stark überdurchschnittliche Steigerungen des mittleren Vollzeitlohns im Zeitraum seit 2015 zeigt sie beispielsweise auch für Reinigungsberufe (plus 37 Prozent auf 2422



Galten lange als unterbezahlt: Fachkräfte in der Altenpflege

Foto ddp

Lohnschub für Pflegekräfte

Fachkräfte für Altenpflege verdienen heute gut 50 Prozent mehr als 2015. Im Durchschnitt aller Berufe gab es ein Plus von 23 Prozent.

Von Dietrich Creutzburg, Berlin

Euro) und für Berufe des Wach- und Sicherheitsgewerbes (plus 34 Prozent auf 3342 Euro). Unterdurchschnittlich haben sich hingegen die mittleren Entgelte von Lehrkräften an allgemeinbildenden Schulen entwickelt (plus 10 Prozent auf 5098 Euro) sowie beispielsweise die Entgelte im Bereich Maschinen- und Fahrzeugtechnik (plus 18 Prozent auf 4033 Euro).

Jenseits davon weist die Statistik der Bundesagentur aus, wie sich der Anteil der Beschäftigten im sogenannten unteren Entgeltbereich entwickelt. Angelehnt an internationale Definitionen, wird dazu die Gruppe derjenigen Vollzeitbeschäftigten betrachtet, die weniger als zwei Drittel des allgemeinen Mittelwerts erreicht. Ende 2023 machte diese Gruppe den Daten zufolge 15,3 Prozent aller Vollzeitbeschäftigten aus. Das waren 1,2 Prozentpunkte we-

niger als zwölf Monate zuvor. Der obere Schwellenwert dieses unteren Entgeltbereichs lag Ende 2023 bei 2530 Euro und damit 99 Euro höher als ein Jahr zuvor.

Besonders im längerfristigen Vergleich ist der Niedriglohnssektor erheblich geschrumpft. Ende 2011 machte er noch 21,1 Prozent aus, Ende 2015 noch 20,2 Prozent. Ein wichtiger Grund für diesen Rückgang dürfte der gesetzliche Mindestlohn sein, der 2015 mit 8,50 Euro je Stunde eingeführt wurde und heute 12,41 Euro beträgt. Das ist ein Anstieg um 46 Prozent. Grundsätzlich kann der sinkende Anteil des unteren Entgeltbereichs allerdings zwei Ursachen haben: Neben überdurchschnittlichen Lohnsteigerungen könnte auch ein abgeschwächtes Angebot an Arbeitsplätzen in diesem Segment dazu beigetragen haben.

EU-Verbraucherschützer prüfen Meta-Bezahlmodell

Nutzer von Facebook und Instagram betroffen

dpa-AFX. PARIS/BRÜSSEL. Europäische Verbraucherschutzbehörden nehmen die Einführung eines neuen Bezahlmodells beim US-Internetkonzern Meta kritisch unter die Lupe. Meta habe seine Nutzer auf Facebook und Instagram möglicherweise nicht wahrheitsgetreu, klar und ausreichend über das Modell informiert, lautet die Einschätzung der Behörden. Hintergrund ist, dass Meta 2023 seine Nutzerinnen und Nutzer vor die Wahl gestellt hatte, für Facebook und Instagram entweder zu bezahlen oder einzuwilligen, dass ihre Daten für personalisierte Werbung genutzt werden, wie die EU-Kommission mitteilte.

Die Behörden prüfen laut Mitteilung unter anderem, ob Meta irreführende oder aggressive Praktiken genutzt haben könnte. Verbraucher seien möglicherweise unangemessenem Druck ausgesetzt gewesen, „rasch zwischen den

beiden Modellen zu wählen, da sie befürchten, den Zugang zu ihren Konten und ihrem Kontaktnetz sofort zu verlieren“. Fraglich sei zudem, ob die Verbraucher durch die bereitgestellten Informationen in der Lage waren zu verstehen, wie sich ihre Entscheidung auf ihre Rechte auswirkt.

Die Verbraucherschutzbehörden haben ein Schreiben über das sogenannte Netzwerk für die Zusammenarbeit im Verbraucherschutz (CPC-Netz) an Meta geschickt. Die EU-Kommission koordiniert die Arbeit in solchen grenzüberschreitenden Fällen. Die europäische Verbraucherschutzorganisation BEUC begrüßte das Vorgehen der Behörden. Laut EU-Kommission könnten Nutzerinnen und Nutzer durch das Wort „kostenlos“ in die Irre geführt worden sein, obwohl Meta ihre Daten für personalisierte Werbung nutze und somit Geld einnehme.

Miese Stimmung in der Chemie

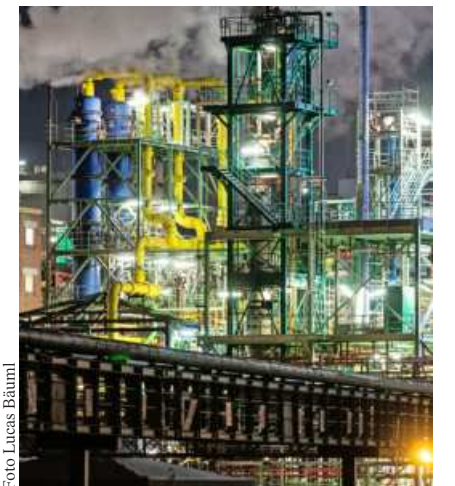
Ifo-Institut: Der Aufwärtstrend ist unterbrochen

dpa. MÜNCHEN. Die Stimmung in der Chemieindustrie hat sich nach einer mehrmonatigen Erholungsphase wieder eingetrübt. Im Juni fiel der vom Münchner Ifo-Institut erhobene Geschäftsklimaindex für die Branche um 9,4 auf minus 4,5 Punkte. „Der Aufwärtstrend in der deutschen Chemiebranche ist somit unterbrochen“, sagte Ifo-Fachfrau Anna Wolf.

In den vier Monaten zuvor war es jeweils nach oben gegangen, bis der Index im Mai zum ersten Mal seit rund zwei Jahren wieder in den positiven Bereich geklettert war. Doch die Zuversicht ist verschwunden: Die Nachfrage sei wieder zurückgegangen, der Auftragsbestand im Juni „von einem ohnehin sehr niedrigen Niveau regelrecht eingebrochen“, hieß es von Ifo. „Die Unternehmen haben ihre Produktion verringert und planen für die nächsten Monate mit weniger Personal.“

Die Chemie sei allerdings nicht das einzige Sorgenkind der deutschen

Wirtschaft, betonte Wolf. „Der sinkende Auftragsbestand bereitet dem verarbeitenden Gewerbe insgesamt Kopfzerbrechen.“



Der Industriepark Höchst in Frankfurt



Innovation macht Schule

Unternehmen gesucht!

Inspirierend – trendy – neu: Zukunftsperspektiven für Organisationen zu entwickeln ist eine wichtige Fähigkeit. Wie werden neue Produkte generiert? Welche Dienstleistungen entstehen durch das Denken abseits des Bekannten?

Werden Sie Partner eines bundesweiten Schulprojekts, und rufen Sie einen Innovationspreis aus! Gemeinsam mit der Frankfurter Allgemeinen Zeitung fördern Sie nicht nur die Medienkompetenz von Schülerinnen und Schülern. Sie wecken auch den Unternehmertegeist. Entwickeln Sie im Rahmen von Kreativworkshops gemeinsam Ideen, und finden Sie heraus, was die Zukunft von morgen will.

Als F.A.Z. unterstützen wir Sie mit unserer langjährigen Erfahrung:

- ☑ Über 40 Jahre Bildungskompetenz der F.A.Z.
- ☑ Hohe Reichweiten durch die Kommunikation in F.A.Z. und F.A.S.
- ☑ Konzeption und Organisation unter Einbeziehung des großen F.A.Z.-Lehrernetzwerks

Wir freuen uns über Ihre Kontaktaufnahme:

Lana Huerkamp @ l.huerkamp@faz.de ☎ +49 69 75 91-25 29

Jetzt Partner werden!

Frankfurter Allgemeine
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLANDS Schulen



F.A.Z.-Vorteilswelt
Exklusiv für Abonnenten

Wohlfühloase in den Tiroler Alpen

Das Vier-Sterne-Superior-Hotel Edelweiss & Gurgl

Wir verlosen drei Übernachtungen für zwei Personen inklusive Frühstück. Genießen Sie eine unvergessliche Auszeit.

Wintersport, Sommertouren und das richtige Maß an Entspannung: Am Ende des Ötztals, inmitten des Wintersport-Resorts Obergurgl-Hochgurgl, liegt das Hotel Edelweiss & Gurgl. Das Vier-Sterne-Superior-Hotel bietet auf fast 2.000 Meter Höhe eine Wohlfühl-Oase in den Tiroler Alpen. Im Winter ermöglicht die Nähe zur Skipiste einen exklusiven Ski-in-Ski-out-Service, und im Sommer lässt sich die Region optimal bei einer Wander- oder Mountainbike-Tour erkunden. Zusätzlich bietet das großzügige „Gletscher Spa“ Erholung mit Blick auf die Alpen.

Gleich im Onlineservice anmelden und Angebot sichern: *
vorteilswelt.faz.net



In Kooperation mit: **EDELWEISS & GURGL**
EDELWESSE & GURGL
SEIT 1880



*Sie sind noch nicht registriert? Unter faz.net/online-service erhalten Sie alle Informationen, die Sie für Ihre Erstanmeldung benötigen. Teilnahmeabschluss des Gewinnspiels ist der 28. Juli 2024. Die Teilnahme ist ausschließlich über die F.A.Z.-Vorteilswelt unter vorteilswelt.faz.net möglich. Mitarbeiter der Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH und der beteiligten Kooperationspartner sowie deren Angehörige sind teilnahme-, aber nicht gewinnberechtig. Keine Barabgeltung. Eigene An- und Abreise. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Erster Lichtblick für die Meyer Werft

Das Sanierungskonzept steht noch nicht. Aber die Berater sehen für den Fortbestand der Werft Chancen.

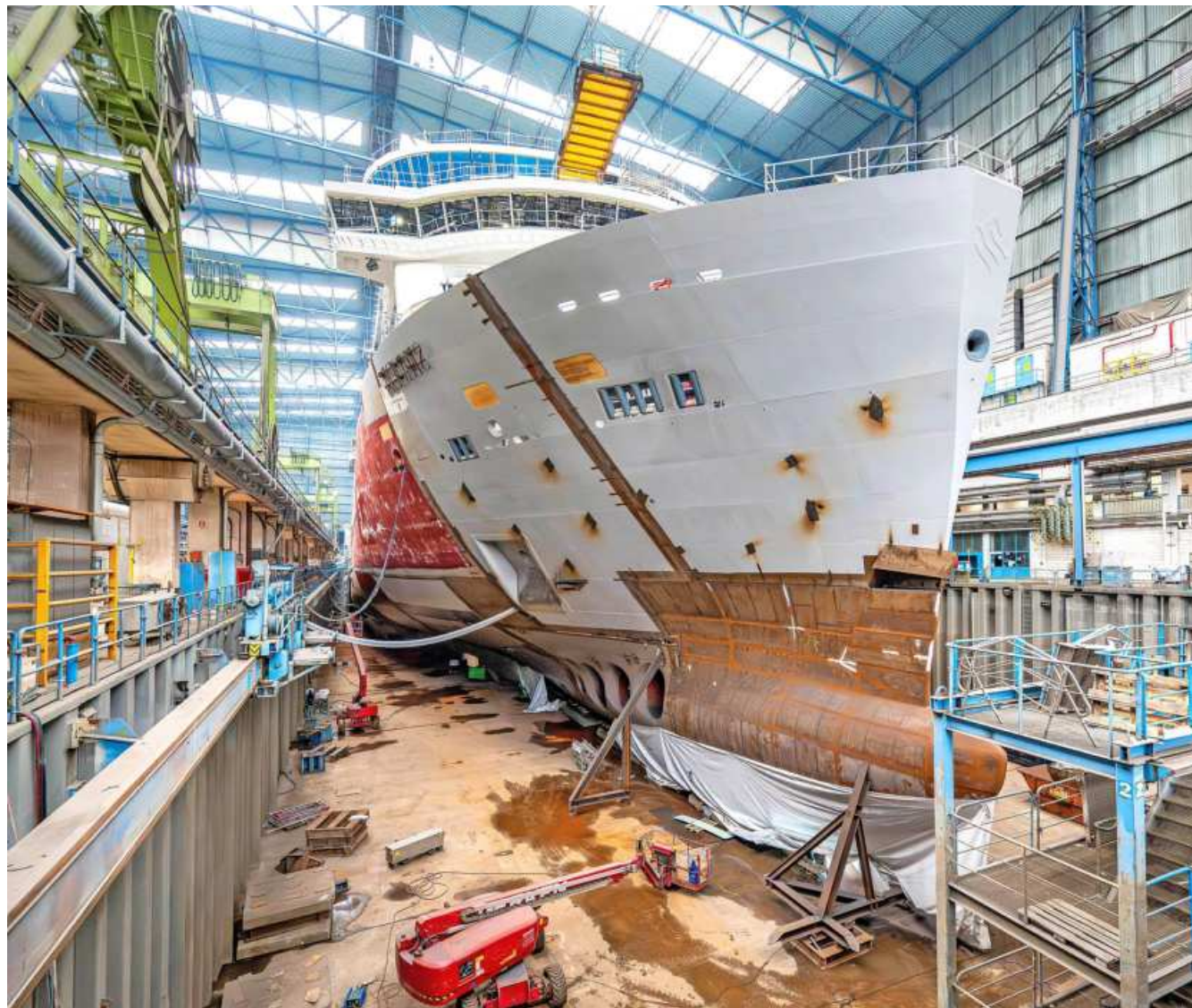
Von Susanne Preuß, Hamburg

Das Meyer Werft um ihre Existenz ringt, ist seit einigen Wochen bekannt. Sie hat zwar genügend Aufträge, doch um den Bau der großen Kreuzfahrtschiffe finanzieren zu können, braucht sie in den nächsten Jahren fast 2,8 Milliarden Euro. Auf dem Weg zur Rettung gibt es nun einen ersten Lichtblick: Die Unternehmensberatung Deloitte hat eine positive Zukunftsprognose für die Meyer Werft in Aussicht gestellt. Dies ergibt sich aus dem Entwurf eines Sanierungskonzepts nach den „IDW S 6“ genannten, europaweit gültigen Regeln, die eine solche Untersuchung zur Voraussetzung für eine Unterstützung durch die öffentliche Hand machen.

„Auch wenn noch eine Wegstrecke vor uns liegt, sind wir überzeugt, dass das Unternehmen die Substanz und den Willen zu einem gemeinsamen Kraftakt hat, um die Werft wieder auf Wachstumskurs zu bringen“, lautet gemäß einer Pressemitteilung der Meyer Werft die Einschätzung des aktuellen Führungsduos in Papenburg, Bernd Eikens und Ralf Schmitz. Sie sehen das Deloitte-Gutachten als Basis, um die schon angestoßenen Veränderungen fortsetzen zu können. Drei bis vier Jahre werde der Umbau dauern, schätzen sie. Schmitz soll gemäß der Empfehlungen aus dem Sanierungsgutachten die Führung im Geschäftsbereich Finanzen übernehmen. Das finale IDW-S-6-Gutachten – und damit die endgültige Einschätzung zur Sanierungsfähigkeit – wird erst für Ende August avisiert. Der Entwurf soll aber als Grundlage für die nötigen Rettungsgespräche dienen.

Konkret läuft jetzt alles darauf hinaus, dass der Bund und das Land Niedersachsen das Traditionsunternehmen aus Papenburg im Emsland auffangen sollen. Dabei geht es einerseits um Bürgschaften für Geld, das von Banken für die Finanzierung des Geschäfts in Form von Krediten und Avalen (Absicherung von Anzahlungen) zur Verfügung gestellt wird, insgesamt fast 2,4 Milliarden Euro. Zudem müsste die öffentliche Hand auch Mitigentümerin der Meyer Werft werden und 400 Millionen Euro Eigenkapital zur Verfügung stellen, ohne das die Kredite gar nicht gewährt werden dürften.

Die Zeit drängt. Bis September muss alles ausgehandelt sein. Dann braucht



Das Kreuzfahrtschiff Silver Ray in einer Halle der Meyer Werft

Foto dpa

die Meyer Werft zwar nicht sofort das ganze Geld, muss aber die komplette Refinanzierung bis zum Jahr 2028 nachweisen können. Eine Insolvenz, die in Existenznot vielfach als eine Variante für einen Neuanfang gesehen wird, wäre im Fall der Meyer Werft nicht hilfreich. Es gibt weder große Schulden noch lang laufende Verträge, die durch eine Insolvenz beseitigt werden könnten. Stattdessen geht es darum, den Betrieb der Meyer Werft am Laufen zu halten.

„Das Gutachten weist die grundsätzliche Sanierungsfähigkeit nach. Das ist erstmal die ganz zentrale Botschaft“, kommentiert Niedersachsens Wirtschaftsminister Olaf Lies den Entwurf des Deloitte-Gutachtens und bekräftigt: „Andererseits als bei anderen Sanierungsfällen hat die Meyer Werft kein Problem mit ihrem Geschäftsmodell. Dieses Gutachten weist das schwarz auf weiß nach.“ In welchem Umfang das Land Niedersachsen, das schon in der Vergangenheit Bürgschaften an die Meyer Werft ausgereicht

hat, weitere Fördermittel oder sogar Eigenkapital zur Verfügung stellen kann, ist noch nicht klar. Das Gleiche gilt für den Bund.

Die Variante, dass ein privater Investor mit Eigenkapital bei Meyer einsteigen könnte, sei es ein Finanzinvestor oder ein strategischer Partner, wird offenbar nicht als realistisch betrachtet. Solange das Unternehmen unter dem Sanierungsregime nach IDW S 6 steht, hätte ein solcher Investor nur wenig eigene Gestaltungsmöglichkeiten. Insofern wird der Einstieg privaten Kapitals erst nach Abschluss der Sanierung erwartet. Eikens und Schmitz sprechen von einem für alle Seiten fördernden Zukunftsweg: „Wenn aber alle ihren Teil beitragen, können wir es schaffen, dass die Werft in einigen Jahren wieder besser dasteht.“

Die milliardenschwere Refinanzierung des laufenden Geschäfts ist dabei nicht alles, was zu regeln ist. Verlangt wird in dem IDW-S-6-Gutachten zudem, dass das operative Ergebnis der Werft um 20

Millionen Euro jährlich verbessert wird. Die Grundzüge für einen solchen Plan sind innerhalb des Unternehmens schon festgelegt worden. Materialeinkauf, logistische Abläufe, Personalkosten sind davon betroffen. Jetzt verlangt das Sanierungsgutachten eine „Härtung“ der einzelnen Maßnahmen.

Dazu zählt auch die Anfang Juli getroffene Rahmenvereinbarung über den Abbau von 340 Arbeitsplätzen, der 33 Millionen Euro Personalkosten jährlich einsparen soll. Kurzfristige betriebsbedingte Kündigungen wurden in diesem Kontext ausgeschlossen. Außerdem handelten Betriebsrat und Gewerkschaft im Gegenzug das Versprechen aus, dass in Papenburg die Belegschaftsstärke nicht unter 3100 Beschäftigte sinken soll, davon mindestens 1200 Tarifbeschäftigte in der Fertigung. Insgesamt hat die Meyer Gruppe rund 7000 Beschäftigte. Die anderen Standorte in Rostock und im finnischen Turku sind kaum von der Finanzierungsproblematik betroffen.

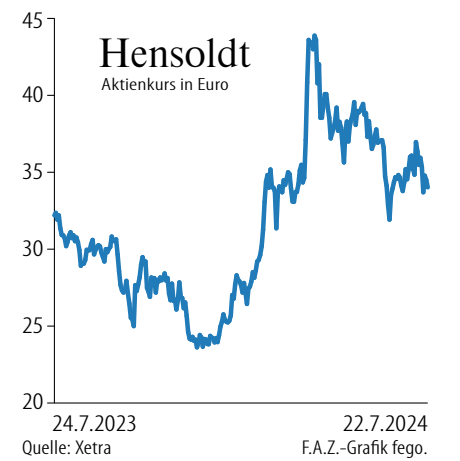
Rüstungskonzern Hensoldt verzeichnet Auftragsboom

Seit Januar deutlich mehr als eine Milliarde Euro

MÜNCHEN. Der Radar- und Sensorspezialist Hensoldt hat seit Jahresanfang Aufträge im Wert von deutlich mehr als einer Milliarde Euro erhalten. Wie das in Taufkirchen bei München ansässige Rüstungsunternehmen am Montag mitteilte, hätten Großaufträge wie für das deutsche Luftverteidigungssystem Nah- und Nächstbereichsschutz und die deutsche Luftverteidigungsinitiative ESSI einen großen Anteil gehabt. „Wir haben im ersten Halbjahr unser Auftragsbuch weiter gefüllt und setzen damit unseren Wachstumskurs kontinuierlich fort“, erklärte Finanzvorstand Christian Ladurner. An diesem Freitag wird Hensoldt die Zahlen für die ersten sechs Monate vorlegen. Die Zeitenwende für die Rüstungsindustrie spiegelt die Kursentwicklung der Hensoldt-Aktie wider: Der Kurs hat seit Jahresanfang um 36 Prozent zugelegt. Gleichwohl ist seit dem Hoch von rund 44 Euro Anfang April etwas Ernüchterung eingetreten. Mittlerweile liegt der Aktienkurs 10 Euro niedriger.

Allein das Luftverteidigungssystem Nah- und Nächstbereichsschutz hat für das Unternehmen einen Auftragswert von 300 Millionen Euro. Die Lieferung von Hochleistungsradaren einschließ-

lich eines Wartungs- und Trainingspakets an Lettland und Slowenien macht 100 Millionen Euro aus. Auch die Unterstützung der Ukraine spielt für Hensoldt eine wichtige Rolle. Die Hubschrauber der ukrainischen Streitkräfte werden mit modernster Detektions- und Selbstschutzensensorik ausgestattet, was im niedrigen zweistelligen Millionenbereich liegt. Mit der Übernahme des Elektronikunternehmens ESG erwartete Hensoldt bislang im laufenden Jahr einen Umsatz von 2,3 Milliarden Euro, 28 Prozent mehr als 2023.



Richter glaubt von Erffa nicht

Früherer Wirecard-Chefbuchhalter in Erklärungsnot

MÜNCHEN. Im Wirecard-Prozess ist der frühere Chefbuchhalter des Konzerns in Erklärungsnot geraten. Der Vorsitzende Richter Markus Födisch konfrontierte den Mitangeklagten Stephan von Erffa am Montag mit massiven Ungereimtheiten bei der Aufstellung der Wirecard-Geschäftszahlen: Demnach veröffentlichte der Konzern in den Jahren vor der Milliardenpleite im Jahr 2020 sehr häufig vorläufige Ergebnisse, bevor die drei wichtigsten Partnerfirmen ihre jeweiligen Geschäftszahlen überhaupt vollständig abgeliefert hatten. „Das ist der zentrale Punkt“, sagte Födisch am Montag zu dem 49-Jährigen, der ehemals für die Zusammenstellung der Bilanzzahlen maßgeblich verantwortlich war.

Födisch legte von Erffa im Gerichtssaal eine umfangreiche Auswertung der Staatsanwaltschaft vor. Ein Beispiel: Wirecard veröffentlichte am 26. Oktober 2016 den vorläufigen Geschäftsbericht für das dritte Quartal des Jahres. Doch die drei Partnerfirmen Senjo, Al Alam und Payeasy übermittelten ihre jeweiligen Geschäftszahlen per Mail erst im November. Diese Verspätung war demnach kein Einzel-, sondern quasi Normalfall, wie der Tabelle der Ermittler zu entnehmen ist.

Die drei Unternehmen wickelten im Wirecard-Auftrag Kreditkartenzahlungen im Mittleren Osten und in Südostasien ab. Laut Anklage existierte dieses sogenannte TPA-Geschäft gar

nicht, die Staatsanwaltschaft geht davon aus, dass die Umsätze und die Gewinne erfunden waren. „Ohne TPA-Zahlen war es nicht möglich, die vorläufigen Berichte zu machen“, sagte der Vorsitzende Richter zum Mitangeklagten. „Es passt nicht zu dem, was Sie uns sagen.“

Der frühere Chefbuchhalter hatte vergangene Woche sein mehr als einhalbjähriges Schweigen in dem Prozess gebrochen und umfangreich zur Anklage Stellung genommen, nicht jedoch das von Kammer angeordnete umfassende Geständnis abgeliefert. Sein Verteidiger betonte, dass die drei Partnerfirmen sehr wohl Zahlen geliefert hätten. Doch seien diese teilweise über Screenshots gekommen, die der Mitangeklagte und als Kronzeuge auftretende Manager Oliver Bellenhaus aus Dubai per Mobiltelefon über den Chatdienst Telegram geschickt habe – Daten, die heute verloren und damit nicht mehr nachprüfbar sind. „Für die endgültigen Zahlen lagen alle Abrechnungen immer vor“, betonte der Anwalt.

Bellenhaus hat die Anklagevorwürfe weitestgehend eingeräumt, der frühere Vorstandschef Markus Braun hingegen mehrfach vollständig zurückgewiesen. Der frühere Chefbuchhalter hat wie auch Braun seinerseits Bellenhaus der Falschaussage beschuldigt. Der im Dezember 2022 eröffnete Münchner Mammutprozess geht nun für knapp vier Wochen in die Sommerpause.

Table with 4 columns: FIRMENINDEX, Seite, ENBW, Meyer Werft, Onsemi, Stellantis, Vitesco, Colt CZ, Freet, Microsft, Porsche, Tele Columbus, Volkswagen, CrowdStrike, Goldbeck, MRH Trowe, Prognos AG, Varel, VW, Deutsche Telekom, Gthaer Versicherung, Netflax, Ryanair, Varta, Wacker Chemie, Nvidia, Salzgitte, Vattenfall, 16, Wirecard, Disney, Meta, OakHoldings, SK Hynix, Verizon, Xpeng.

Die F.A.Z.-Wetterinformationen

im Internet: www.faz.net/wetter

Advertisement for 'Frankfurter Allgemeine SELECTION' featuring a Sinn Uhr 1739 watch. Text includes 'Nur noch wenige Exemplare verfügbar' and 'Sichern Sie sich die F.A.Z.-Edition mit eingravierter Limitierungsnummer und einem zweiten Uhrenband für 2.250 Euro.' Contact info: faz.net/selection, (069) 75 91-1010.

Städte Wetter Deutschland

Table of weather forecasts for various German cities (Aachen, Berlin, Hamburg, etc.) for dates 23.07, 24.07, and 25.07.

Weather forecast map of Germany with icons for sun, clouds, rain, and wind. Includes 'Vorhersage für heute' and 'Vorhersage:' sections with detailed text about weather conditions and 'Biowetter' information.

Wetter in Deutschland heute

Regional weather reports for Bremen, Berlin, Baden-Württemberg, and Nordrhein-Westfalen, including temperature ranges and weather descriptions.

Weather map of Europe showing temperature ranges and weather icons for various European cities like London, Paris, Berlin, etc.

Städte Wetter in Europa

Table of weather forecasts for various European cities (Amsterdam, London, Paris, etc.) for dates 23.07, 24.07, and 25.07.

Städte Wetter Afrika

Table of weather forecasts for various African cities (Accra, Algier, Casablanca, etc.) for dates 23.07, 24.07, and 25.07.

Städte Wetter Nordamerika

Table of weather forecasts for various North American cities (Chicago, Los Angeles, Miami, etc.) for dates 23.07, 24.07, and 25.07.

Städte Wetter Lateinamerika

Table of weather forecasts for various Latin American cities (Buenos Aires, Caracas, Lima, etc.) for dates 23.07, 24.07, and 25.07.

Städte Wetter Naher Osten

Table of weather forecasts for various Middle Eastern cities (Ankara, Antalya, Bagdad, etc.) for dates 23.07, 24.07, and 25.07.

Städte Wetter Asien

Table of weather forecasts for various Asian cities (Bangkok, Hongkong, Shanghai, etc.) for dates 23.07, 24.07, and 25.07.

Australien und Neuseeland

Table of weather forecasts for various Australian and New Zealand cities (Auckland, Melbourne, Sydney) for dates 23.07, 24.07, and 25.07.

Das besondere Wetterereignis: Die Hundstage sind die Phase der heißesten Tage des Jahres. Diese fallen in unseren Breiten normalerweise in den Zeitraum vom 23.7. bis 23.8.

Wenn man auf einen Schlag Hunderttausende Kunden verliert, kann man schon mal schlechte Laune bekommen. Markus Oswald blickt aber lieber optimistisch nach vorn. Der Vorstandsvorsitzende des Kabel- und Glasfaseranbieters Tele Columbus hat seine Vertriebler an der Tür nämlich jetzt auf die Rückgewinnung eingeschworen – und statt nur auf den TV-Anschluss setzt das Unternehmen dann direkt auf Glasfaseranschlüsse.

Mit dem Ende der Umlagefähigkeit des Kabelfernsehens zum Juli zahlen Millionen Mieter ihren Kabelanschluss nicht mehr automatisch über die Nebenkosten, sondern mussten oder müssen sich nun selbst um eine Alternative kümmern. Tele Columbus, mit etwas mehr als drei Millionen Kunden hinter Vodafone der zweitgrößte Kabelanbieter im Markt, spürt das natürlich auch, dass Verträge



Markus Oswald Foto Tele Columbus

dadurch aufgelöst werden. „Wir sehen ein Abschmelzen von TV, können das aber erfreulicherweise mehr als kompensieren mit dem Internetwachstum“, sagt Oswald. „Zudem bin ich überzeugt, dass der TV-Umsatz nicht verschwinden wird.“

Tele Columbus hat im Vergleich zu manchen Wettbewerbern nämlich zwei Vorteile – zum einen die Verbreitung des Unternehmens in ostdeutschen Großstädten und die enge Verbindung zur Wohnungswirtschaft. „Bei uns sind rund 60 Prozent der Verträge mit der Wohnungswirtschaft schon seit Dekaden Einzelverträge“, sagt Oswald. Das hängt vor allem mit dem Leerstand in vielen ostdeutschen Städten zusammen, wodurch sich sogenannte Sammel-Inkassoerträge in Städten wie Dresden nie durchsetzen konnten. Dort wollte die Wohnungswirtschaft nicht für 100 Prozent der Wohnungen Kabelfernsehverträge bezahlen, wenn sie davon nur 70 Prozent vermarkten konnte. Solche Verträge sind es, die es seit Anfang Juli nicht mehr geben darf. „Dadurch müssen wir nur 40 Prozent des Bestands umstellen – was für ein mittelständisches Unternehmen wie uns immer noch ein ziemliches Brett, aber machbar ist, und wir uns lange darauf vorbereitet haben“, sagt Oswald.

Hinzu kommt auch dort ein Vorteil der engen Zusammenarbeit mit großen Wohnungsbaugesellschaften. Denn die sind es schließlich, die ihre Vermieter angeschrieben haben, als es um den zukünftigen Kabelanschluss ging. „Ein Brief von uns würde eher überlesen als ein offizielles Anschreiben der bekannten Wohnungswirtschaft“, sagt Oswald. Gleichwohl geht auch Tele Columbus davon aus, dass bis zur Hälfte der 40 Prozent der Kunden, die bislang in Sammelverträgen stecken, zunächst einmal weg ist. Vor allem bei denen geht es



Schnelles Internet: Der Glasfaserausbau ist vor allem auf dem Land mit hohen Kosten verbunden.

Foto Lucas Wahl

Glasfaser statt Kabelfernsehen

Tele Columbus ist zuletzt durch mehr Tiefen als Höhen gegangen. Jetzt sind auch noch zahlreiche TV-Kunden weg. Wachstum soll über schnelles Internet kommen – und Partner aus der Wohnungswirtschaft.

Von Jonas Jansen, Düsseldorf

darum, sie zurückzugewinnen. Und das soll vor allem mit Glasfaser passieren, dabei erhofft sich Tele Columbus große Wachstumschancen. „Ich möchte nicht wissen, wie viele Kunden noch auf einem 50-Euro-Vertrag sitzen und dafür nur 100 Mbit DSL bekommen“, sagt Oswald. Gut die Hälfte der Neukunden von Tele Columbus wählte hingegen Geschwindigkeiten zwischen 500 Mbit und

einem Gigabit, gerade im Vergleich zu alten Verträgen gebe es häufig bessere Preis-Leistungs-Angebote mit höheren Geschwindigkeiten zu niedrigeren Preisen. „Wir wollen stärker wachsen. Ich möchte angreifen, auch in Städten, in denen wir schon sind. Da geht noch mehr“, sagt Oswald.

Die offensiven Töne sind vor allem deshalb bemerkenswert, weil Tele Co-

lumbus zuletzt selbst durch mehr Tiefen als Höhen gegangen ist. Das Unternehmen ächzt unter einem Schuldenberg von rund zwei Milliarden Euro und muss in den nächsten Jahren hohe Zinsen zahlen. Denn der Haupteigentümer, ein Infrastrukturfonds der amerikanischen Bank Morgan Stanley, hat zuletzt noch einmal 300 Millionen Euro an Kapital nachgeschossen, um das Glasfaserwachstum an-

zukurbeln. Im ersten Quartal stand aber noch ein Verlust von knapp 70 Millionen Euro unterm Strich. Die Zukunft des Unternehmens stand schon mehrfach auf der Kippe, Tele Columbus muss jetzt auch mal liefern. Dafür ist Oswald vor bald einhalb Jahren gekommen: Der Telekommunikationsmanager hat eine lange Erfahrung in der Branche, früher hat er sich etwa für den Konkurrenten Vodafone um das Immobiliengeschäft gekümmert.

„Vor drei Jahren wurden alle mit Geld beglückt, die nur das Wort Glasfaser in den Mund genommen haben. Die Situation ist heute für viele Anbieter angespannter“, sagt Oswald. Zwischen den Zahlen der verlegten Glasfaserkabel in den Straßen und den tatsächlich abgeschlossenen Verträgen klafft eine riesige Lücke. Viele Kunden sind meist noch zufrieden mit ihren DSL-Anschlüssen oder scheuen die noch teureren Tarife für das blitzschnelle Internet. Für viele Anbieter bedeutet das, dass sie derzeit vor allem Kosten haben, die sich noch nicht in Umsätze übersetzen.

Auch deshalb schauen viele Investoren inzwischen kritischer auf den Glasfasermarkt. Oswald sieht sein Unternehmen mit der Marke PÛR da im Vorteil: „Wir sind ausschließlich nur in großen Städten, haben mit die geringsten Ausbauskosten, wir können stark auf Leerrohre zugreifen. Und wir müssen nicht viel Tiefbau machen“, sagt Oswald. Dort entstehen vor allem die hohen Kosten. Beim Anschluss vieler Einfamilienhäuser in ländlichen Gebieten kommt man schnell auf Kosten zwischen 1500 und 2000 Euro je Anschluss. Da braucht es erst eine gute Vermarktungsquote für Glasfaserverträge in ganzen Straßenzügen, damit für Anbieter der Ausbau wirklich lohnt. Interne Marktstreitigkeiten zwischen der Deutschen Telekom und den Konkurrenten des Platzhirschs darüber, wer jetzt wessen Glasfasernetz wo überbaut hat, lähmen den Ausbau zusätzlich.

Solche Fälle sind in den Wohnkomplexen, in denen Tele Columbus jetzt verstärkt das schnelle Internet ausbauen will, eher selten. Auch dabei hängt die Strategie des Berliner Unternehmens eng an der der Wohnungswirtschaft. Für viele Wohnungsgesellschaften ist nämlich neben der energetischen Sanierung und Renovierung der Ausbau von Glasfasernetzen in die Quartiere eine Priorität. Große Wohnungskonzerne wie Vonovia geben dann den Takt vor – und meistens auch, wer am Ende dort Glasfaser verlegt. In großen Quartieren werden in der Regel nicht mehrere Netze verlegt, sondern nur eins. Die verschiedenen Marken und Tarife kommen für die Mieter dann darüber zustande, dass sich Anbieter auf ein Netz einmieten.

„Der Datenhunger steigt. Deshalb gehe ich fest davon aus, dass immer mehr Partner mit uns Glasfaserverträge abschließen werden“, sagt Oswald. Dass dann nicht alle Bewohner auch Tele-Columbus-Kunden werden, sei ganz normal. „Ich kann durchaus die Markentreue eines Kunden akzeptieren, der mit seinem Anbieter zufrieden ist. Hauptsache, der Kunde ist auf unserem Netz.“ Seine Chance wittert Tele Columbus durch die Kabelvergangenheit und damit langjährige Partnerschaften mit der Wohnungswirtschaft. Internet über das Kabel ist zudem auch eine Zwischenlösung für die Zeit, bis Glasfaser überall verlegt ist, was wiederum praktisch für die Vermieter ist, weil das in die eigenen Renovierungszyklen passt. Rund 200 eigene Handwerker beschäftigt Tele Columbus. „Es wurde vor meiner Zeit im Unternehmen offen darüber diskutiert, ob man die braucht. Ich bin richtig froh, dass wir die Expertise haben“, sagt Oswald. Gerade bildet das Unternehmen auch im Handwerk aus, weil der Bedarf in drei Jahren steigen dürfte.



Varta-Aus wäre fatal

Von Benjamin Wagener

Keine Frage, die existenzielle Krise des Batterieherstellers Varta ist zu großen Teilen auf Managementfehler zurückzuführen. Diese Fehler wiegen besonders schwer, weil sie vermeidbar gewesen wären. In den Zeiten, als das Unternehmen zu den Superstars an der Börse gehörte und 2020 den Umsatz im Vergleich zum Vorjahr um mehr als 100 Prozent steigerte, basierte der Erfolg vor allem auf einem Produkt, das Varta an einen Kunden verkauft hat: die wiederaufladbare Knopfzelle für die Ohrhörer von Apple. Das Unternehmen nahm Schulden auf, baute die Produktion in großem Maße aus und setzte darauf, dass der US-Technologiekonzern weiter ausschließlich die Batterien von der Ostalb bezieht. Weil Apple sich aber entschied, einen zweiten Zulieferer zu suchen, um die eigene Lieferkette abzusichern – eine Strategie, die in Branchen wie der Autoindustrie schon lange üblich sind –, brachen die Abrufe bei Varta ein. Die aufgetauten Kapazitäten für die Batteriezellen sind seit Langem gerade einmal zur Hälfte ausgelastet. Als zu dieser Entwicklung noch steigende Rohstoff- und Energiepreise kamen, setzte bei dem Hoffnungsträger eine Entwicklung ein, die in die aktuelle Existenzkrise führte. Das verantwortliche Management ist auf Druck des Mehrheitseigners Michael Tojner ausgetauscht worden, doch auch der Unternehmer aus Österreich, der als Aufsichtsratsvorsitzender den Vorstand kontrolliert, muss sich fragen lassen, warum er die einseitige Ausrichtung von Varta nicht gebremst hat, als noch Zeit dazu war.

Tojner sucht nun strategische Partner wie Porsche, um nach einem Kapitalschnitt die Basis für einen Neuanfang von Varta zu legen und eine Zerschlagung durch Finanzinvestoren zu verhindern. Nicht nur für die Beschäftigten des Konzerns, auch für den Standort wäre es wünschenswert, wenn das gelingt. Denn zwei Produkte zeigen, dass Batterietechnik aus Deutschland den globalen Wettbewerb nicht zu scheuen braucht: die Varta-Knopfzellen für Apple und die Hochleistungs-Batterie V4Drive, die Porsche unbedingt für den Turbohybrid-Antrieb im 911 GTS haben will. Weder Apple noch Porsche sind dafür bekannt, qualitativ schlechte Komponenten in ihren Produkten einzusetzen. In Zeiten, in denen der Aufbau einer unabhängigen europäischen Batterieindustrie in immer weitere Ferne rückt, wäre das Aus von Varta ein harter Schlag.

Vitesco kappt Prognose

dpa-AFX. REGENSBURG. Der Antriebspezialist Vitesco senkt seine Prognose für das laufende Jahr. Die Erholung in der Automobilindustrie schreite nur langsam voran, speziell bei E-Autos, teilte die Tochterfirma von Schaeffler am Montagabend in Regensburg mit. Wegen der geringeren Abbruchzahlen der Autohersteller geht Vitesco von einem deutlicheren Umsatzrückgang als bislang aus und erwartet nun 8,1 Milliarden Euro. Bislang hatte das Unternehmen 8,3 bis 8,8 Milliarden Euro in Aussicht gestellt, nach 9,2 Milliarden Euro im Jahr zuvor.

Im zweiten Quartal sank der Umsatz vorläufigen Berechnungen zufolge von 2,4 Milliarden auf gut 2 Milliarden Euro, wie der Antriebspezialist weiter mitteilte. Die für die Gesellschaft wichtigen Umsätze mit Elektrifizierungskomponenten dürften dabei von 354 Millionen auf 316 Millionen Euro zurückgegangen sein. Das bereinigte Ebit legte auf etwa 82 Millionen Euro zu, nach 67 Millionen Euro im Vorjahr. Das entspricht einer Marge von 4,0 Prozent, im Vergleich zu 2,9 Prozent im Vorjahr.

Die Muttergesellschaft Schaeffler hat als Reaktion auch die eigenen Erwartungen an das laufende Jahr gesenkt. Die um Sondereffekte bereinigte kombinierte Ebit-Marge, der Gewinn vor Zinsen und Steuern, soll nun bei fünf bis acht Prozent liegen, wie das Unternehmen am Montagabend mitteilte. Zuvor war Schaeffler von sechs bis neun Prozent ausgegangen. Die Aktienkurse von Schaeffler und Vitesco gaben im nachbörslichen Handel nach.

VW schließt Chip-Vertrag

Siliziumkarbid-Technologie kommt aus Tschechien

cmu. HAMBURG. Gerade erst hat der amerikanische Chiphersteller Onsemi bekannt gegeben, seine Produktionskapazität in der Tschechischen Republik zu erweitern. Jetzt verkündet das Management um Vorstandschef Hassane El-Khoury, dass ein Liefervertrag mit Europas größtem Autohersteller Volkswagen geschlossen wurde. Wie am Montag bekannt wurde, liefert Onsemi Technologie auf Basis des neuartigen Materials Siliziumkarbid (SiC), die VW in seinem geplanten Baukasten für Elektroautos verwenden will, der Scalable Systems Plattform, kurz SSP. Sie soll eine einheitliche Basis für alle E-Fahrzeuge im Konzern bilden und dürfte von Ende des Jahrzehnts an in ersten Modellen verbaut werden.

In der Partnerschaft mit Onsemi geht es um Leistungselektronik, die den Gleichstrom aus der Batterie in Wechselstrom umwandelt, der den E-Motor antreibt. Um die Systeme zu verbessern, setzen Hersteller auf SiC-Lösungen, zu deren Anbietern unter anderem der Chiphersteller Infineon gehört. Der Autozulieferer ZF Friedrichshafen entwickelt eigene Technik mit seinem Partner Wolfspeed.

Wie Ende Juni bekannt geworden war, investiert Onsemi bis zu 2 Milliarden Dollar in den Ausbau seiner Produktion in Tschechien, eine Fertigung, von der auch VW profitieren soll. Der

Produktionsstart in den neuen Anlagen ist für das Jahr 2027 geplant. Der US-Konzern habe VW „mit einer stark vertikalierten Lieferkette vom Rohmaterial bis zur Montage“ überzeugt, heißt es aus Wolfsburg. Es bestehe „ein robustes Lieferkonzept mit regionalen Siliziumkarbid-Fabriken in Asien, Europa und den USA“. Eine so breit aufgestellte Produktion wird immer wichtiger, auch wegen geopolitischer Risiken. Zudem soll Onsemi immer die neueste SiC-Generation bereitstellen, um Wettbewerbsfähigkeit zu sichern.



Produktion von Onsemi Foto Picture Alliance

Ryanair rechnet mit niedrigeren Preisen

Schon von Januar bis März fielen die Ticketpreise im Schnitt um 15 Prozent

dpa. DUBLIN. Europas größter Billigflieger Ryanair hat zu Beginn seines Geschäftsjahres wegen niedrigerer Flugpreise deutlich weniger verdient als im Vorjahr. Außerdem zeigt sich das Unternehmen für das zweite Geschäftsquartal vorsichtig. Die Preisgestaltung sei schwierig, und die Ticketpreise dürften deutlich niedriger sein als vor einem Jahr, teilte das irische Unternehmen in Dublin mit. Zuvor hatte die Airline mit gleichbleibenden bis leicht steigenden Preisen gerechnet.

Im abgelaufenen ersten Geschäftsquartal seien die Ticketpreise im Schnitt um 15 Prozent gefallen, hieß es. Anders als im Vorjahr waren die reisestarken Osterfeiertage teils in den März gefallen. Darüber hinaus musste die Airline den Kunden höhere Preisnachlässe gewähren als geplant. Für die drei Monate bis Ende Juni stand unter dem Strich ein Überschuss von 360 Millionen Euro. Ein Jahr zuvor hatte die Easyjet-Konkurrentin noch einen Überschuss von knapp 663 Millionen Euro erzielt.

In den Monaten April bis Juni zählte Ryanair rund 55,5 Millionen Fluggäste und damit 10 Prozent mehr als ein Jahr zuvor. Das Unternehmen will im laufenden Geschäftsjahr die Passagierzahl steigern, und zwar um 8 Prozent auf 198 bis 200 Millionen. Die Auslastung der Maschinen verschlechterte sich in den drei Monaten bis Ende Juni von 95 auf

94 Prozent, und der Umsatz schrumpfte leicht um ein Prozent auf 3,63 Milliarden Euro. Das Ergebnis für das erste Halbjahr hängt nun von den Buchungen und den Erträgen im August und September ab. Einen präzisen Gewinnsausblick wollte das Management um Ryanair-Chef Michael O'Leary nicht abgeben. Die Aktie geriet am Morgen vor-

börslich unter Druck. Die Billigfluglinie habe selbst die pessimistischsten Schätzungen verfehlt und sei nun für die Ticketpreise im laufenden Quartal deutlich pessimistischer als bisher, schrieb Analyst Harry Gowers von der Bank J.P. Morgan. Dementsprechend dürften die Markterwartungen für den Gewinn deutlich sinken.



Ein Flugzeug von Ryanair startet vom Berliner Flughafen BER.

Foto dpa

Varta-Aktionäre verlieren alles

Der schwäbische Batteriehersteller strebt eine Sanierung nach dem StaRUG-Verfahren an. Das Gesetz heißt für Privatanleger nichts Gutes, für Porsche und den österreichischen Großaktionär Tojner sieht es besser aus.

Böses Erwachen für die Varta-Aktionäre am Montag: Der Aktienkurs sackt zur Börseneröffnung in Frankfurt 80 Prozent ins Minus. Nach gut 10 Euro am Freitag werden nur noch 2,10 Euro je Aktie gezahlt. In einem turbulenten Handel, in dem die Aktie zeitweise nicht mehr gehandelt werden konnte, pendelt der Kurs dann zwischen 2,10 Euro und 3,65 Euro, der Unternehmenswert mithin zwischen 100 und 175 Millionen Euro. Am Freitag waren es noch 440

logieträger für Europa zu erhalten“, erläutert Tojner.

Auch der Sportwagenhersteller Porsche hat großes Interesse daran, dass das Know-how von Varta am Standort Deutschland erhalten bleibt. Das gilt in erster Linie für die Batteriezeile V4Drive, die Varta entwickelt hat und die für Booster- und Hochleistungsanwendungen bestimmt ist. Porsche braucht sie für den Turbohybridantrieb im Porsche 911 GTS. Vor gut zwei Wochen hat das Unternehmen bestätigt, mit Varta über eine Mehrheitsbeteiligung an der V4Drive-Tochtergesellschaft zu verhandeln. „Das Ziel unseres Engagements wäre, diese Schlüsseltechnologie am Standort Deutschland zu erhalten“, sagte ein Sprecher als Reaktion auf Recherchen der F.A.Z. „Voraussetzung dafür ist eine gesunde finanzielle Basis der Varta AG. Unter bestimmten Umständen könnten wir uns daher vorstellen, uns auch an einer finanziellen Neuaufstellung der Varta AG insgesamt zu beteiligen.“ Die Gespräche, wie sich Porsche an der Rettung von Varta beteiligt, dauern nach Unternehmensangaben an.

Die Deutsche Schutzvereinigung für Wertpapierbesitz (DSW) schätzt die Situation grundsätzlich anders ein: „Mein dringender Appell an den Gesetzgeber ist es, das 2021 eingeführte StaRUG dringend und schnellstens noch in dieser Legislaturperiode zu reformieren“, sagt Daniela Bergdolt, Fachanwältin für Kapitalmarktrecht und Vizepräsidentin der DSW. „Es kann nicht sein, dass sich große Investoren und Mehrheitsaktionäre auf dem Rücken der Privatanleger sanieren und diese kalt enteignet werden. Wie wollen wir denn den Menschen zu mehr Altersvorsorge in Aktien raten, wenn sie dann von einem auf den anderen Tag enteignet werden können? Kein Varta-Aktionär wird jemals mehr Aktien anfass.“

Juristische Mittel gegen das Verfahren sieht Bergdolt nicht: „Das ist seit Anfang 2021 ein rechtmäßiges Verfahren.“ Einzig wenn den Vorständen nachgewiesen werden könnte, den Kapitalmarkt zu spät informiert zu haben, seien Klagen mit Aussicht auf Schadenersatz denkbar. Schon die Erfahrungen beim Autozulieferer Leoni hätten gezeigt, dass in dem Verfahren Kleinaktionäre leer ausgingen. „Es ist sinnvoll, dass es eine Sanierung ohne Insolvenz geben kann für Unternehmen in Schieflage, aber es muss einen Schutz für die Eigentümer geben, zum Beispiel indem auch die Privatanleger



einen Teil ihrer Aktien und ihr Stimmrecht behalten und sich im Zuge der Sanierung mit Kapital beteiligen können, wenn sie möchten“, sagt Bergdolt. „Im aktuellen Verfahren erfolgt aber voraussichtlich erst ein Kapitalschnitt auf Null und dann eine Kapitalerhöhung unter Ausschluss von Bezugsrechten, die Privatanleger fliegen in diesem Fall einfach entschädigungslos raus, und der Großaktionär sucht sich aus, wen er künftig noch im Unternehmen haben möchte.“

Bergdolt rät den Aktionären nun zum Verkauf. Auch die meisten Analysten haben ihr Votum am Montag ausgesetzt

oder zum Verkauf geraten. Dass der Aktienkurs noch nicht auf null gefallen ist, führt sie darauf zurück, dass einige die Hoffnung noch nicht aufgegeben haben. Theoretisch denkbar sei in späteren Abstimmungsrunden im StaRUG-Verfahren, dass die nötige Mehrheit von 75 Prozent nicht zustande käme für den Plan. „Allein der Großaktionär stellt dies aber fast sicher, und da einige Aktionäre den Abstimmungen in aller Regel fernbleiben, dürfte das sicher reichen“, sagt Bergdolt.

Das StaRUG soll Unternehmen, die im Prinzip sanierungsfähig sind, vor einer Insolvenz bewahren. Voraussetzung ist,

dass das Unternehmen „lediglich drohend zahlungsunfähig“ ist, wie CMS Deutschland darlegt: Die „Zahlungsunfähigkeit in den nächsten 24 Monaten ist überwiegend wahrscheinlich, wenn nicht geeignete Sanierungsmaßnahmen ergriffen werden“. Gläubiger lassen sich im Kern auf einen Schuldenschnitt ein, wollen aber als Bedingung Opfer der Eigenkapitalseite.

Im Zentrum steht der Restrukturierungsplan, der auch in die Rechte der Anteilhaber eingreifen kann – bis hin zur Enteignung der Anteilhaber, technisch über einen Kapitalschnitt auf null. Genau dies fordern nach Vartas Darstellung die Varta-Gläubiger. Sie sind demnach nur zu einem Schuldennachlass bereit, wenn das bestehende Grundkapital auf null herabgesetzt wird und frisches Kapital für die Restrukturierung eingebracht wird, Eigen- oder Fremdkapital. Bei der Kapitalherabsetzung auf null scheiden Anteilhaber ohne Entschädigung aus der Gesellschaft aus, die Börsennotierung der Aktien erlischt. Das vollzieht sich nach Abschluss des StaRUG-Verfahrens.

Zu erwarten ist nach Aussage von Insidern ein wochen- bis monatelanger Prozess. Ein mit dem Fall vertrauter Kenner sagte, die Beteiligten wollten das Verfahren bis Oktober abschließen.

Eine Reihe kapitalmarktspezialisierter Anwaltskanzleien ist nach Auskunft aus Finanzkreisen eingeschaltet; unter anderem Noerr für die Altkreditgeber, Freshfields für die Neukreditgeber und Grub Brugger für die Varta AG. Noerr und Clifford Chance bestätigten auf Anfrage, Freshfields lehnte eine Stellungnahme zunächst ab.

Was die Superzelle kann

Dass Porsche derzeit den Einstieg in einen im Weltmaßstab winzigen Batteriehersteller prüft, ist auf die besondere Bedeutung von Varta für die Antriebsstrategie des Sportwagenherstellers zurückzuführen. Dessen wichtigstes Produkt, der 911er, soll nämlich auch künftig mit Verbrennungsmotor fahren. Um die Klimaziele des Unternehmens zu erreichen, sollen Motoren allerdings durch einen Hybridantrieb unterstützt werden, und zwar in einer Form, die bislang in der Branche noch nirgends realisiert wurde, dem sogenannten Turbohybrid. Dafür benötigt man Spezialakkus, die in besonders kurzer Zeit sehr viel Energie aufnehmen oder abgeben können. Während

übliche Batterien in Elektroautos durch häufiges Laden mit hoher Leistung Schaden nehmen, sind die Leistungsakkus der Varta-Tochtergesellschaft V4Drive darauf ausgelegt, mehrere Tausend Zyklen zu absolvieren, ohne dass die Kapazität abnimmt. Dafür fällt die Leistungsdichte spürbar geringer aus, sie wären für Großserienmodelle nicht geeignet. Ein Wechsel zu Standardakkus, wie sie von Branchenriesen wie CATL produziert werden, ist technisch nicht möglich – und selbst wenn, würde dies dem Absatz des 911ers erheblich schaden. Die Auslieferung der ersten mit dem Turbohybrid ausgestatteten Fahrzeuge ist schon für den Herbst geplant. jwiv.

Von Daniel Mohr, Klaus Max Smolka und Benjamin Wagener

Millionen Euro. Dazwischen lag der Beschluss des Unternehmens, sich im Rahmen des seit Anfang 2021 gültigen Gesetzes über den Stabilisierungs- und Restrukturierungsrahmen für Unternehmen (StaRUG) neu aufzustellen. Das Verfahren sieht unter anderem eine Kapitalerhöhung vor, im Rahmen derer sich ausschließlich der bisherige Großaktionär Michael Tojner aus Österreich und der an der Batterietechnologie interessierte Autohersteller Porsche beteiligen dürfen. Die übrigen bisherigen Aktionäre werden von dem Verfahren ausgeschlossen, ihre Kapitalanteile auf null gesetzt.

Der österreichische Unternehmer Michael Tojner, der über die schweizerische Holding Montana Tech Components die Mehrheit an Varta hält und gleichzeitig der Aufsichtsratsvorsitzende des Batterieherstellers ist, begrüßt die Entscheidung für ein Sanierungsverfahren nach dem StaRUG „als einzige Möglichkeit“, dem Unternehmen eine positive Perspektive zu geben. „Diese Entscheidung ist mir harten Einschnitten verbunden – auch ich verliere im Zuge der nun gestarteten Sanierung den gesamten Aktienwert“, sagt Tojner. Die Entscheidung sei keinem leichtgefallen. Das wichtigste Ziel sei es gewesen, die Schuldenlast von Varta zu reduzieren. Um den Konzern zu stabilisieren, reiche die Versorgung des Unternehmens mit zusätzlichem Kapital nicht aus. „Wir müssen diesen Schritt setzen, um Varta eine Zukunft zu geben, fast 4000 Arbeitsplätze zu sichern und das Unternehmen als Wirtschaftsfaktor in der Region und vor allem als Techno-

Warten auf Kryptolizenz

Mehr als zwei Jahre dauert die Bearbeitung der Bafin

frne. FRANKFURT. Immer mehr Finanzinstitute versenden die Bafin unmittelbar nach Eintreffen des Antrags eine Eingangsbestätigung unter Angabe des Geschäftszeichens, unter dem der Erlaubnisantrag bearbeitet wird. „Insgesamt ist die Dauer eines Erlaubnisverfahrens maßgeblich von der Art, Umfang und Vollständigkeit eines Erlaubnisverfahrens abhängig“, heißt es in der Antwort. Und diese würden nach Auskunft der Bafin in der Antragsphase oftmals nicht den Anforderungen der Aufseher genügen.

Dies habe mit dem Erfahrungsniveau von jungen Unternehmen zu tun, aber auch mit der Komplexität und Neuartigkeit der Geschäftsmodelle. „In den meisten Fällen liegen die für die Antragsbearbeitung erforderlichen Angaben und Nachweise bei der Antragstellung nicht komplett vor“, so die Antwort der Bundesregierung dazu. Bislang wurde von der Bafin insgesamt zehnmal die Erlaubnis für das Kryptoverwahrgeschäft erteilt. Sieben Unternehmen befinden sich noch im Erlaubnisverfahren. Bislang wurden insgesamt aber auch 17 Anträge zurückgezogen. Nach eigenen Angaben teilt die Bafin den Antragstellern frühzeitig mit, wenn sie keinen Raum für eine positive Entscheidung sieht. Dann kann der Antrag zurückgezogen werden, um keinen negativen Entscheid zu bekommen.

Grundsätzlich versendet die Bafin nunmehr ein Antwortschreiben, das den Antragsteller über den Status des Antrags informiert. „Das ist nicht akzeptabel. Damit wird die Bafin zunehmend zum Standortproblem für die Kryptobranche“, sagt der Kryptofachmann Schäffler. Die Bafin selbst spricht von einem „statistischen Effekt“, weil viele zeitgleich gestellte Erlaubnisverfahren nun abgearbeitet würden. „Die Zahl der offenen Fälle hat sich signifikant reduziert und die Situation normalisiert“, sagt die Bafin dazu.

DER TRAUM VOM FERIEHAUS

Eine eigene Immobilie lohnt sich kaum. Trotzdem kann sie eine gute Entscheidung sein.

Finanzen, Seite 25

MIT ZWEIFELN NACH PARIS

Vor den Olympischen Spielen gibt es Unruhe unter den Schwimmern.

Sport, Seite 27

KAMPF DER BOXER

Der neue Boxverband versucht das IOC zu überzeugen, aber die alte Macht hält dagegen.

Sport, Seite 28

„DIE BESTE RUNDE MEINES LEBENS“

Xander Schauffele gewinnt mit den British Open sein zweites Major in diesem Jahr.

Sport, Seite 28



Gründlichkeit

Von Franz Nestler

Wenn ein Unternehmen in Deutschland Kryptowährungen halten möchte oder andere auf der Blockchain basierende Wertpapiere, braucht es dazu eine sogenannte Kryptoverwahrlizenz. Diese muss man bei der zuständigen Finanzaufsicht Bafin beantragen. Doch dann dauert es lang, bis die Genehmigung erteilt wird: aktuell mehr als zwei Jahre. Zwar spricht die Bafin von statistischen Effekten, aber dass man so eine Lizenz schnell erhält, kann nun wahrlich niemand sagen. Das ist für die junge Branche natürlich ein Problem – zwei Jahre sind eine lange Zeit, in welcher der Kurs der Digitalwährung einmal abstürzen und sich wieder erholen kann. Und doch ist das Vorgehen der Bafin hier richtig und wichtig: Gründlichkeit geht eindeutig vor Schnelligkeit. Wirklich niemandem ist damit geholfen, wenn die Bafin hier eine Lizenz für ein Unternehmen erteilt, das undurchsichtige Geschäfte macht. Oder noch schlimmer, das in eine Insolvenz schlittert, und dann sind alle gehaltenen Kryptowährungen verschwunden, wie es in einigen Fällen außerhalb Europas schon passiert ist. Und dass viele Fintechs ihre Unterlagen wohl nicht vollständig eingereicht haben, unterstreicht nur, dass die Bafin hier ihren Job macht. Auch wenn es dauert, so können die Kundinnen und Kunden in Deutschland sicher sein: Wer von der Bafin eine Lizenz erhält, bei dem kann man auch seine Kryptogeschäfte machen.

China senkt Schlüsselzinsen

Reuters. SCHANGHAI. Chinas Zentralbank hat überraschend den Leitzins gesenkt. Am Montag verringerte sie den als Loan Prime Rate (LPR) bekannten Schlüsselzins, über den die Notenbank die Kosten für Verbraucher Kredite und auch für Hypotheken steuert. Der einjährige Zins wurde auf 3,35 von 3,45 Prozent reduziert und der fünfjährige Zins auf 3,85 Prozent von 3,95 Prozent. Die meisten neuen und ausstehenden Kredite basieren auf dem einjährigen LPR, während der fünfjährige für die Baufinanzierung wichtig ist. Angesichts der Immobilienkrise und der Konsumflaute in der Volksrepublik könnten niedrigere Kreditkosten die Wirtschaft beleben. Die überraschende Zinssenkung der Zentralbank sorgte allerdings für Nervosität an den Finanzplätzen in Asien. Die Börse in Schanghai notierte zum Handelschluss 1,1 Prozent tiefer: „Grundsätzlich deuten alle zugrunde liegenden Daten darauf hin, dass China niedrigere Zinsen gut gebrauchen kann“, sagte Gary Ng, Ökonom bei der Investmentbank Natixis in Hongkong. Dass die Notenbank in Peking nun noch vor der US-Notenbank Federal Reserve die Zinsen senkte, ist aus Expertensicht ein Anzeichen dafür, wie dringend die Konjunktur in der Volksrepublik auf Impulse angewiesen ist.

Crowdstrike-Opfer gehen leer aus

Nur wenige Versicherungen treten für den Schaden nach der IT-Panne ein

arp. FRANKFURT. Ausgelöst durch ein fehlerhaftes Update der US-Softwarefirma CrowdStrike sind am Freitag Millionen von Computern, die mit Microsoft-Software laufen, komplett ausgefallen. Auf der ganzen Welt brach der Flugverkehr kurzfristig zusammen. Deutsche Supermärkte mussten schließen, weil die Ladenkassen nicht funktionierten, in Banken und Versicherungen konnte nur noch eingeschränkt gearbeitet werden. Krankenhäuser verschoben Operationen. Und wer zahlt den Schaden? „Die klassische Betriebsunterbrechungsversicherung zumindest nicht“, sagt Markus Wulfert, der für die Gothaer Versicherung den Bereich Haftpflicht verantwortet. Zwar löste das fehlerhafte Software-Update unzweifelhaft Betriebsunterbrechungen aus, aber diese Versicherung greift nur, wenn die Arbeit aufgrund eines klassischen Schadens, etwa durch Überflutung oder Feuer, ruhen muss, wie Wulfert erläutert. Schadlos halten können sich Geschädigte allenfalls an ihrer Cyberversicherung. Diese muss aber auch Ereignisse wie die CrowdStrike-Panne decken. Und das ist in Policen, die kleinere und mittlere Unternehmen abgeschlossen haben, eher selten gegeben.

„Die meisten mittelständischen Firmen versichern sich gegen Hackerattacken“, weiß Thilo Schönleber, verantwortlich für Cyberversicherungen beim Makler MRH Trowe. In einem solchen Fall zahlt die Cyberversicherung den Schaden und die Kosten für die Wiederherstellung der Systeme. Sie beinhaltet auch eine Haftpflicht, etwa, wenn sensible Kundendaten erbeutet wurden. „Grundsätzlich lässt sich auch ein Schaden durch ein Software-Update versichern. Das ist bei Cyberpolen für den Mittelstand aber optional, kostet extra und wird selten gewählt“, sagt Schönleber. Anders sieht es da bei Versicherungen für die großen Industrieunternehmen aus, deren Versicherungsbedingungen individuell ausgehandelt werden. „In diesen Policen sind meist auch Schäden wie jetzt durch das fehlerhafte Software-Update gedeckt“, schildert Schönleber. Dass CrowdStrike einen immensen Schaden angerichtet hat, steht außer Frage. Schönleber rechnet vor: „Betroffen waren rund 8,5 Millionen Endgeräte. Ein IT-Experte braucht etwa 20 Minuten, um das Gerät wieder funktionsfähig zu machen. Das entspricht 2,8 Millionen Arbeitsstunden, bei einem üblichen Stundensatz belaufen sich die Arbeitskosten auf 250 bis 300 Millionen Euro.“ Aber das ist noch lange nicht alles. Unternehmen gingen Umsätze verloren. Wer zahlt dafür? An dieser Stelle wird es schwierig. „Wir haben es mit verschiedenen vertraglichen Verflechtungen zu tun in unterschiedlichen Ländern. Fast immer gibt es Haftungsausschlüsse“, sagt Wulfert. Auch das Pannenunternehmen CrowdStrike hat

vorgesorgt. In seinen allgemeinen Geschäftsbedingungen heißt es: „Die CrowdStrike-Angebote und CrowdStrike-Tools sind nicht fehler tolerant und nicht für den Einsatz in gefährlichen Umgebungen ausgelegt oder vorgesehen, die eine ausfallsichere Leistung oder einen ausfallsicheren Betrieb erfordern.“

Krankenhäuser etwa dürften sich auf Programme mit dieser Software gar nicht verlassen, ebenso wenig die Luftfahrt. Und was Supermärkte, Banken und Versicherungen angeht: Sie müssen einen Schaden erst einmal beziffern können. Das ist schwierig, denn die Zeit kann ja auch nachgearbeitet werden. Und Kunden, die am Freitag vor einem geschlossenen Laden standen, kamen vielleicht am Samstag wieder, um ihre Einkäufe zu erledigen. Dienstleistungen wie etwa Flüge lassen sich nicht nacharbeiten. Aber hier kreist bereits die Frage im Raum, ob es sich um höhere Gewalt gehandelt hat. Sie wird jetzt wohl Gerichte beschäftigen. Hinzu kommt: Der Ausfall durch das fehlerhafte Update war sehr kurz – nach nur wenigen Stunden stand betroffenen Anwendern eine Lösung des Problems zur Verfügung. In den meisten Versicherungen, die auch in diesem Fall greifen würden, ist aber ein zeitlicher Selbstbehalt vorgesehen. Schäden, die durch Betriebsunterbrechungen von weniger als sechs Stunden entstehen, sind nicht gedeckt.

Die Börse

Dax in Punkten	Bundesanleihe Rendite 10 Jahre
19200	2,85
18800	2,70
18400	2,55
18000	2,40
17600	2,25
	19.7.24
	22.7.24
	23.4.24
	22.7.24
F.A.Z.-Index	2578,78
Dax	18171,93
M-Dax	25343,43
Tec-Dax	3284,55
Euro Stoxx 50	4827,24
F.A.Z.-Euro-Index	160,39
Dow Jones	40287,53
Nasdaq Index	17726,94
Bund-Future	132,05
Tagesgeld Frankfurt	3,78 %
Bundesanl.-Rendite 10 J.	2,46 %
F.A.Z.-Renten-Rend. 10 J.	2,45 %
US-Staatsanl.-Rend. 10 J.	4,24 %
Gold, Spot (\$/Unze)	2401,11
Rohöl (London \$/Barrel)	82,56
1 Euro in Dollar	1,0890
1 Euro in Pfund	0,8428
1 Euro in Franken	0,9688
1 Euro in Yen	171,61
18407,07	25418,28
3321,12	4897,44
161,86	40415,44
18007,57	131,81
3,78 %	3,78 %
2,46 %	2,47 %
2,45 %	2,46 %
4,24 %	4,26 %
2399,28	82,39
1,0888	0,8422
0,9671	170,80

Alle Werte Stand: 22:07 Uhr

Dax, M-Dax und Tec-Dax

Börsenwert		19.7.24		22.7.24		Veränd. in % seit		Umsatz		
S2	Vergleich	Hoch	Tief	Hoch	Tief	19.7.23	19.7.23	52 Wochen	Div. / Rend.	
13.3	11.7	18711,93	18407,07	18468,60	18231,41	+1,3	+9,9	18892,92	14630,21	
41,17	36,37	55,1	31,3	Adidas NA	227,10	228,70	229,40	226,70	+0,7	+2,4
780,36	704,1	17,7	11,8	Allegorix (NL) A	132,56	132,56	131,60	127,7	-5,4	172,82
102,75	99,50	10,5	9,6	Allianz-VNA A	259,40	262,30	263,60	258,10	+1,1	+8,4
40,00	40,00	10,5	10,5	BAF NV A	44,17	44,17	44,17	44,17	-8,1	54,93
26,80	25,90	5,3	5,1	Bayer NA	26,26	27,31	27,40	26,47	+0,4	-18,8
34,30	32,99	31,5	28,6	Beiersdorf	137,10	138,25	139,20	137,95	+0,8	+1,9
52,72	27,15	5,5	5,5	BMW SI A	89,48	90,92	91,58	89,98	+1,6	-9,8
9,45	7,55	12,2	11,9	Commerzbank	55,46	55,46	55,46	54,11	-2,3	87,12
18,46	18,46	7,9	3,7	Continental	15,24	15,24	15,24	15,24	-0,2	22,2
11,57	6,25	7,1	5,7	Continental	57,38	57,38	58,08	57,16	+0,8	-24,8
10,40	10,39	21,3	21,3	Coventry	54,74	55,00	55,34	54,66	+0,4	55,66
31,37	31,37	8,8	7,5	Daimler Truck	37,36	38,12	38,48	37,48	+2,1	47,64
30,86	28,51	7,4	5,9	Deutsche Börse	15,01	15,47	15,49	15,07	+3,1	+25,1
36,01	36,01	18,8	17,3	Deutsche Börse NA	186,70	189,55	190,00	186,80	+1,5	+1,9
59,39	59,39	14,4	14,4	Deutsche Telekom NA	128,19	128,19	128,19	128,19	0,0	0,0
12,22	12,22	10,7	12,1	Deutsche Telekom NA	128,19	128,19	128,19	128,19	0,0	0,0
33,04	27,68	11,3	11,4	E.ON NA	12,38	12,51	12,51	12,40	+1,1	+3,0
16,90	12,34	10,2	8,9	Fresenius	29,96	30,00	30,23	29,98	+0,1	+6,9
27,76	13,82	12,6	11,5	Hannover Rück NA	227,00	230,00	231,00	225,90	+1,4	+6,4
18,56	10,60	8,9	8,2	Heidelberg Materials	100,60	101,95	102,80	100,85	+1,3	+26,0
14,67	14,43	17,4	15,0	Henkel AG	82,34	83,14	83,24	82,34	+0,2	+13,0
44,88	41,93	14,6	14,6	Infinion NA A	63,53	64,14	64,14	63,51	+0,9	0,5
68,74	63,85	5,5	5,4	Mercedes-Benz A	63,63	64,25	64,87	63,77	+1,1	+7,7
19,39	19,39	17,4	15,2	Merck	149,60	150,90	148,15	148,15	+0,3	+4,1
13,33	12,93	20,3	17,9	MTU Aero Engines	247,80	247,70	249,60	246,40	+1,4	+26,9
30,63	30,63	11,5	10,1	Münch. Rück VNA A	444,60	451,00	452,90	442,60	+1,4	+20,2
33,09	33,09	14,0	12,5	Parasac AG VZ	71,60	72,64	73,40	71,68	+1,5	-9,1
6,54	6,54	2,0	2,4	Perpetuum	42,53	42,70	43,07	42,60	+0,4	-7,8
8,88	8,55	17,6	17,6	QIAGEN (NL) B	37,62	38,48	38,78	38,00	+2,3	+5,3
21,51	21,51	23,2	21,7	Rheinmetall	490,20	493,00	497,70	488,00	+0,7	+72,0
24,55	20,72	12,0	16,0	RWE SI	32,79	33,00	33,34	33,00	+0,6	-19,9
22,58	18,15	39,3	29,8	SAP NA A	181,80	183,62	184,42	180,58	+1,2	+31,6
7,06	5,51	41,2	33,1	Sartorius VZ	209,10	204,50	212,40	204,50	-2,2	-38,6
20,65	13,42	24,7	33,5	Siemens Energy	25,43	25,84	26,30	25,54	+1,6	+11,5
50,37	14,37	24,5	20,7	Siemens Health	53,68	54,10	54,10	53,81	+0,5	+1,4
138,61	137,06	10,6	15,4	Siemens Health	110,44	113,26	117,20	112,60	+1,7	+2,0
15,93	15,12	33,7	29,4	Symrise NA	17,05	17,15	17,15	17,15	+0,1	+14,1
21,99	21,99	3,6	3,3	Volkswagen VZ	105,60	106,65	107,10	105,65	+0,4	+1,6
23,39	22,39	17,0	14,8	Vonovia A	18,27	18,42	18,37	18,24	+0,9	-0,4
6,15	5,45	27,0	20,1	Zalando	23,29	23,31	23,64	23,67	+0,7	-8,7

Börsenwert		19.7.24		22.7.24		Veränd. in % seit		Umsatz		
S2	Vergleich	Hoch	Tief	Hoch	Tief	19.7.23	19.7.23	52 Wochen	Div. / Rend.	
23,9	23,9	16,6	15,6	Aixtron NA	20,22	21,08	21,21	20,43	+4,3	-5,5
3,09	1,76	6,4	8,3	Alcatel (L)	2,07	2,10	2,10	2,01	-2,9	-18,8
5,13	3,41	17,7	17,2	Bechtle	39,48	40,68	40,68	39,40	+3,0	52,42
1,26	1,26	12,4	11,1	Betacom	31,52	31,42	32,16	31,38	+0,3	-10,7
2,28	1,59	12,3	10,3	Billiger	51,60	51,60	52,10	51,30	+0,2	+4,7
5,57	2,28	30,1	21,8	Carl Zeiss Meditec	62,25	62,25	63,30	62,15	+0,7	123,75
7,50	4,37	25,2	23,7	CIS Eventim	78,95	78,95	78,95	78,95	0,0	1,43
5,48	3,34	30,0	30,0	Delivery Hero	19,41	19,25	19,65	19,82	-0,2	-23,0
2,37	1,53	30,0	26,5	Enavix	22,07	22,17	22,17	22,01	+0,6	+9,1
8,81	4,71	16,9	11,7	Evotec Industries	18,78	19,15	19,05	18,83	+0,7	42,24
1,58	1,33	38,7	30,2	Evotec	8,54	8,89	9,00	8,61	+4,2	-5,8
4,33	1,51	9,7	8,6	Fraport	46,78	46,78	47,06	45,70	+1,1	-14,5
3,05	2,89	10,9	10,7	Fresenius M. C. St.	25,29	25,64	25,64	25,58	-1,1	21,72
10,53	7,14	12,6	10,7	Fresenius M. C. St.	39,29	39,88	39,88	39,51	-1,1	-5,5
4,82	2,82	11,4	12,3	Geberit	41,04	40,54	40,54	40,54	0,0	-0,8
6,91	5,98	15,4	14,3	GEA Group	40,00	40,10	40,54	39,84	+0,3	+6,4
3,33	3,33	20,2	15,6	Gerresheimer	97,90	96,45	97,65	95,50	+0,2	+2,2
9,50	1,55	22,4	19,5	Hella	86,00	85,50	86,30	85,30	+0,6	-3,6
1,02	0,87	28,9	12,0	HellorfHess	5,82	5,87	5,89	5,83	+0,9	-9,0
3,93	2,14	21,2	17,3	Henkel SI	34,50	34,06	34,06	33,82	-1,1	-3,9
7,59	2,01	14,2	13,2	Hochschild	108,20	107,10	107,10	107,10	0,0	-11,1
2,70	2,70	38,7	38,7	Inductus	38,80	38,80	38,80	38,80	0,0	35,3
1,55	1,58	12,7	12,8	Jungheinrich	26,80	27,10	27,28	26,94	+1,1	-4,7
1,48	1,48	10,3	9,1	Jungheinrich	30,58	30,74	31,14	30,64	+0,5	7,3
2,13	2,14	28,6	16,5	K+S NA	11,87	11,89	12,09	11,87	+0,2	-16,9
2,20	2,27	11,0	9,2	Kion Group	38,93	39,31	40,32	39,13	+1,7	+2,4
11,91	4,89	19,5	17,0	Knorr-Bremse	73,50	73,50	73,50	73,45	+0,5	-25,7
4,00	1,92	14,4	12,3	Kronos	126,60	127,60	128,60	127,60	+1,0	+13,2
2,19	1,99	11,3	16,1	Lanxess	25,32	25,38	25,38	25,23	-0,2	-10,6
6,04	5,74	13,9	14,2	LEG Immobilien	80,56	81,04	82,20	80,70	+0,6	+2,2
6,86	5,72	4,2	4,2	Lufthansa VZ	5,77	5,74	5,76	5,65	+0,6	-2,8
10,37	5,36	51,7	43,1	Nemetschek	89,95	89,90	90,35	89,00	+0,2	+14,4
2,17	1,47	10,0	19,6	Nordex	13,40	13,58	13,79	13,39	+1,3	+0,6
6,77	4,62	19,2	14,9	Puma	44,65	45,23	44,13	44,13	-0,2	-17,6
2,02	1,22	8,00	8,00	Reckitt	78,50	78,50	78,50	78,50	0,0	1,8
2,52	1,75	948,3	76,5	Reckitt Pharmacy (NL)	138,59	139,40	141,50	138,70	+0,6	+5,9
4,67	1,11	9,6	9,4	RTT Group (L)	30,10	30,20	30,55	30,05	+0,3	-13,6
5,52	5,25	26,6	29,9	Scout24 NA	72,80	73,60	74,15	72,00	+1,1	+4,7
2,15	1,30	101,13	52,7	Siltronics NA	71,35	71,80	72,60	71,40	+0,6	-18,8
1,08	1,08	9,7	9,7	Stabius S.A.	43,85	43,70	44,20	43,45	+0,3	-29,2
6,77	4,62	19,2	14,9	Puma	44,65	45,23	44,13	44,13	-0,2	-17,6
2,52	1,75	948,3	76,5	Reckitt Pharmacy (NL)	138,59	139,40	141,50	138,70	+0,6	+5,9
4,67	1,11	9,6	9,4	RTT Group (L)	30,10	30,20	30,55	30,05	+0,3	-13,6
5,52	5,25	26,6	29,9	Scout24 NA	72,80	73,60	74,15	72,00	+1,1	+4,7
2,15	1,30	101,13	52,7	Siltronics NA	71,35	71,80	72,60	71,40	+0,6	-18,8
1,08	1,08	9,7	9,7	Stabius S.A.	43,85	43,70	44,20	43,45	+0,3	-29,2
6,77	4,62	19,2	14,9	Puma	44,65	45,23	44,13	44,13	-0,2	-17,6
2,52	1,75	948,3	76,5	Reckitt Pharmacy (NL)	138,59	139,40	141,50	138,70	+0,6	+5,9
4,67	1,11	9,6	9,4	RTT Group (L)	30,10	30,20	30,55	30,05	+0,3	-13,6
5,52	5,25	26,6	29,9	Scout24 NA	72,80	73,60	74,15	72,00	+1,1	+4,7
2,15	1,30	101,13	52,7	Siltronics NA	71,35	71,80	72,60	71,40	+0,6	-18,8
1,08	1,08	9,7	9,7	Stabius S.A.	43,85	43,70	44,20	43,45	+0,3	-29,2
6,77	4,62	19,2	14,9	Puma	44,65	45,23	44,13	44,13	-0,2	-17,6
2,52	1,75	948,3	76,5	Reckitt Pharmacy (NL)	138,59	139,40	141,50	138,70	+0,6	+5,9
4,67	1,11	9,6	9,4	RTT Group (L)	30,10	30,20	30,55	30,05	+0,3	-13,6
5,52	5,25	26,6	29,9	Scout24 NA	72,80	73,60	74,15	72,00	+1,1	+4,7
2,15	1,30	101,13	52,7	Siltronics NA						

Endlich Sommerferien! Unser Start in den Sommer folgt einem strengen Ritual: Nach der Zeugnisausgabe geht die gesamte Familie, vom Zweit-

ÜBERRENDITE

Ein weiteres Familienritual, wenn auch nicht so institutionalisiert, ist der Besuch beim Immobilienmakler am Ferienort. Nach spätestens drei Tagen stehen mein Mann, ein bis zwei Söhne und ich vor dem Schauenfenster des ortsansässigen Maklers und fragen uns, ob wir nicht doch ein Ferienhaus oder eine Ferienwohnung kaufen sollen. Alle Jahre wieder.

Wir stehen übrigens selten allein vor dem Schauenfenster. Auch andere Familien scheinen mit dem Gedanken zu spielen, eine Ferienimmobilie zu kaufen. Gehören Sie auch dazu? Dann sollten Sie ein paar Dinge wissen, bevor Sie sich möglicherweise in ein finanzielles Abenteuer stürzen: Wenn es um Ihr Lebensgefühl geht, möchte ich Sie davon nicht abhalten. Einen Ort zu schaffen, an dem Familie und Freunde zusammenkommen und gemeinsame Erinnerungen entstehen können, ist etwas ganz Besonderes.

Allerdings hat so ein Ort auch seinen Preis: Es fallen Kosten für Grundsteuer, Zweitwohnsitzsteuer, Versicherungen, Strom, Heizung, Wasser, Gartenpflege, Instandhaltungs- und Reparaturkosten und vieles mehr an. Schnell kommt ein fünfstelliger Betrag im Jahr zusammen, je nach Lage und Größe des Objekts. Zudem ist ein Zweitwohnsitz mit einem gewissen Organisationsaufwand verbunden. Schmunzelnd denke ich dann immer an ein Zitat, das ich am Rande einer Unterhaltung aufgeschnappt habe: „Mehr als zwei Ferienhäuser und ein Boot kann man nicht haben.“ Obwohl wir nur einen Hof in Brandenburg haben, fühle ich mit dem Herrn. Der Hof macht mehr Arbeit und kostet mehr Geld als gedacht – und trotzdem war es eine sehr gute Lebensentscheidung.

Wenn Sie mit einer Ferienimmobilie Geld verdienen wollen, sieht die Lage anders aus. Sie müssen dieselbe Rechnung aufmachen wie bei jeder anderen Kapitalanlage auch: Reichen die Einnahmen, um die Ausgaben für Bewirtschaftung, Instandhaltung und gegebenenfalls für Zins und Tilgung zu decken? Eng damit verbunden ist die Frage, wie Sie das Haus oder die Wohnung nutzen wollen. Wollen Sie Ihre Immobilie ausschließlich vermieten oder teilweise selbst nutzen (dann ist es vielleicht in Ordnung, wenn die Vermietung nicht kostendeckend ist, Sie aber



Da kommen Urlaubsgefühle auf – bei der Kaufentscheidung sollte man aber auch kühl rechnen.

Foto Mauritius

Der Traum vom Ferienhaus

Wer genau rechnet, merkt schnell: Eine eigene Ferienimmobilie lohnt sich kaum. Eine gute Lebensentscheidung kann sie trotzdem sein.

Von Christiane von Hardenberg

dafür das Hotel sparen)? Oder kaufen Sie sie mit Blick auf die Zukunft, als Alterssitz sozusagen?

Ob sich eine Ferienimmobilie rentiert, steht und fällt mit der Vermietung. Sie wollen das Objekt möglichst viele Wochen im Jahr vermieten, nicht nur in der Hochsaison. So schön Brandenburg im Sommer ist, im November verliert der Landstrich jeglichen Charme und kann allenfalls mit seiner Nähe zu Berlin punkten. Glücklicherweise vermietet ich nicht. Aber wenn ich es beabsichtigen würde, würde ich beispielsweise nach Häusern oder Wohnungen in den Alpen oder auch auf Mallorca Ausschau halten. Diese kann man ganz-

jährig vermieten und sind daher deutlich besser als Kapitalanlage geeignet.

Nachdem die große Entscheidung gefallen ist, welches Land, welche Region, kommt es auf die Mikrolage an. In der Hochsaison lässt sich jede noch so geschmacklos eingerichtete Bude vermieten, in der dunkleren Jahreszeit muss man mehr bieten: Blick auf Meer oder Berge, Alleinlage, aber trotzdem in der Nähe von Restaurants, Geschäften, Supermärkten, Ärzten und öffentlichen Verkehrsmitteln. Schnelles und stabiles Internet für das

Holidayoffice ist ein Muss. Auch achten Mieter zunehmend auf eine hochwertige Einrichtung und eine vernünftige Kaffeemaschine. Im Winter sind zudem Sauna, Dampfbad, Kamn, ja vielleicht noch ein Schwimmbad von Vorteil.

Ein solches Premiumpaket kann man als einzelner Eigentümer nicht stemmen. Daher werden Ferienwohnungen gerne in größeren Anlagen als Kapitalanlage angeboten. Praktischerweise übernimmt dann ein Betreiber die Vermietung und verlangt dafür zwischen 20 und 30 Prozent der Mieteinnahmen. Mir wäre es das Geld in meiner jetzigen Lebenssituation wert, denn der Aufwand ist nicht zu

unterschätzen: Angefangen bei den entsprechenden Fotos über die Vermarktung im Internet bis hin zur Beantwortung der Buchungsanfragen, all das kostet viel Zeit. Und während ich Vermarktung und Buchung noch von zu Hause aus erledigen kann, brauche ich spätestens bei der An- und Abreise Helfer vor Ort, die die Wohnung putzen, Bettwäsche und Handtücher austauschen.

Wer sich jetzt fragt, ob sich eine solche Ferienimmobilie überhaupt rechnet, dem gebe ich hier eine kleine Beispielrechnung an die Hand: Eine möblierte Maisonette direkt vom Bauträger mit drei Schlafzimmern im österreichischen Mon-

tafon, 115 Quadratmeter, mit eigener Sauna. Kaufpreis rund 880.000 Euro, zusätzlich Kaufnebenkosten von 7 Prozent, macht (gerundet) 940.000 Euro (alle Angaben ohne Mehrwertsteuer, da es sich in dem Beispiel um ein gewerbliches Vermietungsobjekt handelt). Ob Sie den Kaufpreis wieder einspielen, hängt dann an der Vermietung.

Der Investor geht ab dem dritten Jahr von 235 vermietbaren Tagen aus. Das halte ich für ambitioniert, selbst wenn das Montafon ganzjährig Saison hat. Aber wer schon einmal zwischen Weihnachts- und Winterferien Urlaub gemacht hat, weiß, dass es deutlich mehr Angebot als Nachfrage gibt. Aber gut, bei 235 Tagen und einer durchschnittlichen Miete von 310 Euro pro Tag kämen Sie auf eine Jahresbruttomiete von rund 73.000 Euro. Die Managementgebühr ist hier schon abgezogen, nicht aber die 10.000 Euro Betriebskosten, sodass Sie einen Erlös von 63.000 Euro hätten. Das macht eine Rendite von 6,7 Prozent auf den Kaufpreis plus Nebenkosten – mehr als die meisten Kapitalanlagen, die derzeit auf dem Markt sind.

Ganz anders sieht die Rechnung jedoch aus, wenn es mit der Vermietung nicht nach Plan läuft: Wenn Sie Ihre Wohnung nur die Hälfte des Jahres vermieten können, sinken die Einnahmen abzüglich Betriebskosten auf 47.000 Euro und die Rendite auf 5 Prozent. Bei 150 Tagen nehmen Sie sogar nur noch 36.500 Euro ein, Ihre Rendite läge dann bei 3,9 Prozent. Die Rentabilität steht und fällt eben mit der Vermietung.

Unabhängig von der Rendite sollten Sie auch mehr Eigenkapital mitbringen als beim Eigenheim. Banken betrachten Ferienwohnungen nämlich wie Gewerbeimmobilien, entsprechend hoch ist der Sicherheitsaufschlag für das Mietausfallrisiko. Je höher der Finanzierungsanteil, desto mehr Sicherheiten müssen Sie mitbringen.

Wenn Sie genau rechnen, werden Sie schnell feststellen, dass Sie mit anderen Anlagen eine bessere Eigenkapitalrendite erzielen können, wovon Sie dann in die Ferien fahren können. Es läuft also auf die Frage hinaus, ob Sie lieber in Ihren eigenen vier Wänden Urlaub machen oder ins Hotel gehen beziehungsweise ein Apartment oder Haus mieten wollen. Da kann ich Ihnen keinen Rat geben; aber selbst wenn es rational keine gute Investition ist, kann es dennoch eine gute Lebensentscheidung sein.

Wie unsere Diskussion in diesem Jahr ausgehen wird, kann ich mir übrigens schon denken. Wir gehen in diesem Sommer nämlich auf den Lofoten wandern und zelten. Spätestens nach der zweiten Nacht hat sich die Investition in zwei Zelte für die sechsköpfige Familie amortisiert.

Christiane von Hardenberg ist promovierte Volkswirtin, Autorin, Gründerin und Investorin.

Wenn Sie ein Thema besonders oder auch weitergehend interessiert, dann schreiben Sie uns gerne: fragdiefinanzen@faz.de

ANZEIGE

Name: Wtrg. Ausg./Rückk. Perf. Stand: 22.07.2024 1 Monat *Preise vom Vortag / letzt verfügbar

Nachhaltigkeits-Fonds (ESG)

ARETE ETHIK INVEST

PRIME VAL Growth A € 151,05/143,85 -0,93 PRIME VAL Income A € 132,82/128,95 -0,19

.Deka Investments

Table with columns: Fund Name, ISIN, Price, Change, etc. Includes DBA ausgewogen, DBA dynamisch, etc.

Metzler Asset Management GmbH

Table with columns: Fund Name, ISIN, Price, Change, etc. Includes ODDO BHF Asset Management, Exik-PolarisBd Drw, etc.

ÖKOWORLD

Table with columns: Fund Name, ISIN, Price, Change, etc. Includes Growing Mkts 2.0, Klima, etc.

BNP PARIBAS ASSET MANAGEMENT

Table with columns: Fund Name, ISIN, Price, Change, etc. Includes BNP Paribas Funds, Aqua, China Equity, etc.

C&P Funds (Creutz & Partners)

Table with columns: Fund Name, ISIN, Price, Change, etc. Includes C&P Funds ClassiX, C&P Funds DetoX, etc.

Union Investment

www.union-investment.de Tel. 069 589 98-6060

Table with columns: Fund Name, ISIN, Price, Change, etc. Includes PrivatFonds: Nächst, UnionLuxAktEU, etc.

AXXION

www.axxion.de / info@axxion.de

Table with columns: Fund Name, ISIN, Price, Change, etc. Includes MAS Val-Priv Inv P, Mit Axx-Europa A, etc.

.Deka Investments

www.ddeka.de | Tel. 069 / 7147-652

Table with columns: Fund Name, ISIN, Price, Change, etc. Includes Deka-Global Bal CF, Deka-Global Bal TF, etc.

BNP PARIBAS ASSET MANAGEMENT

www.bnpparibas.com

Table with columns: Fund Name, ISIN, Price, Change, etc. Includes BNP Paribas Funds, Aqua, China Equity, etc.

DIE BESTEN AKTIENFONDS IM VERGLEICH

Table with columns: Titel, ISIN, Preis, Performance in %, Lfd. Kosten %

Alle dargestellten Investmentfonds sind Teilnehmer am Funds Service, sortiert nach 3-Jahresperformance, berechnet nach BVI Methode. Laufende Kosten % = Anteil der Verwaltungskosten eines Fonds, hoher Prozentsatz = hoher Kostenanteil. Erscheinungsbildlich wechselnde Kategorien: Aktien-, Renten-, Geldmarkt-, Misch-, Immobilien- und wertgesicherte Fonds. Keine Anlageberatung und -empfehlung.

CATELLA REAL ESTATE AG

Table with columns: Fund Name, ISIN, Price, Change, etc. Includes Cat Dutch Resid II, Cat.Scandia Chance, etc.

Deka Immobilien Investment

Table with columns: Fund Name, ISIN, Price, Change, etc. Includes Deka-Immobilien Europa, Deka-Immobilien Global, etc.

Deka Vermögensmanagement GmbH

Table with columns: Fund Name, ISIN, Price, Change, etc. Includes Deka-BAZSI off 25, Deka-PB Wert 4y, etc.

Commerz Real

Table with columns: Fund Name, ISIN, Price, Change, etc. Includes hausinvest

DAVIS FUNDS SICAV

Table with columns: Fund Name, ISIN, Price, Change, etc. Includes Global A, Value Fund A

.Deka Investments

www.ddeka.de | Tel. 069 / 7147-652

Table with columns: Fund Name, ISIN, Price, Change, etc. Includes AriDeka CF, BasisStrat Flex CF, etc.

Tägliche Veröffentlichung der Anteilspreise von Qualitätsfonds - mitgeteilt von Infront Financial Technology GmbH

DJE-Renten Glob PA

Table with columns: Fund Name, ISIN, Price, Change, etc. Includes DJE-SHT Term Bd PA, DJE-Zins&Divid PA, etc.

DWS Offene Immobilienfonds

Table with columns: Fund Name, ISIN, Price, Change, etc. Includes grunbd. europä IC, grunbd. europä RC, etc.

Fonds Direkt Sicav

Table with columns: Fund Name, ISIN, Price, Change, etc. Includes Skyline Dynamik

GUINNESS GLOBAL INVESTORS

Table with columns: Fund Name, ISIN, Price, Change, etc. Includes Global Equity Inc, Global Innovators, etc.

www.guinness.com/de

Table with columns: Fund Name, ISIN, Price, Change, etc. Includes Global Equity Inc, Global Innovators, etc.

www.hal-privatbank.com

Table with columns: Fund Name, ISIN, Price, Change, etc. Includes ERBA Invest DP, HAL Europ SmCap Eq, etc.

www.hwb-fonds.com

Table with columns: Fund Name, ISIN, Price, Change, etc. Includes HWB Alex Str.Pf R, HWB Alex Str.Pf V, etc.

www.dje.lu | info@dje.lu

Table with columns: Fund Name, ISIN, Price, Change, etc. Includes DJE - Asien PAC, DJE - Concept PA, etc.

IFM Independent Fund Management AG

Table with columns: Fund Name, ISIN, Price, Change, etc. Includes ACATIS FV Akt.Gl, ACATIS FV Akt.Gl.2

INKA Intern. Kapitalanlagegesellschaft

Table with columns: Fund Name, ISIN, Price, Change, etc. Includes APH High Yld Spz, APH High Yld Spz, etc.

IPConcept

Table with columns: Fund Name, ISIN, Price, Change, etc. Includes ME Fonds PERGAMONFE, ME Fonds Special V

KanAm Grund

Table with columns: Fund Name, ISIN, Price, Change, etc. Includes Leading Cities

LRI Invest S.A.

Table with columns: Fund Name, ISIN, Price, Change, etc. Includes NW Global Strategy

www.meag.com

Table with columns: Fund Name, ISIN, Price, Change, etc. Includes Dividende A, ERGO Vermög Ausgewe, etc.

www.metzler.com

Table with columns: Fund Name, ISIN, Price, Change, etc. Includes RWS-DYNAMIK A, RWS-ERTRAG A

www.nobis.com

Table with columns: Fund Name, ISIN, Price, Change, etc. Includes LiLux Convert, LiLux-Rent

ODDO BHF Asset Management

Table with columns: Fund Name, ISIN, Price, Change, etc. Includes Basis-Fonds I Nach, Substanz-Fonds, etc.

UBS Funds Services Lux S.A.

Table with columns: Fund Name, ISIN, Price, Change, etc. Includes UBS (L) EM Eq PAA S, UBS (L) EM Eq PAX S, etc.

Union Investment

www.union-investment.de Tel. 069 589 98-6060

Table with columns: Fund Name, ISIN, Price, Change, etc. Includes PrivF&Kont, PrivF&Kont.pro, etc.

W&M Asset Management Dublin

Table with columns: Fund Name, ISIN, Price, Change, etc. Includes SouthEast Asian Eq

Luxemburg Placement Funds

Table with columns: Fund Name, ISIN, Price, Change, etc. Includes Solitär, Solitär II

Union Investment Luxembourg

Table with columns: Fund Name, ISIN, Price, Change, etc. Includes PrivF&Kont.pro, UnionAsia Pac.net, etc.

Union Investment Real Estate

Table with columns: Fund Name, ISIN, Price, Change, etc. Includes Unilimm.Dt, Unilimm.Europa, etc.

Universal Investment

Table with columns: Fund Name, ISIN, Price, Change, etc. Includes Degussa Univ.Rent

Universal-Investment-Luxembourg S.A.

Table with columns: Fund Name, ISIN, Price, Change, etc. Includes CondorBalance-UI, CondorChance-UI, etc.

W&M Asset Management Dublin

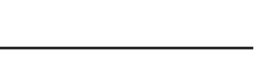
Table with columns: Fund Name, ISIN, Price, Change, etc. Includes SouthEast Asian Eq

SONSTIGE FINANZPRODUKTE

Luxemburg Placement Funds

Table with columns: Fund Name, ISIN, Price, Change, etc. Includes Solitär, Solitär II

Weiterführende Informationsquellen finden Sie unter



faz.net/fondsinfo

Allgemeine Erläuterungen

Investmentfonds nach Kapitalanlagegesetzbuch (KAGB). Wtrg.: Währung (A = Australischer Dollar, € = Euro, F = Schweizer Franken, £ = Brit. Pfund, ¥ = Japanische Yen, P = Polnischer Zloty, S = Schwedische Krone, \$ = US-Dollar).

Ausg.: Ausgabepreis eines Fondsanteils zum angegebenen Tag. Rückk.: Rücknahmepreis eines Fondsanteils zum angegebenen Tag. NAV: Nettinventarwert. Perf.: Performance auf Basis der letzten verfügbaren NAVs (Nettoinventarwerte). Berechnung nach BVI-Methode. * Fondspreise etc. vom Vortag oder letzt verfügbar.

Part.: Performance auf Basis der letzten verfügbaren Vorkommission - ohne Nebenkosten abgezogen. Alle Angaben ohne Gewähr, keine Anlageberatung und -empfehlung.

Universal Investment

Table with columns: Fund Name, ISIN, Price, Change, etc. Includes Degussa Univ.Rent

Universal-Investment-Luxembourg S.A.

Table with columns: Fund Name, ISIN, Price, Change, etc. Includes CondorBalance-UI, CondorChance-UI, etc.

faz.net/fondsinfo

Infront Funds Service

Anfang des Monats hat Guy Luzon, der Trainer der israelischen U-21-Fußballnationalmannschaft, seinen Kader für das Turnier bei den Olympischen Spielen vorgestellt. Der israelische Verband präsentierte ein die Emotionen rührendes Video, das an die israelischen Opfer des Terrorangriffs der Hamas vom 7. Oktober 2023 erinnerte. „Das Video der Olympiamannschaft ist die Geschichte unser aller hier, wir leben zwischen Schmerz und Hoffnung. Zwischen Tränen der Trauer und Tränen der Freude. Es ist ein Tribut an das Land, das wir alle lieben“, schrieb der Verband auf seinem Kanal auf X. Unter dem Strich allerdings steht: 18 Spieler wurden für Paris nominiert. Unter ihnen ist kein Araber. Trainer Luzon behauptet, dass er Anan Khalaily, Muslim, Flügelspieler von Union St-Gilloise, gern nominiert hätte, aber der belgische Verein habe das Ansinnen abgelehnt.

Luzons Entscheidungen werfen Fragen auf: Im Sommer 2023 hat die israelische U21 bei der Europameisterschaft das Halbfinale erreicht und sich für Paris qualifiziert. Unter den Spielern beim Turnier waren vier Araber. Im selben Sommer erreichte die U-20-Nationalmannschaft Platz drei bei der Weltmeisterschaft. Mit drei arabischen Spielern. Anan Khalaily spielte beide Turniere. Zwei Vereine aus arabisch geprägten Ortschaften in Israel, Maccabi Bnei Reineh und Bnei Sakhnin, haben in der Saison 2023/24 in den Play-offs der israelischen Premier League gespielt. Die Vielzahl hoffnungsvoller arabischer Talente war der Stolz israelischer Jugendmannschaften. Es wirkte, als habe es um die Integration arabischer Spieler in den israelischen Fußball nie besser gestanden. Aber dann gab es Krieg.



Erfolgsteam: Israels U-21-Mannschaft drang bei der EM 2023 bis ins Halbfinale vor.
Foto Imago



Mosaik mit Lücken

Israel war stolz auf die Vielzahl arabischer Talente in seinen Fußballmannschaften. Dann gab es Krieg. Im Olympiakader steht nun kein einziger Araber. Das wirft Fragen auf.

Von Itay Goder, Tel Aviv

Ahmed Tibi, 65 Jahre alt, holt tief Luft. Der palästinensisch-israelische Politiker, seit 1999 Abgeordneter der Knesset, ist Vorsitzender der Ta'al-Partei. „Seit dem 7. Oktober ist jeder in Israel lebende Araber ein bedrohter Araber“, sagt Tibi. „Er ist am Arbeitsplatz bedroht, an der Universität, im öffentlichen Nahverkehr und eben auch auf dem Fußballplatz.“

Shlomi Barzel, der Sprecher des israelischen Fußballverbandes, tut solche Aussagen als „albern“ ab. „Ich hasse es, dass die Leute sich jetzt das Verhältnis von Arabern und Juden in den Auswahlmannschaften anschauen. Das ist bodenlos und demagogisch. Der Trainer entscheidet auf einer professionellen Grundlage. Anan Khalaily hätten wir sehr gern dabei gehabt, aber er wurde von seiner Mannschaft nicht abgestellt. Aus meiner Sicht ist es falsch, daraus einen Anschein abzuleiten. Dann wäre Ataa Jaber (der nun für die palästinensische Nationalmannschaft spielt; d. Red.) nicht Kapitän der U21 geworden, dann wäre der Tscherkesse Bibras Natcho nicht einer der großartigsten, verehrtesten Kapitäne der israelischen Nationalmannschaft geworden. Jeder Spieler repräsentiert den Staat Israel und sein wunderbares menschliches Mosaik.“

Ahmed Taibi sieht das anders, erst recht in jüngster Zeit. „Es gibt einen Geist des McCarthyismus mit Blick auf die arabische Minderheit in Israel. Wir haben eine inoffizielle Militärregierung. Israelische Araber, die forderten, der Krieg möge aufhören, wurden unter dem Verdacht, Terrorismus zu unterstützen, verhaftet. Sogar Araber, die Empathie für die vielen Tausend arabischen Opfer des Kriegs zeigten, für die Opfer des Bombenkriegs, verloren ihren Job. Ich muss Ihnen wohl kaum von Dia Saba erzählen?“

Der Fall des früheren israelischen Nationalspielers, Profi von Maccabi Haifa, hat Schlagzeilen gemacht. Der offensive Mittelfeldspieler mit muslimischem Familienhintergrund hatte um politische Fragen immer einen Bogen gemacht in der Öffentlichkeit. Er hatte versucht, es allen recht zu machen, in dem er das tat, was er am besten kann: Fußball spielen. Dieses Mal funktionierte das nicht. Rund zehn Tage nach dem 7. Oktober wagte seine Frau, einen Instagram-Post eines israelischen Friedensaktivisten zu teilen. Darin stand: „Auch in Gaza leben Kinder. Wir müssen sagen, dass alles getan werden

muss, damit Kinder nicht sterben. Denn die Wahrheit ist: Zwischen Kind und Kind gibt es keinen Unterschied.“

Saba teilte den Post seiner Frau. Ein Abgrund tat sich auf. Journalisten und Spieler verurteilten ihn, Fans riefen „Dia Saba ist tot“, das Management seines Vereins ließ ihn fallen. Zwar wurde sein Vertrag nicht aufgelöst, doch Maccabi Haifa gab ihm zu verstehen, dass seine Geschichte beim Klub vorüber ist. Alle Bitten um Entschuldigung, bis hin zur Selbstdemütigung, wurden abgelehnt. Saba wechselte zum Emirates Club nach Ra's al-Chaima in die Vereinigten Arabischen Emirate. Haifa bemerkte den eigenen Fehler: Inzwischen versucht der Verein, Saba von der Rückkehr zu überzeugen und diese den Fans schmackhaft zu machen. Maccabi fällt es angesichts des Kriegs schwer, ausländische Profis zu verpflichten.

Saba ist wie der Nationalspieler Mohammad Abu Fani, der bei Ferencvaros in Budapest spielt, und Ramzi Safouri von Antalyaspor, frustriert von seiner Lage. Zitiert werden möchte er nicht. Taleb Tawatha, zwischen 2016 und 2019 Profi von Eintracht Frankfurt, inzwischen linker Verteidiger bei Bnei Sakhnin, lächelt und sagt: „Halt mich da raus. In dieser Geschichte kann ich nicht gut aussehen. Bitte lass mich dieses Mal raus.“

Fadi Mostafa, 46 Jahre alt, ist Journalist, Moderator einer beliebten arabischsprachigen Sendung des israelischen Fernsehens. Er kennt das Problem sehr genau. „Im arabischen Sektor sind wir das Programm mit den höchsten Einschaltquoten. Die arabischen Fußballer haben uns jahrelang die Türen eingeplant und wollten interviewt werden. Seit dem Kriegsausbruch ist es das Gegenteil: Wir haben riesige Schwierigkeiten, jemanden vor die Kamera zu kriegen. Zusagen bekommen wir nur, wenn wir versprechen, nicht nach Politik zu fragen. Ein bekannter Spieler, den ich seit Jahren gut kenne, sagte mir: Fadi, du bist wie ein Bruder für mich. Aber wenn du eine Frage zum Krieg stellst, stehe ich auf und gehe.“

Als Journalist sei er „natürlich enttäuscht. Ich will Schlagzeilen machen mit meiner Sendung.“ Aber: „Als in Israel lebender Araber habe ich schon Verständnis für sie. Wer will sich denn da einmischen? Die bekannten arabischen Fußballer sind dieses Jahr nach Europa gegangen. Es geht zu weit inzwischen. Selbst wenn es finanziell funktioniert für



Verhindert: Anan Khalaily erhielt von seinem Klub keine Freigabe für die Olympischen Spiele in Paris.
Fotos Imago, dpa



Politische oder sportliche Entscheidung? Trainer Guy Luzon (l.) berief keinen Araber in sein Aufgebot.
Foto Picture Alliance

sie: mit einem falschen Satz können sie und ihre hier lebenden Familien großen Schaden nehmen.“

Shi Ottman ist vor zwei Jahren 70 Jahre alt geworden. Die meisten jüngeren Fans kennen seinen Namen nur noch aus Rate-sendungen. Seine Freunde, die Stars von einst im israelischen Fußball, erinnern sich daran, dass er in den Siebzigerjahren der erste muslimische Araber überhaupt war, der in der ersten israelischen Liga spielte, im Trikot von Hapoel Jerusalem. 50 Jahre danach sind arabische Fußballer im israelischen Fußballbetrieb keinerlei Besonderheit. Alle Jugendnationalmannschaften haben ein starkes arabisches Fundament. In keiner anderen Sportart

in Israel sind so viele Araber vertreten. Die Spieler haben auch eine soziale Führungsposition. Der von Verbandssprecher Barzel angeführte Bibras Natcho, Profi bei Partizan in Belgrad, bis vor Kurzem Kapitän der israelischen Nationalmannschaft, ist der Stolz der in Israel lebenden Tscherkessen.

Abbas Suan ist heute 48 Jahre alt. Vor zwanzig Jahren wurde er zu einer israelischen Fußballlegende. Im Mai 2004 gewann er als Kapitän mit Bnei Sakhnin den Pokal. Seine Mannschaft war die erste arabische Mannschaft, die einen wichtigen Titel in Israel gewann. Der Mittelfeldspieler wurde zum Star. Er war das Gesicht der Aufsteiger-geschichten um die Mannschaft aus der Kleinstadt in den Hügeln Galiläas. Suan wurde, gewollt oder nicht, Botschafter der Koexistenz von Arabern und Juden, zumal als er der erste Spieler aus Sakhnin wurde, der das Nationalmannschaftstrikot tragen durfte. Er war derjenige, der mehr als jeder andere arabische Fußballer die israelische Öffentlichkeit kritisierte. „Das kann niemanden überraschen. Wir leben alle in diesem Land. Ich war immer für die

Integration von Juden und Arabern. Ich habe jede Gelegenheit, das ausdrücken zu können, mit Freude genutzt.“ Als er ein spätes Tor zum Ausgleich in einem Qualifikationsspiel zur WM 2006 gegen Irland schoss, war er der Held aller Israelis. „Aber ich wollte nie der Haus-Araber sein“, sagt er. Die Nationalhymne hat er nicht gesungen. „Solange sich der Text nicht ändert, wird sie nicht jeder singen können. Die Worte Nefesh Yehudi Homiya (Die jüdische Seele sehnt sich; d. Red.) passen nicht für den arabischen Sektor. Jeder arabische Spieler wird bei der Ankunft in der Nationalmannschaft sofort gefragt, ob er die Hymne singt. Ich will nicht singen und lügen. Die Worte stören mich. Wir kämpfen gegen Rassismus. Wenn wir uns dagegen nicht wehren, sind wir in einer katastrophalen Lage.“

Auch Suan hat das Gefühl, die Lage werde „immer schlimmer“. „Ich leide, wenn ich sehe, was in unserem Land passiert. In den vergangenen sechs, sieben Jahren mussten wir zur Kenntnis nehmen, dass sich die Führung des Landes den Extremisten angeschlossen hat. Ich sehe die Regierung, ich sehe, was im Parlament geschieht. Als ich spielte, war das nicht in diesem Ausmaß Thema.“

Tatsächlich ist der Ton im israelischen Parlament extremer geworden. Vor dem Hintergrund der Demonstrationen gegen Ministerpräsident Benjamin Netanjahu betonten Abgeordnete den israelisch-jüdischen Nationalismus zulasten anderer Bevölkerungsgruppen und der arabischen Öffentlichkeit. Je extremer die Debatte, umso populärer werden die Politiker, die sie führen.

Der Abgeordnete Ahmed Tibi sagt: „Wenn die arabischen Fußballer Angst haben, etwas zu sagen, spreche ich für sie. Vielleicht haben sie Angst, Folgendes zu sagen: Die israelische Gesellschaft ist eine rassistische Gesellschaft, die unter einem posttraumatischen Syndrom leidet. Aus meiner Sicht hat Guy Luzon den arabischen Spielern einen Gefallen getan, als er sie nicht nominiert hat.“

Sie sollten nicht unter dieser Überwachung spielen, findet Tibi: „Alle würden darauf schauen, ob sie die Hymne singen. Die israelische Öffentlichkeit wird darauf bestehen, darauf achten zu dürfen, ob sie die Flagge küssen, dem israelischen Nationalismus huldigen nach dem 7. Oktober. Mir tut die Nationalmannschaft vor allem leid. Sie hatte doch ihren größten Erfolg der jüngeren Vergangenheit, als arabische Spieler dabei waren und Tore geschossen haben.“

Übersetzt aus dem Englischen von **Christoph Becker**.

Schwimmer mit Zweifeln

Unruhe vor den Sommerspielen in Paris

chwab. PARIS. Die Seine ist nicht nur sauber, sie ist auch sicher, und das bringt mit sich, dass mancher Gastronom im Hochsicherheitstrakt entlang des Flusses sauer ist. Weil er seine Kundschaft nur begrüßen kann, wenn er das Gitter anhebt, das den Hungrigen vom Wirt trennt. Pariser Küche hinter der Absperrung, das ist ein Affront gegen das Savoir-vivre und nicht förderlich für das Geschäft. Aber die Macher der Eröffnungsfeier der Olympischen Spiele von Paris am Freitag, für die der Aufwand be- und der ein oder andere Schlemmer womöglich vertrieben wird, sind sicher: „Das wird die größte Show auf Erden.“ Oder auch: „Die größte Fernsehshow, die je produziert wurde.“ Am Montag bekam der Making-of-Film zur Eröffnungsfeier eine eigene Pressekonferenz. Superlative in jedem Satz. Erwartungsmanagement nach dem olympischen Motto.

Mit jedem Tag, den die Eröffnungsfeier der Spiele am Freitag näher rückt, kommen aber auch die ersten Medaillentscheidungen näher und damit das Spektakel der Schwimmer, für die im Rugby-Stadion von Racing 92 im Büroviertel La Défense ein Schwimmbecken versenkt wurde. Auch hier ist das Wasser sauber, aber was die Wettkämpfe angeht, haben einige Protagonisten Zweifel. „Wir haben die Berichte über den chinesischen Schwimmsport im Laufe des letzten Jahres alle gesehen“, zitiert das Fachportal „State of Swimming“ den Briten Tom Dean, Olympiasieger über 200 Meter Freistil und mit der 4x200-Meter-Freistilstaffel in Tokio. „Ich hoffe, dass ich und die anderen sieben im Rennen unter den gleichen Bedingungen antreten.“ Dean ist einer von vielen Schwimmern mit Zweifeln. Am Freitag hatte die ARD in der Dokumentation „Schmutzige Spiele“ Indizien präsentiert, die die große Skepsis an der Darstellung der chinesischen Anti-Doping-Agentur weiter wachsen lassen: Während die CHINA NADA das Trimetazidin im Körper von 23 Schwimmerinnen und Schwimmern mit einer Kontamination in einer Hotelküche erklärt und die Welt-Anti-Doping-Agentur WADA diese Erklärung für überzeugend hält, liegen der ARD Aussagen aus China vor, nach denen die Schwimmer vor dem Neujahrswettkampf im Januar 2021 gar nicht alle im selben Hotel übernachtet haben. Deren Echtheit könne zwar nicht verifiziert werden, heißt es in der Dokumentation, ohne Menschen in China in Gefahr zu bringen – aber die Gemüter sind gereizt angesichts der Aussicht, dass 13 der 23 Schwimmerinnen und Schwimmer auch in Paris an den Start gehen werden. Nach der Sitzung der Exekutive des Internationalen Olympischen Komitees am Samstag hatte IOC-Sprecher Mark Adams gesagt, er erinnere daran, dass die WADA sich „in dem Kontaminierungsfall“ nichts vorzuwerfen habe. Der Interimsbericht des von der WADA beauftragten Schweizer Eric Cottier, vormals Generalstaatsanwalt des Kantons Waadtland, habe ergeben, dass es keinen Fall gebe. Auf sportpolitischem Parkett bekommt das Erwartungsmanagement in Paris einen ganz anderen Klang. „Und wir haben Hinweise, dass der Abschlussbericht dasselbe ergeben wird“, sagte Adams. Dass das IOC offenbar vorab über die Ergebnisse der Arbeit eines unabhängig genannten Ermittlers informiert wird, womöglich gar von ihm, obwohl es den Statuten zufolge mit der Sache nichts zu tun hat, zeigt die Machtverhältnisse. Und zeigt, dass es wohl doch einen Fall gibt, selbst wenn es kein Dopingfall ist. Nur: Wessen Fall ist es dann eigentlich?

In Kürze

Pogacar verpasst Olympia

Radstar Tadej Pogacar wird nach seinem Sieg bei der Tour de France wegen großer Erschöpfung nicht an den Olympischen Spielen in Paris teilnehmen. Das teilte das NOK aus Pogacars Heimat Slowenien am Montag mit, einen Tag nach seinem dritten Gesamtsieg bei der wichtigsten Rundfahrt der Welt. Pogacar wird in Paris durch Domen Novak ersetzt. sid

Dunlap siegt auch als Profi

Der US-Amerikaner Nick Dunlap hat Golf-Geschichte geschrieben. Mit seinem Sieg bei der Barracuda Championship hat der 20-Jährige als Erster in derselben Saison auf der PGA-Tour Turniere als Profi und Amateur gewonnen. Dunlap hatte sich im Januar als Amateur beim American-Express-Turnier in Kalifornien durchgesetzt, am Sonntag ließ er nun den ersten Erfolg als Profi folgen. sid

PORSCHE

ONE TEAM ONE DREAM



PASCAL WEHRLEIN

WORLD CHAMPION 2024

ABB FIA FORMULA E

Herzlichen Glückwunsch, Pascal! Wir haben es geschafft! Das TAG Heuer Porsche Formel E Team hat die ABB FIA Formel E Fahrer Weltmeisterschaft gewonnen.



Nach fünf unglaublichen Jahren feiern wir diesen elektrisierenden Moment. Dieser Titel gehört dir, unseren Partnern und unseren Fans. Gemeinsam sind wir Raceborn.

PERSÖNLICH

Endlich auf dem Thron

Die Formel-E-Autos, hat Pascal Wehrlein der F.A.Z. einmal gesagt, „sind am schwierigsten zu fahren.“ Viel Leistung, wenig Grip, die ständige Suche nach Balance in vollelektrischen Boliden, über enge Stadtkurse hetzend, auf denen die Barrieren nah sind und den Piloten mit Totalschaden drohen. Sechs Jahre jagte der Sigmaringer Wehrlein dem Titel nach, erst für den indischen Mahindra-Rennstall, seit 2020 in einem Werksponsor. Meist unter dem Radar der Öffentlichkeit. Die Batterieserie und ihre pfeifenden Boliden sind noch immer nicht massentauglich. Das schmälert nicht die Leistung hinter dem Triumph des 29 Jahre alten Wehrlein am vergangenen Sonntagabend in London: Weltmeister. Als punktgleicher Gesamtzweiter angereist zu den beiden letzten Läufen der Saison, fand der frühere Formel-1-Pilot auf dem Messegelände Excel im Londoner Osten das Glück. „Am Ende und zu Beginn eines jeden Tages“, erzählte Wehrlein, „habe ich immer zu mir gesagt: Ich kann es schaffen, wir können es schaffen.“

Die zehnte Auflage des Stromer-Championats sah in Wehrlein den ersten deutschen Meister. Er bestieg den Thron, kunstvoll gefertigt aus kaltverformtem Carbon, man könnte auch von einem Schrotthaufen sprechen. Der aber illustrierte, dass das Verderben überall lauert, wenn 22 Steuerleute in 850 Kilogramm leichten Kisten aufeinander losgehen, die mit 350 Kilowatt so potent sind, dass bei Tempo 150 noch die Hinterreifen durchdrehen, und die zu steuern ohne Servolenkung keinen Pud-



Formel-E-Weltmeister:
Pascal Wehrlein
Foto Picture Alliance

ding in den Armen erlaubt. Hirnschmalz braucht es außerdem; wer die meiste Energie spart, kann am Ende attackieren. Wer hier besteht, sollte Wehrleins Schrott-Thron aussagen, der verdient besondere Anerkennung.

Neben Wehrlein schielten in London noch die Neuseeländer Nick Cassidy und Mitch Evans, beide in Diensten von Jaguar, nach dem Titel. Wehrlein galt als Außenseiter. Zumal sein Porsche 99X Electric auf der Messehallenpiste nie besonders funktionierte. Nimmer hatte Porsche in London auf dem Podium gestanden. „Wir wussten, dass wir nicht die Favoriten sind“, sagte Wehrlein später und erklärte, dass es dem Team gelungen sei, mehr herauszukitzeln aus dem Auto, als eigentlich drinsteckte. So gewann er den Samstaglauf, seinen dritten Saisonsieg. „Gebt mir mehr Druck“, forderte der Schwabe, der nun als Gesamtführender ins Finale startete.

Er profitierte dann davon, dass Jaguar seine Titelanwärter Evans und Cassidy missmanagte, sie regelrecht gegeneinander ausspielte. Sie zetereten am Funk, uneins über die Strategie und darüber, wer Champion werden darf. Wehrlein, zwischen den Streithähnen auf Rang zwei liegend, drohte aufgerieben zu werden in dem sich zuspitzenden Konflikt. Der DTM-Meister von 2015 aber dosierte klug das Risiko. Er pushte zwar, ließ sich aber nicht verleiten zu einem tumblen Überholversuch, der auf der winkligen London-Bahn schnell das Aus bedeutet. Sein Porsche-Kollege António Félix da Costa zerstörte mit einem Rempler Cassidys Hoffnungen. Der Meisterschaftszweite des vergangenen Jahres musste aufgeben. Abermals geschlagen.

Blieben Evans und Wehrlein. Er, der mit Partnerin und Tochter am Bodensee lebt, behielt die Nerven: Der vorgeschriebene Extra-Schlenker über drei Induktionsschleifen im Boden, die zusätzliche Leistung freisetzen, gelang ihm kurz vor Schluss perfekt. Rivale Evans hingegen, vor Wehrlein platziert, traf die letzte Schleife nicht, musste das Manöver wiederholen, fiel zurück und war bezungen. Platz zwei im Ziel hinter Sieger Rowland reichte Wehrlein zum Titel. Einziger Werbustropfen für Porsche: Die Strafe für da Costa Foul gegen Cassidy kostete den sicher geglaubten Herstellertitel.

SÖNKE SIEVERS



Mein Schatz: Xander Schauffele hat sofort eine innige Verbindung zur Siegestrophäe der British Open aufgebaut.

Foto AFP

Xander Schauffele hat lange mit einem beruflichen Makel leben müssen. Er galt als einer der besten Golfer der Welt, der trotz etlicher Topplatzierungen keines der vier Majors gewinnen konnte. Nachdem er bei 27 Major-Teilnahmen zwölfmal unter den Top Ten und sechsmal unter den besten Fünf (darunter zweimal auf Platz zwei) gelandet war, wischte er vor zwei Monaten diesen Fleck weg. Er siegte bei der PGA Championship im Valhalla Golf Club in Louisville (Kentucky) dank eines Birdie aus 1,80 Metern am letzten Loch spektakulär, gewann mit einem Schlag Vorsprung vor seinem amerikanischen Landsmann Bryson DeChambeau und erzielte mit 21 unter Par das beste Ergebnis in der Geschichte der vier Saisonhöhepunkte.

Am Sonntag musste der 30 Jahre alte Kalifornier aus San Diego bei The Open Championship, auch bekannt als British Open, im Royal Troon Golf Club in Schottland nicht bis zum Schlussloch bangen. Schon bevor der neue „Champion Golfer of the Year“ seine Runde beendete, wurde sein Name in die älteste Golftrophäe der Welt, den Claret Jug, eine Rotweinkaraffe, eingraviert. Denn in der Schlussphase dominierte Schauffele das älteste der vier Majors dank seiner grandiosen, bogeyfreien Schlussrunde von 65 Schlägen, der besten des Tages.

Der Welttranglistendritte war gemeinsam mit fünf weiteren Spielern mit einem Schlag Rückstand auf seinen amerikanischen Landsmann Billy Horschel auf die letzten 18 Löcher gegangen. Doch dank vier Birdies auf den extrem schweren „Back Nine“, den letzten neun Löchern, setzte er sich an der Küste der Irischen See in Ayrshire bei starken Wind-

Kampf der Boxer um Olympia

Der neue Verband World Boxing versucht das IOC zu überzeugen, aber die alte Macht hält dagegen

SAARBRÜCKEN. Im Kosmos des Leistungssports kommt keine offizielle Ansprache ohne aufmunternden Appell aus. Also richtete Boris van der Vorst die letzten Sätze an jene Boxerinnen und Boxer aus Deutschland und Irland, die sich beim Medientermin im olympischen „Precamp“ in Saarbrücken das Podium mit ihm teilen. „Ich möchte euch alle glänzen sehen in Paris“, rief er ihnen in niederländisch gefärbtem Englisch zu, und wollte sich schon darauf freuen, die Adressaten bei den Spielen 2028 in Los Angeles wiederzusehen. Anschließend machte sich der schlaksige Mann auf den Weg zum Frankfurter Flughafen, um die Maschine nach Ulan-Bator zu erwischen. Dort sitzt der mongolische Boxverband, der in seiner Welt ein gewisser Faktor ist.

Der fliegende Holländer gibt vor dem 27. Boxturnier der olympischen Neuzeit noch mal alles. Das hat Methode, da er im Vorjahr einen neuen Weltverband mitbegründet hat, den er inzwischen als Präsident führt. World Boxing (WB), so der Name, will den Aktiven die Chance auf den weiteren Verbleib im Programm der Sommerspiele sichern. Der ist fraglich, seit das Internationale Olympische Komitee (IOC) die alteingesessene International Boxing Association (IBA) im vergangenen Jahr aus der olympischen Familie ausgeschlossen hat. Schon ab 2019 war sie wegen „mangelnder finanzieller Transparenz“ und „fehlender Integrität der Schiedsprozesse“ suspendiert gewesen. Das Boxturnier wird seither von einer eigenen Taskforce des IOC organisiert. So war es vor drei Jahren in Tokio, und so wird es auch von Samstag an wieder sein,

„Die beste Runde meines Lebens“

Xander Schauffele gewinnt mit den British Open sein zweites Majors in diesem Jahr.

Von Wolfgang Scheffler, Frankfurt

böen von mehr als 30 Kilometern in der Stunde von den Konkurrenten ab. „Es war die beste Runde meines Lebens“, sagte Schauffele.

Er siegte nach Runden von 67, 72, 69 und der brillanten Finalrunde von 65 mit insgesamt 275 Schlägen (9 unter Par) mit zwei Schlägen Vorsprung vor dem Engländer Justin Rose und Horschel, die sich dank Birdies auf dem 18. Loch Platz zwei teilten. Der 27 Jahre alte südafrikanische Außenseiter Thristan Lawrence, der als 98. der Welttrangliste nach neun Löchern überraschend geführt hatte, belegte Platz vier und qualifizierte sich damit erstmals für das Masters im April nächsten Jahres.

Während etliche Topspieler, wie der Nordire Rory McIlroy und der US-Open-Champion DeChambeau bei Regen und Sturm am Cut gescheitert waren, rückte Schauffele durch seinen zweiten Saisonsieg in der Branchenhackordnung nicht

nur auf den zweiten Platz hinter dem Texaner Scottie Scheffler vor, der auf dem geteilten siebten Platz landete. Er demonstrierte damit noch einmal, dass er in diesem Jahr bei den vier Majors am besten spielte. Er gewann nicht nur als erster Profi seit dem Amerikaner Brooks Koepka 2018 zwei Majors in einem Jahr, er landete auch als einziger bei allen vier Eckpfeilern der Saison unter den Top-Ten, Platz acht beim Masters, geteilter Siebter bei der US Open. Dazu beendete er seine beiden größten Triumphe mit Runden von 65 Schlägen, was in der neunzigjährigen Geschichte der vier Majors zuvor nur der Golflegende Jack Nicklaus gelungen war. Auch für sein Geburtsland, die Vereinigten Staaten, schaffte Schauffele, der neben einem amerikanischen Pass dank seines Vaters Stefan auch die deutsche und französische und dank seiner Mutter Ping-Yi

zusetzen. Seit der Gründung in Frankfurt vor acht Monaten hat der Verband gerade zwei Weltcup-Turniere ausgerichtet; ein drittes soll Ende September in Ulan-Bator steigen. Darüber hinaus sind jenseits einer U-19-WM bislang keine Welt- oder Kontinentalmeisterschaften terminiert. Was nicht zuletzt an überschaubaren Mitteln liegt – auch wenn jüngst mit einem großen amerikanischen und einem australischen Unternehmen längerfristige Ausrüsterverträge abgeschlossen wurden.

Will WB in vier Jahren in Los Angeles federführend sein, muss der Verband wei-



Schlagabtausch: Finale der Frauen im Leichtgewicht in Tokio
Foto Picture Alliance

Chen auch die taiwanische Staatsangehörigkeit besitzt, etwas Besonderes. Nachdem seine Landsleute Scheffler (Masters) und DeChambeau (US Open) die Titel gewonnen hatten, sorgte er mit seinen beiden Triumphen dafür, dass erstmals seit 1982 alle vier Major-Sieger aus den Vereinigten Staaten kommen.

Schauffele kassierte für seinen neunten Sieg, den zweiten dieses Jahres auf der PGA Tour, 3,1 Millionen Dollar (knapp 2,84 Millionen Euro) und steigerte seine Jahreseinnahmen 2024 auf rund 15 Millionen Dollar (13,8 Millionen Euro). „Zwei Majors in einem Jahr zu gewinnen, damit ist ein Traum wahr geworden. Ich habe ewig gebraucht, um nur eines zu gewinnen, und jetzt zwei zu holen ist etwas ganz anderes. Der Erfolg beim ersten Major hat mir heute auf den Back Nine geholfen. Ich hatte ein Gefühl der Gelassenheit, das sich einstellte. Das war sehr hilfreich auf einer der härtesten Back Nine, die ich je bei einem Turnier gespielt habe“, erzählte Schauffele. „Xander hat jetzt gelernt, dass Gewinnen einfach ist“, sagte der 43 Jahre alte Rose, der gemeinsam mit Schauffele am Sonntag in der drittletzten Gruppe unterwegs war. Der Engländer, der 2013 die US Open gewonnen und 2016 bei den Olympischen Spielen in Rio de Janeiro die Goldmedaille geholt hatte, darf trotz des zweiten Platzes in Paris nicht antreten. Für Großbritannien starteten vom 1. bis 4. August die Engländer Tommy Fleetwood, der den Cut verpasst hatte, und Matt Fitzpatrick, der dem 50. Platz belegt hatte. Schauffele gehört neben Scheffler, Wyndham Clark und Collin Morikawa nicht nur zu den vier qualifizierten Amerikanern. Er gilt als Olympiasieger von 2021 auch als einer der Topfavoriten.



McLaren fehlt der Chef

Von Sönke Sievers

McLaren triumphiert beim Grand Prix von Ungarn, doch nach dem Sieg von Oscar Piastri vor Lando Norris schüttelt die Branche den Kopf über das Verhalten der Kommandozone an der Boxenmauer. Was sollte dieses Theater, was hat sich die Teamführung dabei gedacht? Zwanzig Runden lang bekniete sie Norris via Funk, den jungen Teamkollegen vorzulassen. Piastri hatte ihn am Start fair überholt. Dass Norris im letzten Drittel führte, verdankte er einer besseren Strategie. Sie diente aber allein dazu, Platz zwei vor dem späteren Dritten, Lewis Hamilton im Mercedes, abzusichern. Norris schien das nicht zu kümmern, er fuhr auf Sieg und ließ sich bis drei Runden vor Ultimo bitten, ehe er den jungen Australier vorbeiwinkte.

Das Theater um den Sieger in Ungarn offenbart eine Schwäche beim Branchenführer.

Nach Hamiltons und Max Verstappens Saisonsiegen in den vergangenen Jahren freut sich die Formel 1 über den neuen Mix. Während Weltmeister Verstappen an der Donau im Red Bull hinterherfuhr und schimpfend Fünfter wurde, stieg Piastri zum siebten Sieger dieser Saison auf. Zuletzt gewannen 2012 so viele unterschiedliche Piloten ein Rennen. Genauso lange liegt die Zeit von McLaren als Spitzenteam zurück. In Ungarn gewann der berühmte Rennstall wieder aus eigener Kraft, nicht durch Zufall wie in Monza 2021. Erstmals seit zwölf Jahren gilt das Team aus Woking wieder als Branchenprimus. „Wir müssen anerkennen“, sagte Mercedes-Rennleiter Toto Wolff, „dass McLaren nun deutlich das Feld anführt, unter allen Bedingungen. Das ist die neue Messlatte.“ Doch siegen will gelernt, nein, wiederlernt sein.

Norris, sagen Kritiker, hätte in Ungarn gewinnen müssen, um Verstappen in der Meisterschaft bedrängen zu können. Der Fahreranteil müsse über allem stehen. Piastri, sagen Wettbewerbsfreunde, sei der verdiente Sieger. Er gewann den Start und ließ Norris in der Vergangenheit schon mehrmals ziehen, erwies sich als Teamplayer. Auf diese Lesart verständigte sich McLaren. Hinterher: „Was wir gemacht haben, war nur fair“, sagte Teamchef Andrea Stella: „Ich will, dass auch das gesamte Team das versteht und die Fans.“ McLaren wollte die Reihen schließen, Norris behauptete, er habe stets vorgehabt, Piastri vorbeizuwinken. Wieso tat er es nicht sofort? Den 850 McLaren-Mitarbeitern wäre die peinliche Eskalation am Funk erspart geblieben. Norris aber entschied, McLaren bloßzustellen.

Dazu kam es, weil die Rollen nicht so eindeutig verteilt sind, wie Norris das gerne hätte. McLaren stellt das aufregendste und zukunftsreichste Fahrerduo der Formel 1. Ein Paar, das jenen Titel gewinnen kann, der zählt für das Team: die Konstrukteurs-Weltmeisterschaft. Aber McLaren fehlt der Kapitän. Das wurde in Ungarn deutlich und muss Norris schmerzen. Er ist fünf Jahre im Team und noch der Schnellere, wenngleich Piastri in seinem zweiten Jahr in der Königsklasse aufgeholt hat. Norris will Fahrerweltmeister werden, aber wie? Der Letzte, der es ohne Adjutanten schaffte, war 2016 Nico Rosberg. Danach triumphierten Chefpiloten mit Flügelmännern. Das Mercedes-Duell Rosbergs mit Hamilton sollte McLaren eine Warnung sein. Kluges Management ist gefragt, deutliche Ansagen ebenso wie Fingerspitzengefühl. Sonst droht McLaren zum Opfer des Aufstiegs zu werden. Piastri jedenfalls ist kein Frischling. Und sein Berater Mark Webber weiß aus gemeinsamen Jahren mit Sebastian Vettel, wie dieses Spiel geht. Fortsetzung folgt.

Ergebnisse auf FAZ.NET

Immer aktuell: Mit Ihrem Handy finden Sie an dieser Stelle jederzeit Sport-Ergebnisse aller Welt.
faz.net/ergebnisse

Formen für Fortschritt: Der exzentrische CE 04 hält die Konkurrenz auf Abstand.
Fotos Walter Wille



Freiheit vor Funktion: Der CE 02 ist ein Stadtrüpel mit Elektroantrieb.

Fernsehformat: Großbildschirm des CE 04, sein kleiner Bruder CE 02 hat nur ein winziges Display.

Neu aufgerollt

BMW wirft seine Elektrostrategie um: Keine Motorräder mehr, nur noch Scooter und vielleicht sogar ein Comeback des Dachrollers. Derweil fahren CE 04 und CE 02 der Konkurrenz schon vor der Nase herum.

Von Walter Wille und Boris Schmidt

Abgespaced. So wie das Wort ausgesprochen und betont wurde, muss es sich um ein Riesenkompiment gehandelt haben. Wer den CE 04 irgendwo parkt, darf sich einiger Aufmerksamkeit gewiss sein. Jüngere mögen ihn, finden ihn nicht nur abgespaced, sondern auch hammer und mega. Aber auch Ältere schleichen neugierig drum herum und schauen, gehen zur näheren Betrachtung in die Knie, sofern das noch ohne Knirschen möglich ist. Die verantwortlichen Designer haben alles richtig gemacht, generationenübergreifend.

Dann die üblichen Fragen: Neu? Elektrisch? Welche Reichweite? Wie teuer? So ganz neu ist der CE 04 nicht mehr. Seit knapp zwei Jahren gibt es den torpedoartigen Lithium-Boliden aus dem Hause BMW zu kaufen. Gleichwohl ist sein Anblick hierzulande noch recht ungewohnt. Ganz anders als beispielsweise in Paris. Setzt man sich dort in ein Straßencafé, lässt die Zeit und den Verkehr an sich vorüberziehen, sieht man immer wieder mal einen CE 04 im Alltagsinsatz vorbeisurren. Das bestätigt die These: Französische Zweiradfahrer stehen der technischen und gestalterischen Avantgarde aufgeschlossen gegenüber, vor allem in den Kampfböden des Verkehrs, wie Paris eine ist.

Die Sonderrolle des futuristischen deutschen Elektroscooters lässt sich an der Zahl 75 festmachen. Rund 75 Prozent Marktanteil reklamiert BMW damit für sich unter den elektrischen Zweirädern mit mehr als 11 kW Leistung, also Fahrzeuge für den „großen“ Motorradführerschein oberhalb der A1-Klasse, Motorräder und Roller zusammengefasst. Drei Viertel, weltweit! „Alle anderen Hersteller teilen sich mit ihren elektrischen Motorrädern den Rest“, hebt Markus Flasch, der Leiter der BMW-Motorradabteilung, hervor. Die anderen, das sind der Pionier Zero, Harley-Davidson, Energica und einige mehr.

Flasch äußert das als nüchterne Feststellung, ohne triumphierenden Unterton. Dass der Scooter, von dem bisher etwa 14.000 Stück verkauft wurden, im Alleingang sämtliche verfügbaren Elektromotorräder so in den Schatten stellt, wertet Flasch als Zeichen nicht vorhandener Nachfrage nach Motorrädern mit Elektroantrieb. Gleich nach seiner Amtsübernahme in München Ende vergangenen Jahres zog er Konsequenzen, ließ das Vorhaben, im Jahr 2025 das erste BMW-Elektromotorrad auf den Markt zu bringen, stoppen, allen Ankündigungen und Vorbereitungen zum Trotz. Der E-Roadster, aus dem nun nichts wird, dürfte in seiner Entwicklung schon weit fortgeschritten gewesen sein.

„Warum“, argumentiert Flasch, „sollte ich die Entscheidung treffen, Geld in ein Segment zu investieren, in dem kein Markt vorhanden ist, jetzt zumindest nicht. Das ist nicht in Stein gemeißelt, aber wir reden von den nächsten vier,

fünf Jahren. Der Kunde kauft sich kein elektrisches Motorrad, um damit um den See zu fahren oder auf den Großglockner. Und wer mit der GS ans Nordkap fahren will, mag auch nicht von einer Ladeinfrastruktur abhängig sein.“

Als Absage an elektrische Zweiräder generell soll das allerdings nicht verstanden werden. Die BMW-Elektrostrategie sei „zunächst urban zu sehen“, sagt Flasch. Beim im Werk Berlin gebauten CE 04 und dem kleineren, jüngeren Bruder CE 02 aus indischer Fertigung für den A1-Führerschein – nach Verbrennermaßen die 125er-Klasse – soll es nicht bleiben. „Wir werden noch mehr machen.“ Was Flasch insbesondere vorschwebt, ist eine modernisierte Neufassung des Dachrollers C1 in Elektroausführung. C1? Die Älteren erinnern sich.

Irgendwie war der C1, der von 1999 an produziert wurde, für damalige Verhältnisse ziemlich abgespaced. Doch er geriet zum veritablen Flop, wurde erst nach seinem Ende zur Legende. Wegen Unrentabilität war schon 2003 wieder Schluss. Hoher Preis, peinlich plärende Motoren, Kopflastigkeit, gewöhnungsbedürftiges Aussehen, eine Reihe konzeptioneller Schrulligkeiten und manche Umständlichkeit im Gebrauch hemmten die Karriere der rollenden Crashbox C1, dessen Überkreuzgurt die Helmpflicht außer Kraft setzten. „Aufwendige Antwort auf eine nicht gestellte Frage“, urteilte Hans-Hein-

rich Pardey seinerzeit in „Technik und Motor“. Das war im August des Jahres 2000.

Nun also wird über einen Elektro-C1 nachgedacht, „zeitgemäß zum commuten“, wie Flasch es formuliert. „Wir wollen es machen“, sagt er, räumt allerdings ein: „Wir wissen nicht noch nicht, wie es technisch umzusetzen.“ Die Möglichkeit, legal ohne Helm zu fahren, sei auch hier das Ziel, was nicht nur technische Fragen aufwerfe, sondern auch solche nach rechtlichen Rahmenbedingungen in verschiedenen Ländern und erforderlichen Sicherheitssystemen.

Somit ist es keineswegs ausgemachte Sache, dass es etwas wird mit dem Dachroller 2.0. Flasch spricht von einem „schwierigen Projekt“, gibt sich indes zuversichtlich und verweist auf die Tatsache, dass die Münchener Motorradtruppe den großen Automobilkonzern im Rücken habe: „Wir verfügen über sehr viel Expertise, was das Thema Sicherheit und Schutz betrifft. Wenn es jemand schafft, dann wir. Ich hoffe, dass es gelingt. Wie und wann, weiß ich noch nicht genau.“

So ganz beerdigt war das Thema helmetfreier Roller nach dem Aus des Ur-C1 nie. Der sei leider seiner Zeit einfach voraus gewesen, fand manch einer im Unternehmen. Schon 2009, zehn Jahre nach Erscheinen des ersten C1, ging BMW mit einer Pressemitteilung zu einer Konzeptstudie eines Scooters mit Dach an die Öffentlichkeit. Die wirkte ge-

streckter, dynamischer, frischer als das Ur-Gerät, übernahm gleichwohl die besonderen C1-Merkmale wie Sicherheitszelle, Überrollbügel, Aufprall-Elemente und Anschlaggurt zur Befreiung von der Helmpflicht. Schnell wurde es wieder ruhig um das Ding.

Überlegungen zu einem C1-Nachfolger habe es immer wieder einmal gegeben, erinnert sich Designchef Alexander Buckan. „Das war früher teilweise ein bisschen halbherzig. Jetzt ist ein ganz anderer Zug drauf. Wir haben den damaligen C1 untersucht, seine Schwächen analysiert und wissen, wie das hoch attraktiv zu machen ist. Das Thema Sicherheit ist wahnsinnig wichtig, aber es darf nicht so vordergründig sein. Im Vordergrund muss Emotionalität stehen.“

Anders als in der Studie von 2009, für die eine Verbrenner- ebenso wie eine Elektrooption im Raume stand, geht es jetzt ausschließlich um Elektro. Ein Verbrenner wird ausgeschlossen. Markus Flasch gibt sich überzeugt, dass eine modernisierte Version mehr Erfolg haben würde, und führt zwei Gründe an: „Erstens hat sich der Platzmangel in den Städten weiter verschärft. Und zweitens gibt es schon erste Städte mit Beschränkungen für Verbrennungsmotoren.“

Solche Faktoren spielen dem CE 04 in die Karten. Technik und Fahreindrücke dazu haben wir aus Anlass der Neuvorstellung vor der Markteinführung schon ausführlich beschrieben („Technik und Motor“ vom 25. Januar 2022). Kurz rekapituliert: fest eingebaute Batterie mit brutto 8,9 kWh, Drehmomentmaximum 62 Nm, 0 bis 50 km/h in 2,6 Sekunden, Höchstgeschwindigkeit auf 120 km/h begrenzt, Irrsinnsdynamik im schärfsten Fahrmodus. Das im Unterboden steckende Hochvolt-Speichermodul liefert die Automobilabteilung der Marke zu, den Elektromotor gleichfalls. Der spendiert 20 PS (15 kW) Dauer- und 42 PS (31 kW) Spitzenleistung. Im Schubbetrieb wird rekuperiert. Als Fahrerlaubnis genügt der A2-Führerschein (bis 48 PS).

231 Kilo lautet die Gewichtsangabe. Ladekabel und -gerät für die Haushaltssteckdose sind unhandlich, bringen dreieinhalb Kilo zusätzlich an Bord und füllen den Stauraum unterm Surfbrettsitz, wenn man sie auf die Fahrt mitnimmt. Ansonsten lässt sich das Fach gut für einen Helm oder Einkäufe nutzen. Überhaupt bringt der BMW viel mehr Praxisnutzen mit, als seine exzentrische Erscheinung vielleicht vermuten lässt, die den denkbar größten Kontrast zu den herkömmlichen Dschunken mit Pummelheck bietet und auch zu den Rollern im Klassikstil, die sich auf ewig an die Fünfzigerjahre klammern. Das reicht von entspannter Ergonomie, brauchbarem Wetterschutz und feinstens dosierbarer Kraftentfaltung über satte Straßelage, gute Federung und hohe Stabilität bis hin zu Rückwärtsgang, Großbildschirm im Cockpit, Funkschlüssel und Smartphone-Konnektivität. Trotz immens langen Radstands von 1675 Millimeter ist ausreichend Beweglichkeit vorhanden, der niedrige Schwerpunkt hilft beim Manövrieren. Der ausgeklappte Seitenständer aktiviert automatisch die Feststellbremse.

Über die Fahrgeräusche lässt sich sagen, dass sie leise sind, aber auch unsexy, es sei denn, man fährt deshalb gern Straßen-

bahn, weil man deren Sound so liebt. Die Reichweitenangabe lautet 130 Kilometer. Nach unseren Erfahrungen sollte 20 Kilometer abziehen, wer bei der Planung auf der sicheren Seite sein will. Unser Verbrauch betrug, als wir jetzt einige Batterie-ladungen verfuhrten, laut Bordanzeige im Durchschnitt 7 bis 8 kWh je 100 Kilometer. Der Energiebedarf ist weniger vom gewählten Fahrmodus abhängig als vom Fahrstil, in unserem Fall moderat und gesittet. So, wie die Pariser fahren, werden sie kaum sparsamer unterwegs sein.

Und der Preis? Ursprünglich 12.000, mittlerweile 13.000 Euro zuzüglich Nebenkosten. Extras wie Griffheizung, Kurvenlicht, vierter Fahrmodus, Reifendruckkontrolle lassen die Rechnung um weitere 1000 Euro steigen. Eine auf den A1-Führerschein angepasste Ausführung mit 15 PS (11 kW) Dauer- und 31 PS (23 kW) Maximalleistung ist ebenfalls verfügbar. Alternativ gibt es für A1-Inhaber neuerdings den leichteren, günstigeren, aber genauso abgespaceten CE 02, für den BMW-Marketingstrategen den merkwürdigen Begriff „Parkourer“ kreiert haben.

Der fährt sich kaum weniger schlecht, sein Revier ist aber eindeutig die Stadt und nur die Stadt. Die versprochene Reichweite von 95 Kilometer ist nicht zu erreichen, vor allem, wenn der hippe, spielerisch wendige „Parkourer“ für die Fahrt in ein Büro benutzt wird, das 24 Kilometer entfernt ist. Dann sind es vielleicht 60, 70 Kilometer. Strecken in der Nähe der Höchstgeschwindigkeit, die 95 km/h beträgt, kosten richtig Reichweite, in der Stadt schmilzt der Vorrat aus der kleinen 6-kWh-Batterie unter dem Sattel nicht so schnell. Der Antritt mit 55 Nm Drehmoment ist sehr gut, nach dem Erreichen der 50 km/h wird es dann zäher.

Wie das große Vorbild hat der CE 02 einen Rückwärtsgang und beheizbare Griffe und auch ABS (nur fürs Vorderrad), gegen Aufpreis gibt es unter anderem eine Halterung fürs Smartphone. Mit seinen Scheibenrädern, dem tiefen Schwerpunkt und dem Riemenantrieb ist das ansonsten sparsam ausgestattete Spaßmobil richtig cool. Entgegenkommende Motorradfahrer grüßen artig, so frontal gesehen sieht er nicht nach Roller aus. Stauraum wird nicht geboten. Die Beschränkung auf die Stadt beziehungsweise auf einen Ausgangspunkt ist auch dem schlichtweg viel zu schweren Ladegerät geschuldet, das 5,2 Kilo wiegt und das man nicht mitnehmen will. Mit dem optionalen 1,5-kW-Lader dauert es knapp drei Stunden, bis der Akku wieder voll ist. Auch das macht den CE 02 untauglich für größere Touren.

Als reines Stadtfahrzeug hat er gewiss seine Berechtigung, nur ist auch er sehr teuer. 9500 Euro beträgt der Basispreis, die 4-kW-Variante, die schon mit 15 Lenzen (Klasse AM) oder dem Autoführerschein gefahren werden darf und auf 45 km/h begrenzt ist, kostet 1000 Euro weniger. Geringe „Spritkosten“ mögen trösten. Bei einem Schnitt von circa 8 kWh auf 100 Kilometer kosten die 48 Kilometer Fahrt ins Büro rund 1,20 Euro.

Bis auf weiteres jedenfalls gilt: An den CE 04 kommt hinsichtlich Ausstattung und Nutzwert derzeit in der Elektrowelt nichts heran. Ob ihm bald ein BMW mit Dach Konkurrenz machen wird?



Dampfmaschine

Von Joshua Hildebrand

Sie heißen Strassen Mix, Elfstorm Ice, Blueberry Cotton Candy oder Steve Jobs. Einweg-E-Shishas mit phantastischen Geschmacksrichtungen sind der letzte Schrei. Inzwischen an fast jeder Tankstelle im Regal, ab 18 legal und Preise von rund zehn Euro sind auch egal. Bekannte Musiker sind längst auf den Vape-Zug aufgesprungen und verharmlosen das moderne Quarzen. Kids und Jugendliche feiern es. Wer nicht vaped, der kann leider nicht mitziehen. Laut Berliner Charité soll bereits jedes vierte Schulkind Erfahrungen mit E-Zigaretten gemacht haben. Eine Fluppe anzünden, das ist von gestern. Sich aber erfrischende Geschmacksrichtungen wie Beerenmix, Zuckerwatte oder Energydrink zu inhalieren, das ist trendy. Die Finger stinken nicht, die Zähne werden (hoffentlich) nicht gelb. 600 Züge bietet eine gängige Vape, die es mit bis zu 20 mg Nikotin gibt. Das entspricht etwa einer Schachtel Zigaretten. Wie schädlich das Dampfen im Vergleich zum klassischen Rauchen wirklich ist, kann niemand genau sagen, doch gesund sind die bunten Fruchtgemische wohl kaum. China, woher die meisten dieser Produkte kommen, verbietet den binnenländischen Verkauf nicht ohne Grund, erlaubt aber den Export. Logisch, werden mit Vapes doch Milliarden gemacht. Im Grunde ist es Qualmen für die Tonne. Die verbauten Akkus wären theoretisch mehrfach aufladbar, jedoch gibt es meist keinen Ladeanschluss. Ist die verdampfende Flüssigkeit, das Liquid, oder die Energie verpufft, dann landen die kleinen Elektrogeräte weniger im Sonder- als vielmehr im Hausmüll. Immerhin diesen Umstand hat die Bundesregierung erkannt. Eine verschärfte Batterieordnung soll ab 2027 regeln, dass Akkus nicht mehr fest verbaut sein dürfen. Rapper Sido hatte bereits den richtigen Riecher und möchte bald „Siggis“ mit getrennt entnehmbarem Akku anbieten. Spätestens dann werden alle anderen nachziehen. Im wahrsten Sinne des Wortes.

Nur Mut

Von Julia Fietz

Der Führerschein, die Fahrstunden, hach, ein Schwelgen in Erinnerungen. Der Moment, von dem alle Dorfkinder träumten: Ja, Sie haben bestanden. Ein Händedruck des Fahrlehrers, eine Unterschrift, stolze Mama, stolzer Papa. Bei der ersten Solofahrt entsetzte Mama, entsetzter Papa, weil riesiger Kratzer. Egal, das Abenteuer beginnt, das Tor zur Welt öffnet sich. An dieser Stelle platzt die nostalgische Blase. Zumindest für denjenigen, der mit Grausen an die Fahrstunden zurückdenkt. Er erinnert sich an Anspannung, Nervosität, ein Gefühl des Kontrollverlusts und des Ich-kann-gar-nichts. Die Gründe mögen verschieden sein, die Spanne mag vom cholerischen Fahrlehrer bis zum Unfall reichen. Dem einen hilft es, eine Antwort auf das Warum zu finden. Der andere verliert die Angst während der Autofahrt nie. Kommen dann noch viele Jahre mit wenig oder keiner Fahrpraxis dazu, setzt sich die Furcht fest wie eine Zecke. Freunde und Familie akzeptieren irgendwann, dass sie auf ewig den Chauffeur spielen müssen. Andere Gründe wie Umweltschutz und teures Benzin gesellen sich hinzu. Eine Erkrankung, die das Fahren verbietet, oder vergessene Verkehrsregeln tun das Ihre. Dann kommt irgendwann dieser eine Moment. Dieses Im-Urlaub-kommen-wir-nur-mit-Auto-voran, oder auch Mit-der-Bahn-wären-es-drei-Stunden-mehr. Dem ungeübten Fahrer bricht der Schweiß aus. Er schluckt die Angst herunter und meldet sich präventiv für Fahrstunden an. Und die Auffrischung fühlt sich an wie eine Beruhigungsspritze. Der entspannte Fahrlehrer plaudert, weist ruhig auf Fehler hin, nimmt den Druck raus. Die Selbstzweifel verblasen nach und nach. Die eine Kreuzung, die zuvor für Herzrasen gesorgt hat, nimmt er einmal, zweimal, dreimal ohne Probleme mit. Die Schilder erkennt er noch. Ein bisschen Fahrschule ist hängen geblieben. Aus Furcht wird irgendwann Optimismus.



Futurismus von früher: BMW C1, Vorbild für einen neuen Elektro-Dachroller?
Foto Hersteller

Wie man sich brettet

Holzbretter für die Küche leben länger als der Koch, wenn sie ein wenig gepflegt werden. Aber auch Produkte aus Papier und Harz sind nicht kaputt zu kriegen.

Von Marco Dettweiler

Sie kommen ohneinander nicht aus. Wer ein Messer einsetzt, braucht ein Brett als Unterlage. Neben den Entscheidungen, ob dick oder dünn, klein oder groß, mit Safrille oder ohne, müssen Köche auch die Frage klären, aus welchem Material das Brett sein soll. Holz ist der Klassiker, wird aber nicht immer gern genutzt, weil es meist schwer ist und die Spülmaschine nicht überlebt. Deswegen tauchen in der Küche immer wieder Exemplare aus Plastik auf. Nun verbreitet sich eine noch recht junge Art von Brettern, deren Material eine Kombination aus recyceltem Papier und Harz ist. Es gibt sie von Anbietern wie Victorinox, Berkel, Pro Planché oder Tjalandi in unterschiedlicher Form und Farbe. Die großen Platten, aus denen die Bretter gefräst werden, stellen nur wenige Produzenten her. Einer davon ist das amerikanische Unternehmen Paneltech mit seiner Marke Paperstone.

Aus solchen 3,60 x 3,50 Meter großen Platten stellt auch die Frankfurter Schreinerei Mohr ihr Hardboard her. Eines davon haben wir exemplarisch getestet, es besteht aus 66 gepressten Lagen Papier. Die Hardboards kosten 50, 70 oder 90 Euro in den Größen S (250 x 165), M (355 x 250) und L (440 x 295 Millimeter). Alle Bretter haben eine schmale Safrille, sind nur sechs Millimeter dünn und dadurch ziemlich leicht. Und die Bretter sind ziemlich hart, ihre Oberfläche nimmt zudem kaum Farbe der Lebensmittel an. Dafür verantwortlich ist das Harz, mit dem die Zellulosefasern imprägniert werden, bevor die getränkten Papierlagen unter hohem Druck und Hitze verpresst werden. In diesem Fall besteht das Harz aus dem Öl von Cashewnusschalen, insofern könnte man es als ökologische Variante bezeichnen, vor allem weil es ein nach-

wachsender Rohstoff ist. Andere Hersteller solcher Papierbretter verwenden Kunstharze (Phenol oder Epoxid), die zwar für den Lebensmittelkontakt zertifiziert sind, aber auf Erdöl oder ähnlichem basieren. Die Cashewnusschale-Variante findet man meist unter dem Label Petrofree-Harz.

Schneidet man eine Weile seine Lebensmittel auf dem Brett, hinterlässt das Messer nahezu keine Spuren auf der Oberfläche. Das bedeutet nicht, dass es gar keinen Abrieb gebe. Aber die Teilchen, die sich lösen – und möglicherweise am Lebensmittel hängen bleiben und verzehrt werden – befinden sich in Größe und Menge in dem Bereich von Mikroplastik, das man ohnehin täglich aufnimmt. Insofern dürfte die Entscheidung für die Cashewnusschale-Variante eher eine für das Gewissen als für die Gesundheit sein. Andererseits: Sicher ist sicher.

Da kaum Spuren sichtbar sind, bedeutet dies, dass die Fase der Messer kaum eindringt. Das schont zwar einerseits den



Das ist die Härte: Aus Papier und Harz wird ein Brett. Diese Hardboards sind nur sechs Millimeter dünn.

Foto Mohr



Vorher und nachher: Auch Brettern tut Wellness gut. Die Kupferfärbung des Schneidholzes sieht aus wie neu.

Foto Müller

Obst, Kräuter und anderes geschnitten hat. Jeder Schnitt hinterlässt mehr oder weniger starke Spuren. Das hat Charme, gehört zum Charakter eines Holzbrettes und mindert nicht seine Qualität. Allerdings darf man ein Holzbrett auch nicht vernachlässigen und sollte es pflegen, indem man es ab und zu mit einem Schleifschwamm behandelt und danach mit Pflegebalsam oder Rapsöl einreibt.

Genau das haben wir nicht getan und deshalb mal „Schneidholz Wellness“ ausprobiert. Schreiner Müller bietet dies für seine Bretter an. Je nach Übergabeart (Vorbeibringen, Schicken oder Abholen lassen) kostet die Verjüngungskur 50, 60 oder 75 Euro. Dafür bekommt man quasi ein neues Brett. Jedenfalls sieht das alte nach der Wellnesskur so aus. Das Brett durchläuft einige Schritte, die es schon einmal hinter sich gebracht hat. Zunächst bekommt die obere und untere Seite einen Grundschliff unter einer Bandschleifmaschine, bevor das Brett heiß gebadet wird, damit sich die Fasern stellen. Falls danach doch Färbungen zu sehen sind, lassen die sich mit dem beigelegten, kleinen Schwämmchen wegrubbeln.

Aber was spricht eigentlich gegen das gute, alte Holzbrett? Wir nutzen seit ein paar Jahren eines von Schneidholz. Clemens Müller produziert die Bretter in seiner Schreinerei in Diedenbergen in der Nähe von Frankfurt. Er hat verschiedene Größen und Holzarten im Angebot. Alle Bretter haben gemeinsam, dass ihre Oberfläche so geschliffen ist, dass aus dem Schneidgut austretende Flüssigkeit zur Mitte hin und dann zur großzügigen Safrille läuft, was enorm praktisch ist. Im Unterscheid zu Brettern aus Kunststoff merkt sich die Oberfläche aus Holz, wie häufig ein Messer auf ihr Gemüse,

Einen ähnlichen Service bietet Schreiner Mohr möglicherweise bald für seine Hardboards an. Denn diese kann er ebenso schleifen wie Müller seine Schneidholzer. Das Harz ist in dem Verbundwerkstoff so verteilt, dass keine Papierschichten zu sehen sind. Selbst die grauen und hellbraunen Bretter ließen sich ziemlich oft abschleifen, ohne dass ein Farbschicht zu sehen wäre. Und die schwarzen sowieso. Letztlich verhalten sich die Hardboards so wie ein Stück Holz. Nur dass der Verbundwerkstoff wasserfest ist.

Talent zum Genuss

Das 4er Cabrio von BMW mit üppigem Infotainment und feinen Details

So eröffnet sich die Leichtigkeit des Sommers: das Stoffverdeck des 4er Cabrio von BMW per Tastendruck einfahren lassen und auf der Landstraße den offenen Auftritt genießen. Wir haben das Infotainment des jungen Bayern im Reich der Sonne erprobt. Auch hier ist Leichtigkeit der passende Begriff, wenn man die Eindrücke im Fahrbetrieb zusammenfasst. Der BMW ist kein Aufschneider, er prözt weder mit Bildschirmen im XXL-Format noch mit Menüsymbolen in grellen Farben. Vielmehr bleibt die gesamte Bedienlandschaft mit zwei nahtlos ineinander übergehenden Monitoren konventionell und damit nahezu intuitiv begreifbar.

Links sitzt das digitale Instrumentendisplay hinter dem Lenkrad. Es folgt den Designkonventionen des Hauses, ist markant gezeichnet und nur bedingt individualisierbar. Rechts schließt sich der berührungsempfindliche Bordmonitor als Steuerungszentrale an. Wer nicht mit dem Finger tippen will, nimmt den Drehregler und die umgebenden Tasten vor der Mittelarmlehne. So hat man nicht die Qual der Wahl, sondern die Freude an der Flexibilität, wenn es um die Bedienung geht. Man kommt auf unterschiedlichen Wegen zum Ziel, alles erschließt sich nahezu von allein. Zudem präsentieren sich Helfer und Assistenten, sie bieten an, wichtige Bedienschnitte zu erklären. Am unteren Rand des Bordmonitors führen fünf Minisymbole in die Menüs für Musikwiedergabe, Navigation, Klimatisierung, Apps und Telefonie, und ein sechstes ruft das Hauptmenü auf.

Zudem hat BMW auch einen Sprachassistenten mit besten Fähigkeiten und dem Talent zum Zuhören verbaut. Man kann in einem Rutsch ein längeres Kommando vorsprechen, nach dem Wetter fragen und ungewöhnlich viele Fahrzeugfunktionen mit der Sprache steuern, etwa zum Sportmodus umschalten oder die Fenster schließen lassen. Was erkannt wird, zeigt das Head-up-Display, das zusammen mit Kamerateams und Assistenten einen Aufpreis von 3000 Euro kostet. Alles andere ist Bestandteil der Serienausstattung.

Alle Onlinedienste lassen sich zwei Jahre unentgeltlich nutzen: Parkinformationen, Musikstreaming mit Spotify sowie Echtzeit-Verkehrsdaten. Die Liste der bereits ab Werk installierten Apps ist lang, und wenn man sich mit den Details beschäftigt, entdeckt man



Für Freiheit und Offenheit: 4er Cabrio von BMW mit Bordsystem und Controller

Fotos Hersteller

schöne Kleinigkeiten. Etwa, dass man sich bei Spotify mit seinen Nutzerdaten einloggen kann, um das Musikstreaming ohne die Bluetooth-Übertragung vom Smartphone zu verwenden. Andere Musikdienste wie etwa Apple Music fehlen leider. Gefallen findet auch die Nachrichten-App, welche das aktuelle Weltgeschehen ins Auto holt. Die News lassen sich vorlesen. Leider ist der Lieferant der Inhalte eine Agentur, die Gendersprache verwendet. Das stört beim Zuhören ungemün, ist aber nicht BMW allein zuzuschreiben.

Ein weiteres Detail bleibt negativ in Erinnerung: Nach der Änderung von irgendwelchen Einstellungen schaltet die Anzeige nicht wieder zurück zur Navi-Karte, da muss man stets manuell eingreifen. Den nervigen EU-Tempolimitwarner, der schon bei ein bis zwei km/h über dem Limit einschreitet, hat BMW in einer Weise implementiert, die etwas weniger stört als bei der Konkurrenz. Das liegt daran, dass die drei oder vier Warntöne nicht als laute Gongschläge komponiert wurden, sondern unaufdringlich klingen. Zudem kann man den Elektronikqualgeist mit einer Lenkradtaste bis zum Fahrtende ausschalten, um die schöne Freiheit des offenen Fahrens akustisch ungestört zu genießen.

MICHAEL SPEHR



Von Augsburg nach Duisburg: Erster Wasserstoffgenerator von MTU auf dem Prüfstand

Foto Hersteller

Köner knackiger Kletterei

Mit dem jungen SL lädt Specialized auf leichtfüßig unterstützte Ausflüge ins Gelände / Lenkakrobat gefragt

So ein wenig beschleicht uns die Sorge, dass nicht nur für elektrische SUV, sondern auch für Fahrräder bald Lastwagenführerscheine beantragt werden müssen. Auf der Messe Eurobike standen Cargoräder, die unter die städtische Stellplatzordnung fallen müssten. Zum Wenden macht man sich einen Plan, im Büro verlangt die Geschäftsführung Parkgebühren. Aber darüber wollen wir nicht richten. Im Markt tut sich eine Gegenbewegung auf, eine sympathisch wirkende. Schlanke Gestalt scheint ein Trumpf zu werden. E-Bikes specken ab, Motoren bauen kleiner, es entspringt Ansporn zu Sport und Unbeschwertheit. Der amerikanische Hersteller Specialized bündelt Verzichtskunst in den Buchstaben SL, die ihre Formvolendung im Spitzenmodell S-Works findet. Das jüngste Mitglied der Levo-Familie mit elektrischem Turbozusatz kostet fröhliche 14.000 Euro. Die Bandbreite ist groß, Kinder werden für 2900 Euro zum Einstieg gelockt, für Erwachsene beginnt die Welt mit Aluminium um 6600 Euro.

Zentrales Argument: Das aus Carbon gefertigte S-Works Turbo Levo SL wiegt 17,6 Kilogramm, sein normalgewichtiges Geschwisterchen 22,5 Kilo. Sage niemand, eine Diät des Fahrers bringe den gleichen Effekt. Ja, auch. Aber nicht nur. Es kommt darauf an, wo die Kilos sitzen. Wir haben schon das frühere SL getestet und goutiert, das neue fährt spürbare Veränderung heran. Das Einlenkverhalten werden Köner knackiger Kletterei wahrscheinlich lieben. Unserer, der öfter auf flacheren Feldwegen zum Feldberg und betonierten Zufahrten in die Redaktion unterwegs ist, ist es zu hektisch. Schon einen Hauch aus der Nulllage heraus lenkt das Levo zackig ein, fast eigenständig, freihändig fahren haben wir uns nicht getraut. Specialized sagt zur Einordnung, das Levo SL unterscheidet sich absichtlich von anderen Bikes. Es sei auf sportiven Einsatz ausgelegt, fahre eher wie ein unmotorisiertes Mountainbike und reagiere anders als schwerere E-MTB direkt auf Gewichtsverlagerungen

und Lenkimpulse. Es handele sich um ein absolutes Trailbike, das seine Stärken im ruppigen Offroad habe, auf Wurzeln oder in steilen Abschnitten. Auf Asphalt oder anspruchloseren Untergründen komme sein Charakter weniger zum Tragen.

Das glauben wir gern, und abgesehen von dieser Eigenheit und den etwas lasch zupackenden Bremsen hat uns das Levo

SL rundum begeistert. Die Sitzposition, mannigfaltig einstellbar, ist ausgezeichnet, sie erlaubt entschlossene Fahrweise ohne Verkrampfung. Der mit Mahle entwickelte Motor in der Ausbaustufe 1.2 liefert nunmehr 50 Nm Drehmoment statt der bisherigen 35, und 320 Watt Leistung statt 240. Die Unterstützung greift so wie gewünscht, sie fordert eigenen Kraftauf-

wand ein, hilft aber psychisch wertvoll. Physisch auch. Das Ansprechverhalten ist sanft und souverän zugleich, das Laufgeräusch dezent. In manchem Fachmagazin werden TO HPR 50 und Bosch Performance Line SX als noch leiser beschrieben, mangels direktem Vergleich wissen wir das nicht. Der geschmeidige Lauf und das unter Stress vertrauensweckende Ansprechverhalten des 1.2 dürften aber schwer zu schlagen sein.

Die Ladebuchse sitzt am Tretlager leicht nach oben versetzt, sie ist dort gut zugänglich. Der Stecker rastet einfach ein. Dreckig wird es dort unten natürlich, eine Klappe schützt die Buchse. Im integrierten Akku hausen 320 Wh, es gibt wiederum eine Reserve mit 160 Wh, die in den Getränkehalter passt. Apropos, selbiger ist arg tief angebracht und muss sich den knappen Raum mit dem sein Dasein in voller Schönheit präsentierenden Stoßdämpfer teilen. Technik wird an vielen Stellen gekonnt inszeniert, eindruckvoll, ohne Übertreibung. Detailtreue und Verarbeitung sind eine Augenweide, bis hin zu den im Sonnenlicht changierenden Carbonfasern. Selbst die Bremseinheit ist schick. Stabilität und Komfort auf Topniveau liefert die Fox 36-Gabel. Die filigranen Bedienelemente arbeiten zielgenau, mit exaktem Druckpunkt. Frische Butcher-Eliminator-Reifen, vorn größer als hinten, mögen konsequenterweise Erde, auf Asphalt singt der Stellen sein Lied von der Sehnsucht nach der weiten Welt abseits des Weges. Und wir mit diesem wieder formidablen SL ein Lob auf die Leichtigkeit des Seins. HOLGER APPEL

Zurück zu den Wurzeln: Das Levo SL zieht es ins Gelände, aber bitte mehr als so ein fauler Feldweg. Edle Technik.

Fotos H. Appel



Der Fahrbericht



Illustration: Heide Jepsen

Tesla Model Y

Stecker rein und läuft

Die fast blinde Begeisterung ist etwas abgeflacht. Die Palette kommt in die Jahre. Doch ein Tesla setzt noch immer Zeichen, weil er so vieles anders macht.

Von Boris Schmidt

Es ist 16 Jahre her: „Der Tesla wird die Autowelt nicht auf den Kopf stellen, aber er zeigt, dass der Verbrennungsmotor Konkurrenz hat.“ Das schrieben wir im August 2008, als die Redaktion in Berlin das erste Mal Gelegenheit hatte, den Tesla Roadster zu fahren. Kaum jemand hätte damals gedacht, dass heute Elektroautos ziemlich etabliert sind, und noch weniger konnte man ahnen, dass das amerikanische Start-up eine solche Erfolgsgeschichte hinlegt. Und dass 2024 Tesla-Autos in einem riesigen Werk in Grünheide bei Berlin gebaut werden. Nichts ist unmöglich, mag man da denken.

Doch auch für Tesla wachsen die Bäume nicht in den Himmel. Längst müssten neue Modelle das Geschäft beleben, doch an Neuheiten kommt nichts, außer dem völlig abseitigen Cybertruck. Die (deutschen) Kunden verlangen eigentlich nur noch nach dem Model 3 und seinem SUV-Ableger Y, die „Klassiker“ S und X, elf und acht Jahre alt, kamen zusammen auf keine 400 Neuzulassungen im ersten

Halbjahr 2024. Dagegen stehen mehr als 4000 Model 3 und gar fast 17.000 Model Y. Es ist das meistverkaufte Elektroauto Deutschlands. So viele Menschen können doch nicht irren, oder?

Sie kaufen zunächst mal ein großes Auto. 4,75 Meter ist das SUV lang, 1,92 Meter breit, mit Außenspiegeln sogar 2,13 Meter. Dementsprechend gut ist das Raumangebot. Der Kofferraum ist schon riesig, wenn die Rückbank noch an ihrem Platz ist. Klappt man sie um, steigt das rechnerische Ladevolumen auf mehr als 2000 Liter. Dazu kommt auch noch ein vorderer Kofferraum (Frunk), der den Namen auch verdient und weit mehr als eine Ablage für die Ladekabel ist. Dass man hinten gut sitzen kann, sei am Rande erwähnt, und es ist schön hell im Auto, weil ein Glasdach serienmäßig ist. Eine dritte Bank – in Amerika ist sie zu haben – wird in Deutschland nicht angeboten. So, kommen wir zum Fahrerplatz, dem Bereich, in dem sich der Tesla Y am meisten von allen anderen Autos unterscheidet. Klassische Instrumente fehlen,

fast alles muss über den 15-Zoll-Monitor in der Mitte des Armaturenbretts gemagt werden. Aber es gibt sehr wohl noch ein klassisches Lenkrad und rechts ein Hebelchen für die Gangwahl, links eines für die Scheibenwischer. Und auch die Sitze werden konventionell mit Schaltern links oder rechts unten elektrisch verstellt. Mit den bei den Rädchen in der Mitte des Lenkrads werden die Außenspiegel und das Lenkrad bewegt, wenn zuvor die jeweiligen Bereiche über den Monitor angewählt wurden. Das ist nicht optimal, aber man gewöhnt sich daran. Wie auch an die Tempoangabe oben links in der Ecke des Displays, diese liegt noch gerade so im Blickfeld. Ein Head-up-Display fehlt.

Eines muss man Tesla lassen, das Bedienen des Schirms ist sehr intuitiv, man braucht fast keine Bedienungsanleitung. Das System, das dahinter liegt, ist ein eigenes, trotzdem lassen sich Smartphones kabellos verbinden, um frei zu sprechen, vier Ladeanschlüsse (USB-C), zwei vorn, zwei hinten, sind vorhanden, dazu eine Ladeschale für zwei Handys. Ein Kollege findet hinter dem Lenkrad keine optimale Position, wir aber schon. Kritisiert werden muss die mangelnde Sicht nach hinten, das Heckfenster steht viel zu flach, und es gibt keinen Scheibenwischer.

Natürlich kann man einen Tesla auch per App bedienen. Wer diese hat, geht nur auf den Wagen zu, er öffnet sich und ist fahrbereit. Wir haben immer die Karte benutzt, die an die B-Säule gehalten werden muss. So können auch andere mit dem Wagen unterwegs sein. Auf dem Smartphone sieht man freilich, wo derjenige ist, wo er wie lange lädt und wie schnell er fährt und noch einiges mehr.

Das Urteil eines Kollegen, es war der, der nicht so gut sitzen konnte, über den Wagen war relativ streng. So streng, wie der Tesla gefedert ist. Nämlich eigentlich fast gar nicht. Der Y ist so straff abgestimmt wie ein Sportwagen, wohl um Schwächen im Fahrwerk zu überdecken. Bequem ist anders. Wer auf kurven Landstraßen so fährt, als befähige er einen Sportwagen, kommt schnell an die Grenzen des Fahrwerks, mitunter kurz vor dem Eingriff der Stabilitätssysteme.

Die Leistung ist eines Sportwagens würdig. Im gefahrenen Modell sorgen zwei E-Maschinen für 514 PS sowie ein maximales Drehmoment von 660 Newtonmeter. Und dafür, dass in fünf Sekunden aus dem Stand auf 100 km/h beschleunigt werden kann. Wer's braucht. Tesla-Fahrer sind in der Regel gemächlich unterwegs, da spielen Fahrwerksdefizite keine Rolle, und gemächlich gefahren mit maximal 120 km/h registrierten wir einen Durchschnittsverbrauch von 17,7 kWh auf 100 Kilometer. Macht 400 Kilometer Reichweite mit der 78-kWh-Batterie. „Das Beste am Tesla ist das Laden“, resümierte im Übrigen der Kollege. Und auch hier hat er recht. Tesla-Stationen gibt es zuhauf, sie werden im Navi angezeigt und automatisch als Zwischenstopp programmiert, wenn das eigentliche Ziel mit der aktuellen Akku-Ladung nicht zu erreichen ist. An der Ladestation heißt es dann einfach Stecker rein und läuft. Natürlich muss man sich als Tesla-Kunde vorher angemeldet haben. Tesla-Strom kostet 43 Cent, was im Vergleich günstig

ist. Und Laden geht flugs, bis zu 250 kW sind möglich.

Noch ein Wort zu den Assistenzsystemen. Alles ist an Bord, was machbar ist. Ortschaften erkennt die Verkehrszeichen-Erkennung zuverlässig nicht. Der Kollisionsschoner ist oft übervorsichtig und bimmelt, hat uns aber nie ausgebremst. Über Phantombremungen kann man im Netz so einiges lesen, das sei angemerkt. Die 7500 Extra-Euro, die die Vorbereitung aufs autonome Fahren kostet, würden wir nicht ausgeben.

Propos Geld. Das Einstiegsmodell Y mit Heckantrieb und 60-kWh-Akku und nur 299 PS kostet moderate 44.890 Euro, und zurzeit gibt Tesla noch 6000 Euro „Prämie“ für alle Y, die noch auf Lager sind. Das Allradmodell kann zudem in einer Performance-Variante geordert werden. Die Höchstgeschwindigkeit steigt auf 250 km/h. Vernünftiger scheint der Griff zum Basismodell mit großer Batterie. Allen gemeinsam ist, dass sie aus Grünheide kommen. So gesehen sind es deutsche Autos.

Die Daten

Tesla Model Y Long Range 4x4

Empfohlener Preis 54.990 Euro

Preis des Testwagens 62.490 Euro

Zwei Elektromotoren, je einer an beiden Achsen, Leistung 514 PS (157 kW), maximales Drehmoment 660 Nm

Ein-Stufen-Getriebe

Allradantrieb

Länge/Breite/Höhe 4,75/1,92/1,62 Meter, Radstand 2,89, Wendekreis 12,10 Meter

Leergewicht 1921, zulässiges Gesamtgewicht 2423 Kilogramm, Anhängelast 1600 Kilo, Kofferraumvolumen 854 bis 2158, 177 Liter vorn

Reifengröße 255/45 R 19 104W

Höchstgeschwindigkeit 217 km/h

Von 0 auf 100 km/h in 5,0 Sekunden

Verbrauch 17,7 bis 18,9 kWh, im Durchschnitt 18,5 kWh Strom auf 100 Kilometer inklusive Ladeverlust, 0 g/km CO bei einem Normverbrauch nach WLTP

von 16,9 kWh, Reichweite nach WLTP-Norm bis zu 533 Kilometer, im Alltag rund 400 Kilometer, Lithium-Ionen-Batterie mit 78 kWh Nettospeicherkapazität, Ladedauer an der Schnellladesäule mit bis zu 250 kW Gleichstrom im Idealfall 30 Minuten von 20 bis 80 Prozent. An der Wallbox mit 11 kW knapp 7 Stunden von leer auf voll.

Komfort & Sicherheit LED-Scheinwerfer, 15-Zoll-HD-Display, Glasdach, Zwei-Zonen-Klimaautomatik, Sitzheizung vorn und hinten, zwei Ladeschalen fürs Handy, Rückfahrkamera, Navigation, Totwinkelwarner, Spurhaltekontrolle, adaptiver Tempomat, Vorbereitung aufs autonome Fahren, Wärmepumpe

Die anderen

BMW iX3

Verbrennerplattform, 286 PS, ab 67.300 Euro

Mercedes-Benz EQB 300 4Matic

Knapper, 228 PS, ab 55.500 Euro

Peugeot E 5008

Brandneu, 210 PS, ab 51.150 Euro

Zwischen Fest und so lala

Erste Probefahrt im Alfa Romeo Junior

Der Italiener hat es auch nicht immer einfach. Die schöne Modellbezeichnung Milano musste weichen, weil ein Politiker monierte, dass der neue Alfa außerhalb des Stiefels gebaut wird. So gebigt er sich ab September als Junior auf seine Mission, die da lautet: junge Leute ansprechen und Frauen verführen. 4,17 Meter scharf geschnittenes Kleid werden auf den Laufsteg geführt. Weil Chrom nicht mehr en vogue ist, schaut ein schwarzer Grill in die Welt, das ebenso schwarze Heck könnte aus Asien sein, hier wie dort wünschten wir uns mehr Alfa. So ergibt es sich, dass eigentlich nur die Farbe Rot stark auftritt, wer Schwarz wählt, führt ein konturloses Dasein. Geschmackssache, natürlich, so wie der Innenraum, in den man durch vier Türen gelangt. Er ist sportlich adrett zubereitet, gibt allerdings einigen harten Kunststoff an die Hand. Der Bildschirm sitzt etwas tief, drängt sich aber nicht in den Mittelpunkt, das tut wohl. Das Lenkrad honoriert einen zupackenden Griff, was von Vorteil ist, wie sich schon in der ersten Kurve herausstellt. Denn was Alfa an Vorwärtsdrang offeriert, ist von guten Eltern.

Zur ersten Ausfahrt trat der Vollblutelektriker Veloce an. 280 PS, auf 100 km/h in 5,9 Sekunden, 200 km/h Höchstgeschwindigkeit, relativ leichte 1600 Kilogramm. Die Elektromaschine ist hellwach, spurtet aus dem Scheitelpunkt mit Vehemenz, und weil Fahrwerk, Ingenieurskunst und Regelsysteme eine feine Symbiose eingehen, entspringt ein Fest der fahrenden Sinne. Der Veloce ist flott, gut beherrschbar, souverän auf der Bremse, bei aller Dynamik beachtlich komfortabel. Unter derart viel Feuer werden die 350 Normkilometer Reichweite nicht ansatzweise erreicht, aber das Leben ist zu kurz für spaßbefreite Autos. Wer es nicht auf die Spitze treiben will, wählt die dezenter Version mit 156 PS, ebenso elektrisch, ebenso 54 kWh Akku, aber spürbar günstiger. Sie schafft nach Norm 400 Kilometer. Geladen wird mit 11 kW an der Wallbox und mauert 100 kW am Schnelllader.

Indes fällt die häufigste Wahl bis auf Weiteres vermutlich auf den Hybrid. Er muss mit 1,2 Liter, 136 PS und Dreizylinderbenziner auskommen. Nicht nur ein Seitenblick auf den Mini Cooper S wirft Fragezeichen ins Feld. Aber die Preise lügen nicht. Zur Sortierung: Hybrid von 29.500 Euro an. Kleiner Elektriker ab 39.500 Euro, velociger Elektriker von 48.500 Euro an. HOLGER APPEL



Rot ist richtig: Junior Foto Hersteller

Zum frischen Anfang ein heißes Ende

Audi meldet sich zurück mit einem neuen A4, der jetzt A5 heißt / Als Limousine und Kombi von November an / Basispreis um 45.000 Euro

Die an sich überraschendste Nachricht ist nicht, dass sich in Ingolstadt eine frische Mittelklasse warmläuft. Vielmehr wie Audi jahrelang in schierer Unsichtbarkeit überlebt hat. Solch Agonie hätte im VW-Konzern früher zu kalt lächelnden Massenentlassungen auf Führungsebene geführt. Zumindest ist ein neuer Vorsitzender an Deck, und der hat Land in Sicht in Form von A5 als Limousine und Kombi, Q5 als SUV und A6 e-tron als Kombi und Limousine mit Elektroantrieb. Audi hat einiges abgeräumt von jenen Plänen, die sowieso nie Vorsprung versprochen, an der Umbenennung der Baureihen hält der Hersteller leider fest. So ist das, was nun als A5 präsentiert wird, an sich die A4-Familie. Aber gerade Ziffern kennzeichnen künftig die Vollelektriker, ungerade die teilelektrifizierten Verbrenner, und der A5 verschmilzt sowieso auf den A4, wodurch beide zum A5 werden. Alles klar? Immerhin sind die eine Weile lang verwendeten, so kruden wie unverständlichen Zusatzbezeichnungen Geschichte, ein Benziner heißt wieder 2.0 TFSI und ein Diesel 2.0 TDI. Welch Wohltat.

Gefühlt hatte Audi jede Menge Probleme, aber keines im Design, trotzdem sind hier neue Kräfte am Werk, die freilich auf bewährte Vorlagen zurückgreifen konnten. Im Grundsatz gilt die Idee, am Verbrenner die Motorhaube zu betonen und am Elektriker den Schweller, also jeweils jenen Bereich, in dem das Herz schlägt.

Der Grill zeigt kühlende Lufteinlässe am Verbrenner, mit Elektroantrieb ist er nach innen gekehrt. An der Karosserie bündig anliegende große Räder, langer Radstand und ein seitliches Verhältnis von zwei Drittel Blech zu einem Drittel Glas prägen den Auftritt. Die Lichtsignatur soll gleichfalls typisch sein, Ästhetik und Funktionalität sichern LED-Elemente.

Hinten ist stets ein durchgängiges Leuchtenband angebracht, das im einseitigen Ruhestand verloren wirkt, als sei die Endmontage noch nicht bereit gewesen, in illuminiertem indes recht schick. Licht ist das neue Chrom, alle Hersteller machen sich solche Gedanken.

Wegen zeitlicher Orchestrierung kann hier zunächst vom A5 die Rede sein, die

beiden anderen folgen. Die Limousine rückt in die Nähe des BMW 4er, steht mit breiter Front selbstbewusst da und findet eine elegante Linie. Am kraftvollen Heck entdeckt der Fan ein heißes Ende, also echte Auspuffrohre, die Kundschaft habe sich das gewünscht, sagt Audi. Sonorer Sound inbegriffen. Das ist insofern spannend, als Mini gar am neuen Cooper S

den Auspuff hat verschwinden lassen. Die anliegenden Türgriffe sind eine Mode, die wir nicht goutieren. Die gestreckte Silhouette steht ihm gut, wir glauben sogar, die Limousine schaue fieser aus als der Kombi. Die Verkaufszahlen werden indes wieder klar für den Avant sprechen.

Audi bringt vieles ins Auto, was schön und teuer ist, OLED-Bildschirme etwa



Wo das Herz sitzt: A5 mit betonter Motorhaube und sichtbarem Auspuff, elektronisch gehts vor allem innen zu.

Fotos Hersteller

HOLGER APPEL

Der Traum, sich eine Leica leisten zu können, ist mit einer Kompaktkamera gar nicht so weit von der Realität entfernt. 2018 brachte der traditionsreiche Hersteller seine D-Lux 7 für nur 1150 Euro auf den Markt. Zuletzt gab es im vergangenen Jahr eine auf 1962 Einheiten limitierte Sonderedition 007 als Hommage an James Bond mit einem Objektivdeckel im Gun-Barrel-Look. Sie kostete 2000 Euro. Die Modellreihe gibt es schon seit 2003, sie basiert auf intensiver Zusammenarbeit mit Panasonic. Ein Objektiv mit hoher Lichtstärke und einem Brennweitenbereich von 24 bis 75 Millimeter sowie die kompakte Bauform machen seither neben dem günstigen Preis die D-Lux aus.

Jetzt ist die Nachfolgerin der D-Lux 7 im Handel, sie trägt die Modellnummer 8, kostet 1600 Euro und ist eher ein Facelift als eine Neuerscheinung. Das Gehäuse aus Magnesiumlegierung mit Kunstlederbezug wirkt moderner, wozu gewiss auch beiträgt, dass etliche Tasten und Bedienelemente weggefallen sind. Die D-Lux 8 misst 13 x 6,9 x 6,2 Zentimeter und wiegt mit Akku 400 Gramm. Sie liegt gut in der Hand, man meint geradezu, ihre Robustheit zu spüren, etwa wenn die Blendenstufen am Objektiv satt einrasten. Zum Laden des Akkus und PC-Anschluss gibt es eine USB-C-Buchse. Die Fotos landen auf SD-Speichermedien, auch Karten mit höherem Schreibtempo werden unterstützt.

Was die Optik betrifft, hat sich gegenüber dem Vorgänger nicht viel geändert: Das Objektiv mit besagtem Brennweitenbereich, Bildstabilisierung und einer Lichtstärke von 1,7 bis 2,8 bleibt ein Pluspunkt. Ausgeschaltet ragt das Objektiv markant aus dem Body hervor. Eine Fuji X100 VI, zugegeben mit Festbrennweite, ist diesbezüglich etwas dezenter, etwa wenn es um die Straßenfotografie geht. Eingeschaltet ragt die Optik der Leica je nach Brennweite zwischen sechs und acht Zentimeter hervor. Der Four-Thirds-Sensor löst wie gehabt mit 21 Megapixel auf, von denen 17 für das Bild verwendet werden. Zwischen den Seitenverhältnissen 4:3, 3:2 und 16:9 kann man direkt am Objektiv umschalten.

Rückseitig befindet sich das drei Zoll in der Diagonale messende Display, es ist berührungsempfindlich, so kann man mit nur einer Fingerbewegung schnell den Fokuspunkt festlegen. Aber es ist nicht schwenkbar, sondern fest verbaut. Der Monitor hat 1,8 Millionen Bildpunkte. Der digitale Sucher mit Oled-Display zeigt fast 2,4 Millionen Pixel und hat einen 0,74-fachen Vergrößerungsfaktor im Kleinbildäquivalent. Bis zu vier Dioptrien lassen sich bei Fehl-

Alte Liebe neu entfacht

Leica modernisiert seine D-Lux-Kamera. Die Version 8 wirkt schlank mit gekonntem Design.

Von Michael Spehr



Facelifts gibt es auch für Kameras: Leicas kompakte D-Lux setzt in der Version 8 auf bewährte Hardware und bessere Software.

Fotos Hersteller



sichtigkeit mit einem Rädchen korrigieren, und ein Augensensor schaltet den Sucher automatisch ein. In unserer Wahrnehmung ist er viel zu klein, wir hatten keine Freude daran. Zum Lieferumfang gehört sodann ein kleiner Aufsteckblitz.

Der mechanische Verschluss erlaubt Belichtungszeiten von 1/4000 Sekunde bis 60 Sekunden, der elektronische von 1/16.000 bis einer Sekunde. Die ISO-Empfindlichkeit lässt sich im Bereich von 100 bis 25.000 einstellen. Serienaufnahmen gelingen mit bis zu elf Bildern pro Sekunde, und die Videoabteilung bietet 4K-Videos mit bis zu 30 Bildern in der Sekunde. Den Ton erfasst das eingebaute Mikrofon, es hat sogar eine Einstellung der Empfindlichkeit und Windgeräusch-Unterdrückung. Die technischen Daten zeigen unschwer, dass die D-Lux 8 im technischen Unterbau identisch ist mit ihrer Vorgängerin. Eine aktuelle Neuentwicklung wie die besagte und ähnlich teure Fuji X100 VI liefert hinsichtlich Serienbildtempo, Empfindlichkeit, Video- und Fotoauflösung deutlich besser ab.

Leica hat in erster Linie also das Design geändert, die Bedienelemente vereinfacht und vor allem das Menü übersichtlicher und funktionsreicher gestaltet. Das System orientiert sich jetzt an der Leica Q3 und zeigt einen Schnellzugriff auf ausgewählte Einstellungen, wenn man die rückseitige Menütafel betätigt. Eine weitere Betätigung der Taste bringt dann alle Einstellungen zutage, man navigiert mit der Vier-Wege-Wippe rechts der Anzeige. Das alles ist eingängig, präzise und klar gehalten, hier gibt es nichts zu meckern.

Wie bei den Geschwistern aus Wetzlar gibt es Filmsimulationen, die Leica hier „Film Look Profile“ nennt. Vier sind mitgeliefert, sie lassen sich in Grenzen anpassen. Abermals zeigt die Fuji X100 VI deutlich mehr Möglichkeiten und Optionen. Wir hatten unter der Überschrift „So finden Influencer ihren Stil“ im Juni umfassend berichtet, was es mit diesen Filtern und Filmsimulationen auf sich hat und wie man per Software-Nachbearbeitung zu ähnlichen Ergebnissen kommt.

Zwecks Smartphone-Anbindung mit der Fotos genannten App von Leica stehen Bluetooth und WLAN zur Verfügung. In unserer subjektiven Wahrnehmung ist die Qualität der Fotos sehr ordentlich, was gewiss auch dem lichtstarken Objektiv geschuldet ist. Mit einer maximalen Brennweite von 75 Millimeter im Kleinbildäquivalent hat man aber gewiss kein Riesenreizezoom, wie es andere Kompaktkameras bieten, aber das schöne Retrodesign und den Markennamen Leica.



Bedingt empfangsbereit: Analoges Radio mit Bandwahltasten

Foto dpa

Eine kurze Weile noch

Das UKW-Radioband stand einst für Fortschritt, nun muss es demselben weichen

Bayern hatte die Nase vorn: Am 28. Februar 1949 startete in München-Freimann der erste UKW-Radiosender Europas. Die Initiative war aus der Not geboren. Denn ein Jahr zuvor hatte der Kopenhagener Wellenplan die angestammten Radiofrequenzen auf Mittel- und Langwelle neu verteilt und die Ressourcen für Deutschland empfindlich begrenzt. Es galt also, einen neuen, höheren Frequenzbereich zu erschließen, die Ultrakurzwellen eben. Die Nutzung des neuen Spektrums war alles andere als eine Verlegenheitslösung. UKW schuf Platz für künftige Programmvielfalt und erzielte zugleich eine wesentlich bessere Klangqualität. Denn die „Welle der Freude“, wie der Werbespruch damals lautete, transportierte den Ton erstmals durch Frequenzmodulation. Dieses Verfahren ist unempfindlich gegen atmosphärische Einflüsse.

Anfangs brauchte man noch spezielle Vorsatzgeräte, um vorhandenen Radios den UKW-Empfang beizubringen, doch in den neuen Gerätemodellen etablierte sich die nötige Technik schon bald. Für Musikgenießer wurde sie von 1964 an sogar alternativlos: UKW funkte fortan zweikanalig, die Stereophonie eroberte das Radio. Und zehn Jahre später startete mit dem Verkehrsfunk ein von Autofahrern hochgeschätzter Dienst. Heute aber hat UKW den Charme des Musealen als letzte analoge Bastion in einer digitalen Medienwelt.

Die Ablösung hat längst begonnen. Norwegen hat als erstes europäisches Land schon im Januar 2018 den Umstieg von UKW auf das digitale Radiosystem DAB+ vollzogen. In Deutschland war die Zäsur ursprünglich sogar schon für das Jahr 2015 vorgesehen. Doch dieser Termin blieb Makulatur, denn das Digitalradio entwickelte sich hierzulande deutlich langsamer, als es 1997, im Jahr seines Starts, von seinen Initiatoren geplant war. Dabei gab es für die digitale Übertragung von Anfang an gute Argumente: Sie steht für nochmals verbesserte Tonqualität und

stabileren Empfang, sie nutzt das Frequenzspektrum wesentlich effizienter und schafft deshalb Platz für viele weitere Programmangebote. Doch das Projekt dümpelte zunächst vor sich hin, Empfangsgeräte blieben kostspielige Nischenware. Im Herbst 2009 schließlich stand DAB sogar kurz vor dem Aus: Die privaten Hörfunkanbieter hatten schon im Sommer beschlossen, DAB nicht mehr zu nutzen. Die Kommission zur Ermittlung des Finanzbedarfs der Rundfunkanstalten, kurz KEF, legte daraufhin die Etats für den weiteren Netzausbau auf Eis.

Erst Anfang 2011 entschloss sich eine Allianz für den Neustart: Deutschlandradio, private Hörfunksender und der Netzbetreiber Media Broadcast legten einen Vertrag über die gemeinsame bundesweite Ausstrahlung eines Programm-Multiplexes vor und holten damit die KEF zurück ins Boot. Gleichzeitig wurde die Technik aufgeböhrt: Eine effizientere Tonkodierung konnte den Frequenzbedarf weiter verringern, aus DAB wurde DAB+. Weiterer Rückenwind für die digitale Technik kam aus Brüssel: In der Europäischen Union müssen seit Dezember 2020 alle Autoradios in Neuwagen digitalen Hörfunk empfangen können, dasselbe gilt für neue Radios im Wohnzimmer, sofern sie ein Display haben. Seither nimmt der Digitalempfang auch in Deutschland zu, die UKW-Nutzung geht zurück. Sie lag, sagt der Bericht „Audios Trends“ der Medienanstalten, 2023 nur noch bei 53 Prozent, zehn Jahre zuvor betrug die UKW-Quote noch 78,6 Prozent. Folglich kehren auch immer mehr Sender der Analogübertragung den Rücken. Deutschlandradio zum Beispiel hat am 30. Juni die Parallelstrahlung an neun Standorten beendet. Mit Schleswig-Holstein hat sich nun erstmals ein ganzes Bundesland für den Umstieg entschieden, vom kommenden Jahr an wollen sich die Nordlichter schrittweise von UKW verabschieden. WOLFGANG TUNZE

Die Kiste



1 Wetter auf dem Schirm
Die kleine Wetterstation Eve Weather des Herstellers Eve Systems ist jetzt in einer neuen Modellvariante mit Unterstützung des Matter-Standards lieferbar. Matter ist ein übergreifendes Protokoll für das smarte Heim und wird von Apple, Google, Amazon und anderen unterstützt. Bislang arbeitete Eve Weather nur mit Apples HomeKit. Die neue Variante kostet 80 Euro. Für Bestandsgeräte bietet Eve zudem ein kostenloses Matter-Firmwareupdate über die App für iPhone und iPad an. Das Display zeigt Außentemperatur, Luftfeuchtigkeit und den 12-Stunden-Wettertrend an. Dank Einbindung in das Smart Home kann man Außentemperatur und Luftfeuchtigkeit auch über die App oder den bevorzugten Sprachassistenten abfragen. *msp.*

2 Kamera im Kopf
Kinder, die heute zehn Jahre alt sind, werden im Alter in einer Welt leben, in der Roboter so selbstverständlich sind wie derzeit Autos. Den Nachwuchs spielerisch an die Möglichkeiten und auch Grenzen der Technik heranführen soll der KI-Lernroboter Ugot von Ubtech. Anders als in einem klassischen Bausatz stehen viele vorkonfigurierte Funktionen bereit. Schnittstellen zu im Informatikunterricht gängiger Hardware wie Raspberry Pi sowie Software-Kits wie Python ermöglichen allerdings auch freies Programmieren. Die Peripherie ist mit Kamera-Modul, Infrarot-, Rangier- und weiteren Sensoren üppig, der Akku mit 2,6 Ah Kapazität soll zwei Stunden halten. Das Set des chinesischen Anbieters kostet 750 Euro, nur im Netz. *jwin.*

3 Wasser auf Pump
Mit neuen Akku-Gartenpumpen stellt Einhell sein Sortiment breiter auf. Das Modell Aquinna 36/34 für etwa 150 Euro kombiniert die Kraft von zwei 18-Volt-Akkus zu 36 Volt. Mit einer Förderkapazität von 3400 Liter pro Stunde kann sie ziemlich viel Wasser bewegen, der maximale Förderdruck beträgt rund 3,7 bar. Angesaugt werden kann das Wasser aus einer Tiefe von bis zu sechs Metern, verspricht der Hersteller. Die Pumpe bietet zwei Leistungsmodi und verfügt über Wassereinfüll- sowie Wasserablassschrauben, einen Überlastschutz, einen Tragegriff und Metallgewindeanschlüsse. Überdies hält das Gerät eine Entlüftung bereit, die Anzeige für den Wasserfüllstand soll Schäden durch Trockenlauf vermeiden. *johi.*

4 Oldtimer im Park
Schon zum 20. Mal findet am Wochenende vom 30. August bis zum 1. September die Classic-Gala im Schlosspark Schwetzingen statt. Sie gehört zu den wichtigsten Oldtimer-Veranstaltungen im Jahr, und wahrscheinlich ist sie dank des Ambientes im Park auch die schönste. Wie immer werden circa 160 Fahrzeuge von klein bis groß zu sehen sein, dieses Mal sind sogar erstmalig klassische Lastwagen dabei. Weitere Themen sind unter anderem 125 Jahre Opel, 120 Jahre Rolls-Royce oder 100 Jahre Chrysler. Und zum 12. Mal sind amerikanische Klassiker in die Schau integriert. Gleichzeitig findet auf dem Marktplatz abermals eine Eco-Gala statt. Der Eintritt in den Park und zur Oldie-Gala kostet 10 Euro. *fsb.*

5 Spiel mit der Lenkung
Porsche bietet ein exklusives Gaming-Lenkrad an, das dem Original des 911 GT3 Cup nicht nachstehen soll. Das auf 150 Stück limitierte Volant verfügt über einen USB-Anschluss und ist laut Hersteller kompatibel mit den wichtigsten Simulationen. Der Standard-Spacer passt zu den meisten gängigen Wheel Bases. Das Lenkradgehäuse ist aus Carbon gefertigt, zwölf Tasten auf der Vorderseite und zwei auf der Rückseite sind voll nutzbar, wie im echten GT3 Cup. Die Beleuchtung der Tasten funktioniert auch über eine externe Stromversorgung, die Helligkeit ist frei einstellbar. Da es 7911 Euro kostet, stellt man es sicher gerne zur Schau. Geliefert wird es mit passendem Ständer, inklusive einer auf die limitierte Auflage hinweisenden Plakette. *johi.*

Leben in Stadt & Land



Schafe vor Skyline: Stadt und Land liegen in Deutschland nahe beieinander. Blick vom Kirdorfer Feld in Bad Homburg auf Frankfurt

Foto Julia Zimmermann

Deutschland ist ein dicht besiedeltes Land, 233 Einwohner kommen im Durchschnitt auf den Quadratkilometer, mehr als in den meisten anderen europäischen Ländern. Zum nächsten Nachbarn ist es nirgends sehr weit: Das größte unbebaute Gebiet misst gerade einmal 12,6 Kilometer im Durchmesser – und dabei handelt es sich sogar um einen einsamen Ausreißer nach oben, einen Truppenübungsplatz im Süden der Lüneburger Heide. Menschenleere Regionen wie etwa in Spanien finden sich hierzulande nicht.

Das ist auch der historisch gewachsenen, föderalen Struktur zu verdanken. Sie hat dazu geführt, dass es in Deutschland eine Vielzahl von Großstädten gibt, die zudem recht gleichmäßig über das Land verteilt sind. Berlin hat zwar in den vergangenen Jahrzehnten an Bedeutung, Attraktivität und Bewohnern dazugewonnen, doch ist die Stadt weit davon entfernt, die überragende Bedeutung zu gewinnen, die London für Großbritannien oder Paris für Frankreich hat.

Im Jahr 2022 gab es laut Statistischem Bundesamt hierzulande immerhin 50 Großstadtreionen, 16 davon mit mehr als einer Million, 19 mit weniger als 500.000 Einwohnern. Die deutliche Mehrheit der Deutschen, nämlich 71 Prozent, lebt in einer Großstadt oder deren Umland. Und für die anderen ist es nicht einmal annähernd eine Tagesreise, um eine dieser Agglomerationen – mit Berlin als größter und Salzgitter als kleinster Kernstadt – zu erreichen.

Das Wachstum der Großstädte hält weiter an, allerdings wird es inzwischen allein von Zuwanderung aus dem Ausland getrieben. Schon vor Ausbruch der Coronapandemie, von ihr dann aber beschleunigt, hat eine Binnenwanderung eingesetzt, von der nicht nur die sogenannten Speckgürtel, sondern auch Kleinstädte und Landgemeinden profitieren. Das ist jedoch keine Massenbewegung, anders als das die vielen Berichte in den Medien über Großstadtlüchtlinge nahelegen, die während Corona das Homeoffice für sich entdeckt hätten und in Landkommunen gezogen seien. Diese Wanderungsbewegung reicht nicht einmal aus, um die negative demographische Entwicklung in ländlichen Regionen zu stoppen.

Nun ist es in den vergangenen Jahren Mode geworden, eine wachsende Distanz zwischen Stadt und Land festzustellen, ja, von Konfliktlinien oder sogar einem Graben zwischen den beiden Lebenswelten zu sprechen. Demnach versammelt sich in den Großstädten eine Wissenselite, die den Innovationsvorsprung in den Metropolen wachsen lässt, die etwas herablassend auf die Provinz schaut und die zugleich den allgemeinen gesellschaftspolitischen Ton zu setzen beansprucht. Und auf dem Land blickt man nach dieser Lesart ablehnend auf die abgehobenen Themen wie gendgerechter Sprache, mit denen sich die urbanen Eliten in ihrer

Großstadtblase beschäftigten, während sie verdrängen würden, wie dysfunktional vieles in ihrer Umgebung sei. An Berlin macht sich diese Großstadtkritik ganz besonders fest – ironischerweise, denn die Verlagerung des Regierungssitzes nach Berlin war einst auch damit begründet worden, dass die Politik hier endlich mit den wahren Problemen im Land konfrontiert werde, die sie im idyllischen Bonn habe ausblenden können.

Die Klischees haben einen wahren Kern, doch sind die Konfliktlinien zwischen Stadt und Land hierzulande noch weit von jener Schärfe entfernt, die sie beispielsweise in den USA angenommen haben, wo Donald Trump gemeinsam mit dem Countrysänger Jason Aldean auftritt, der in seinem Nummer-eins-Hit „Try that in a small town“ kriminellen Großstädtern erläutert, was ihnen in einer Kleinstadt blühen würde, in denen die Leute gern zum Gewehr greifen. Die Entwicklungen hierzulande verdienen eine sehr komplexe Analyse, wie sie das kluge und sehr differenzierte Buch „Stadt, Land, Frust“ von Lukas Haffert, einem aus Bochum stammenden Politikwissenschaftler an der Universität Zürich, beispielhaft vorführt. Den knackigen Titel, so hat er in einem Gespräch mit der „taz“ zugegeben, hätte er vielleicht besser mit einem Fragezeichen versehen, aber Fragezeichen seien bei Verlagen nun einmal nicht besonders beliebt.

Haffert hat unter anderem das Abstimmungsverhalten in den Städten und auf dem Land bei der Bundestagswahl von 2021 analysiert. Zwar ist er zum Ergebnis gekommen, dass die Unterschiede stärker gewesen seien als zuvor, doch andererseits trifft das nur auf die Wählerschaft von zwei Parteien zu, auf jene der Grünen und die der AfD. Die Grünen werden demnach ganz überwiegend von Wählern in Groß- und Unistädten gewählt, während die AfD eine ländliche Partei ist, wiederum allerdings nur in Ostdeutschland, während das Bild im Westen gemischt ist. Bei der FDP gibt es keine signifikante Korrelation, bei CDU und SPD gibt es regionale Unterschiede.

Eine Untersuchung der Konrad-Adenauer-Stiftung ist zu ähnlichen, wenig dramatischen Ergebnissen gekommen; demnach verbieten die geringen Durchschnittsunterschiede irgendwelche pauschalen Urteile über ein typisches Wahlverhalten in den Städten und in den ländlichen Regionen. Nur so viel lässt sagen: „Mit zunehmender Ländlichkeit steigt die Präferenz für eine strikere Zuwanderungspolitik, weniger Steuern und Abgaben bei weniger Sozialleistungen und eine stärkere Berücksichtigung des Wirtschaftswachstums bei der Klimawandelbekämpfung.“ von einem Gegensatz zwischen Stadt und Land, so halten die Autoren der Studie fest, kann keine Rede sein. Auch mit Blick auf Werte und Bedrohungsgefühle ist

der Stadt-Land-Unterschied gering ausgeprägt. Dieser Befund deckt sich mit der Tatsache, dass die Lebenswelten keineswegs mehr so weit auseinander liegen wie noch in der Nachkriegszeit, als die soziale Kontrolle auf dem Land hoch und die Mobilität gering war.

Auch hinsichtlich der Wirtschaftskraft gibt es keine klare Stadt-Land-Differenz. Es gibt arme Städte, und einige der reichsten Regionen in Deutschland sind ländlich geprägt. Pendlerströme gibt es daher in beide Richtungen. Viele Menschen teilen ihr Leben sogar zwischen beiden Welten auf. Man findet etwa in weltmarktführenden Unternehmen auf der Schwäbischen Alb oder in Ostwestfalen etliche Mitarbeiter, die von Dienstag bis Donnerstag in der Provinz präsent sind, am Freitag und Montag aber im Homeoffice in Stuttgart oder Hamburg arbeiten, wo sie mit dem ebenfalls berufstätigen Partner und eventuell den Kindern ihren Hauptwohnsitz haben. Und es gibt die nicht kleine Gruppe von wohlhabenden Ruheständlern, die ihren Hauptwohnsitz in Alpnähe oder an der Ostsee nehmen, aber auch über eine Stadtwohnung verfügen.

Was nicht heißen soll, dass es nicht gravierende Probleme in einigen ländlichen Regionen vor allem in Ost- und Norddeutschland gäbe, wo die soziale Infrastruktur nur mit Mühe aufrechterhalten werden kann. Gerade für Teile von Ost-

deutschland sind die Prognosen niederschmetternd. Läden, Kneipen und Schulen stehen leer, Wohnhäuser verfallen, und zum Arztbesuch muss man in die nächstgelegene Stadt fahren. Die Möglichkeiten der Politik, daran etwas zu ändern, sind begrenzt; Investitionen in die Infrastruktur, etwa in den Breitbandkabelausbau, führen nicht automatisch zur Ansiedlung von Unternehmen.

Dass vom geselligen Dorfleben, wie es sich viele Städter vorstellen, etwas übrig bleibt, hängt inzwischen vielerorts vom Engagement Einzelner ab. Das zeigt die Wanderausstellung „Schön hier“ des Deutschen Architektur Museums, die derzeit in Kressbronn zu sehen ist, anhand von vorbildlichen Bauprojekten auf dem Land. Was sich mit Mitteln des freien Marktes nicht mehr aufrechterhalten lässt, braucht den Einsatz des idealistischen Bürgers: Freiwillige müssen die Aufsicht in einer Bibliothek übernehmen oder sich an die Kasse eines Dorfladens stellen. Ohne Kommunalpolitiker, die sich in den mitunter frustrierenden Kampf um Genehmigungen und Fördermittel werfen, geht wenig.

Aber auch in vielen Städten gibt es problematische Entwicklungen, abzulesen insbesondere an den Zentren, in denen es wegen der Krise des stationären Einzelhandels zu immer mehr Leerstand kommt, der vielerorts mit einer Verwahrlosung des öffentlichen Raums verbunden ist. In den Städten ist zudem eine Segregation zu bemerken. In den innenstadtnahen, oft von gründerzeitlicher Architektur geprägten Vierteln kommt es zur Gentrifizierung. Eine gut verdienende, akademisch geprägte Schicht bleibt immer stärker unter sich und baut die Stadt nach ihren Vorstellungen um. Straßen werden für den Autovekehr gesperrt und begrünt. Das Ziel ist eine Verdorflung der Stadt. Mit dem Wunsch nach „mehr Bullerbü“ brachte die Grünenpolitikerin Bettina Jarasch diese Haltung für Berlin auf den Punkt. Von Ironie leider keine Spur.

Auch wenn sich diese Haltung weltoffen und verantwortungsbewusst gibt, hat sie doch etwas sehr exklusives. Mehr Menschen an ihrem Lebensmodell teilhaben zu lassen verhindert diese Klientel, indem etwa Nachverdichtungsprojekte von Bürgerinitiativen blockiert werden. In anderen, weniger attraktiven Quartieren der Großstädte nimmt der Anteil der Migranten und sozial Schwächeren zu; vielerorts ist eine Abgrenzung nach Ethnien festzustellen, auch wenn dieses Thema in offiziellen Statistiken kaum abgebildet wird. Die Mittelschicht, vor allem Familien mit Kindern, zieht dagegen immer häufiger an den Stadtrand oder ins Umland, das oft einen guten Kompromiss zwischen Infrastruktur, Bezahlbarkeit und Nähe zu Grün bietet. Nicht auszuschließen, dass sich da Konfliktlinien herausbilden, die die öffentlichen Debatten in den nächsten Jahren bestimmen werden. Mit dem Unterschied zwischen Stadt und Land haben sie aber wenig zu tun.

Stadt, Land, alles im Fluss

Bis zum Jahr 2020 schien das Wachstum der Großstädte hierzulande unaufhaltsam zu sein, dann kam Corona, und alle sprachen von der Renaissance des Landlebens. Bei genauem Hinsehen zeigt sich, dass die Entwicklung komplexer ist.

Von Matthias Alexander

Wenn ich in meiner geliebten „Bar Stop“ angekommen bin, habe ich das nervtötende Berlin gänzlich hinter mir gelassen. Die „Bar Stop“ befindet sich auf den Kanaren, auf Lanzarote, gleich gegenüber der blendend weißen Kirche in Yaiza. Ich setze mich immer auf einen der Hocker am Bartresen, der schräg von links nach rechts abfällt, angeblich weil der Maurer, der ihn vor hundert Jahren gemörtelt hat, betrunken war. Dann esse ich Huhn mit Mais oder Eintopf mit Stockfisch und Süßkartoffeln, zubereitet von den Frauen der Kellner.

Meist sitzen hier die Einheimischen: Taxifahrer, Straßenreiner, Polizisten, Künstler, Verwaltungsangestellte, dazwischen ein paar Touristen, die einen guten Reiseführer haben. Für den Café con leche setze ich mich immer nach draußen, an eines der an der Hauswand befestigten Tresenbretter, und schaue auf die weiße Kirche und den zentralen Dorfplatz mit den Geranien.

Yaiza ist einer der schönsten Orte Spaniens und ist als solcher sogar zweimal ganz offiziell gewählt worden. In Yaiza gibt es viel Platz und Licht, die Häuser liegen mit großzügiger Hand verstreut in einer Senke und im Hintergrund, inmitten der südlichen Ajaches-Bergzüge, ragt der rotbraune Vulkan Atalaya von Femés hervor, „Wachturm“ genannt; im Westen erstrecken sich die Lavafelder und die Feuerberge von Timanfaya.

Meistens fahre ich nach Lanzarote, um in Ruhe zu arbeiten und zu schreiben und in der „Bar Stop“ liegt dann auch gleich mein schwarzes Notizheft auf dem schiefen Tresen. In meinem letzten Roman, der auf Lanzarote spielt, verliebt sich der Protagonist in eine Frau, von der er anfänglich glaubt, es sei Penélope Cruz. Tatsächlich warte ich selbst seit Jahren in der „Bar Stop“ auf Penélope Cruz, sie liebt ebenfalls die Insel und hat hier mit Pedro Almodóvar einen ihrer tollsten Filme gedreht, „Zerrissene Umarmungen“. Der Film ist auch eine Hommage an diese Insel.

Nach dem Café con leche bestelle ich einen vulkanischen, belebend mineralischen Lanzarote-Wein – in Berlin trinke ich fast nur noch Wasser und Ingwer-Tee als Ausgleich zu dieser ungesunden Stadt – und ich steigere mich in meine Auswanderungsphantasien. Warum noch in einer Stadt leben? In einer deutschen Stadt? Warum immer noch Berlin?

Die Vorstellung, dass ich in Berlin lebe und bald mein Reisepass und Personalausweis ablaufen, erfüllt mich mit Panik. Werde ich je wieder reisen können? In unseren Bürgerämtern ist nämlich der Onlineservice zur Terminvergabe ein Service zum Verzweifeln. Vielleicht wird der Onlineservice auch schon seit Langem von geheimen Mächten sabotiert, denn erklären kann man sich das nicht, dass es für die Bürger Berlins einfach keine Termine gibt.

Vielleicht, denke ich manchmal, bereitet uns Berlin aber auch schon insgeheim vor, in einer Welt zu leben, in der bald vielleicht gar nichts mehr funktioniert. Vielleicht also werden wir Bürger in Berlin zu Trainingszwecken sabotiert, damit wir lernen, ohne Personalausweis oder Reisepass klarzukommen oder einfach gleich für immer in Berlin zu bleiben. Berlin sabotiert auch den Erhalt von Geburtsurkunden, damit junge Eltern lernen, ohne Elterngeld auszukommen, das sie ja nur mit Geburtsurkunde bekommen. Sie bekommen auch keinen Kitaplatz, weil es ihr Kind ja offiziell gar nicht gibt. Wir lernen auch ohne erreichbare Polizei zu leben, ohne Feuerwehr, ohne regelmäßige Müllabfuhr. Die Straßen in der Stadt vermüllen, aber dafür sind die Homepages der Ämter sprachlich gesäubert, damit wir lernen zu gendern.

Wir lernen in Berlin, ohne Führerschein zu fahren, weil man den auf den Ämtern auch nicht mehr bekommt, was eigentlich eine geniale nachhaltige Sabotage ist, am besten fahren wir gar nicht mehr oder nehmen die Bahn, die aber nicht kommt, ich nenne das die Sabotage mit Doppelwumms frei nach Olaf Scholz!

Das Landesamt für Einwanderung am Friedrich-Krause-Ufer arbeitet vermutlich auch mit präventiver Sabotage, damit wir lernen, uns noch fremder in dieser Stadt zu fühlen. Meine Partnerin ist zum Beispiel eine Illegale, wir sind verheiratet, haben deutsche Kinder, sie ist aber ohne Aufenthaltstitel. Wir dürften zusammen eigentlich gar nicht hier sein. Wir haben auch keine Niederlassungserlaubnis, die wir schon vor Jahren beantragt haben. Ich kann ja online keine Termine machen, um persönlich nachzufragen, ich kann auch nicht anrufen, ich habe zwar mittlerweile zwölf Nummern für das zuständige Referat E3, aber es hebt nie jemand ab. Manchmal ist kurz besetzt, dann klinge ich wieder ins Leere. Vermutlich ist es einfacher, ein Visum für Nordkorea zu bekommen als einen Termin im Berliner Amt für Einwanderung.



*Insel der Wahrheit:
Paare, die wissen wollen, ob sie zusammengehören,
sollten nach Lanzarote fahren. Hier klären sich die Dinge.*

Foto Alberto Bernasconi/Laif

Plötzlich diese Klarheit

Ein Leben in Berlin ist dann erträglich, wenn regelmäßige Fluchten nach Lanzarote möglich sind. Auf der kanarischen Insel findet sich alles, was die laute Metropole ihren Bewohnern verweigert: Energie, Inspiration und die Hoffnung, eines Tages Penélope Cruz in der Lieblingsbar zu begegnen.

Von Moritz Rinke

Wenn die Mutter meiner Kinder jetzt ihre Eltern in der Türkei besuchen würde, dann käme sie bei der Rückreise nie wieder an den Grenzpolizisten vorbei, meine Kinder würden ohne Mutter aufwachsen.

Ich habe überlegt, einen IT-Russen anzuheuern, um das Amt für einen Termin zu hacken, aber der Russe will bestimmt viel Geld. Dafür könnte ich auch jemanden im Amt schmieren, dachte ich, dann würde ich vielleicht gleich die Niederlassungserlaubnis mitbekommen. Aber wie soll ich jemanden schmieren, wenn ich ihn weder treffen, anrufen noch online kontaktieren kann?

Freunde haben mir geraten, ich solle den Bundespräsidenten einschalten, den würde ich doch kennen, er würde meiner Frau ja sogar Einladungen schicken. Das stimmt, dachte ich, der Bundespräsident lädt uns des Öfteren zu Klassikkonzerten ein, der würde sich bestimmt nicht gern eine Illegale ins Schloss Bellevue holen wollen. Aber einen Bundespräsidenten damit behelligen, wenn im Amt niemand ans Telefon geht?

Ich fahre durch Yaiza weiter Richtung Westen und sehe auf die Timanfaya-Vulkane, die zum ersten Mal 1730 bis 1736 ausbrachen. Sechs Jahre spie hier die Erde Feuer und Lava. Don Andrés Lorenzo Curbelo, der Pfarrer von Yaiza, hat die historischen Ereignisse in seinem Tagebuch festgehalten: „Am 1. September 1730, zwischen neun und zehn Uhr abends, brach bei Timanfaya, zwei Wegstunden von Yaiza entfernt, mit einem Mal die Erde auf und die Lava strömte über die Dörfer hinweg.“ Manchmal wünsche ich mir, dass es in Berlin auch Vulkane wie auf Lanzarote gäbe und dass die dann mit einem Getöse ausbrächen und die Lava über die Ämter von Berlin hinwegströme, oder ganz knapp vorbei, aber immerhin würde diese Stadt dann aus ihrer unfassbaren Trägheit gerissen.

Ich wäre gern bei der Entstehung der Insel Lanzarote dabei gewesen. Was da für Energien freigesetzt wurden! Wie sich die afrikanische Kontinentalplatte unter die eurasische schob, irgendetwas zerbrach, ein riesiger Sockel sich erhob, Vulkane unter der atlantischen Wasseroberfläche ausbrachen und Lava über Lava sich als glühende Landmassen auf türmte. Und plötzlich lag Lanzarote da, ganz schwarz.

Die Insel ist die Besondere unter den kanarischen Inseln, und es gibt eigentlich nur zwei Meinungen unter den Touristen: Die einen kommen nie wieder, denn sie behaupten, auf der Insel sei ja nichts. Die anderen kommen und bleiben ihr Leben lang dieser Insel treu, weil sie hier all das finden, was sie in Städten wie Berlin vermissen. In meinem Fall: Stille, der weite Blick und eine durch die vulkanische Mondlandschaft geradezu zenbuddhistische Konzentriertheit. Wenn ich hier durch die Landschaften laufe, denke ich immer an irgendetwas zwischen Konfuzius und Pink Floyd.

Sogar die Apollo-Mission der Amerikaner ist hier geprobt worden, wie sich in manchen Archiven nachlesen lässt, al-

lein schon, weil die NASA hier im Vulkangestein die Ausrüstung der Mond-Astronauten testen konnte, Kleidung, Handschuhe, das Schuhwerk.

Kurz vor Sonnenuntergang fahre ich oft auf Timanfaya-Straße durch den Nationalpark der Feuerberge. Die Straße war für den Besuch von General Franco gebaut worden, der sich am 28. Oktober 1950 die Feuerberge und die Entzündung von Reisig durch die glühende Vulkanderde vorführen ließ, so wie es den Touristen auch heute noch vorgeführt wird. Nur damit der Diktator sich eine Stichflamme anschauen konnte, mussten die Arbeiter also jahrelang schuften und eine Straße bauen. Es ist eigentlich eine „Tyrannenstraße“, aber eben eine der schönsten Straßen der Welt.

Die meisten Touristen fahren auf Lanzarote an die weißen Papageien-Strände nahe Playa Blanca, aber mein Lieblingsstrand ist der „Schwarze Strand“ Richtung El Golfo, ein Strand aus feinstem Vulkansand mit imposanter Brandung. Die meisten Touristen fahren nach Playa Blanca, auf die Amüsiermeile nach Puerto del Carmen oder Costa Tegüise, das sind die Ballungszentren für die Touristen, aber es gibt schönere Orte. Das Famara-Kliff zum Beispiel, wo vorwiegend Spanier surfen und wellenreiten; Tegüise unter der Woche, wo viele Künstler und Aussteiger leben und sonntags während des Marktes mit ihren Tapas-Bars, ihren Antiquitäten und bunten Kleidern in den Läden und ihrer Livemusik ihren Unterhalt verdienen. Oder das Künstlerdorf Las Breñas, wo sich das offene Atelier von Noss befindet, eines deutschen Künstlers, der in den Siebzigerjahren nach Lanzarote kam und um sein Haus herum eine picassohaftige Kunstlandschaft aufgebaut hat. Die Tür bei Noss ist immer offen und sein Haus einer der besonderen Phantasieorte der Insel.

Oder das Museum des Literaturnobelpreisträgers José Saramago in Tias, in der Calle los Topes 1, wo der Romancier bis zu seinem Tod gelebt hat. Im Saramago-Museum stehe ich immer vor einem Glaskasten mit Saramagos Füllfederhaltern: schwarze, dunkelblaue, silberne, weinrote, dunkelgrüne, einige mit Holzschäften, andere mit vergoldeten Elementen und feinen Gravuren. Ich will sie jedes Mal mit meinem Smartphone fotografieren, aber dann kommt es mir immer widersinnig vor. Eher schon müsste ich einen seiner Füllfederhalter herausnehmen und damit die Schönheit der anderen auf einem weißen Blatt Papier beschreiben.

Wenn ich eine Woche oder zwei oder noch länger auf der Insel bin, dann kommt mir manchmal der Gedanke, was ich gerade in Berlin verpasse? Theaterpremierer, Lesungen, Empfänge der F.A.Z. zum Beispiel, das gesellschaftliche Leben. Manchmal denke ich, auf der Insel ist es vielleicht nach ein paar Wochen doch zu still, aber möchte ich deshalb zurück ins Laute?

Mit den Jahren meiner Lanzarote-Erfahrungen habe ich viel über diese Stadt-Land-Ambivalenz nachgedacht. Auch

mein Geburtsort Worpsswede verdankt seinen Ruhm einer Stadtlucht. Die ersten Maler in Worpsswede waren fast alle Mitglieder der Düsseldorfer Kunst-Akademie, aber sie wollten plötzlich aufs Land, „zurück zur Natur“, es war eine antiakademische Bewegung der Malerei im späten 19. Jahrhundert. Man ging nach Barbizon südlich von Paris, nach Southampton bei New York oder eben nach Worpsswede. Nach Worpsswede kam irgendwann sogar Rilke.

Wenn ich in Berlin bin und nicht gerade gegen die Verwaltung kämpfe, dann spüre ich eine seltsame Distanz zu mir selbst. Ich habe das Gefühl, dass die Stadt mit ihren täglichen Widerständen und Grellheiten und diesem unfassbaren Krach so etwas wie Intuition erschwert. Dieser Sirenenkrach Berlins! Dieses Gerdöhne in den U-Bahnen aus den Smartphones der anderen! Früher hielt man sich sein Telefon ja noch ans Ohr und sprach etwas leiser, heute verdoppelt sich die Zahl der Einwohner der Stadt, weil jeder mit seinem auf laut gestellten Smartphone Krach macht für mindestens zwei. Die Sirenen und die Smartphones machen mich wahnsinnig. Kann einen hier überhaupt noch die Muse küssen, wie es alte Literaturromantiker ausdrücken würden.

Auf Lanzarote muss man hingegen aufpassen, dass man nicht zu sehr auf sich selbst zurückgeworfen wird. Die Insel hat eine extreme Energie, ich habe dafür sogar eine Art Wissenschaft entwickelt. An wenigen Orten der Welt ist die Erde so offen wie hier. Es wäre unsinnig, anzunehmen, dass Menschen durch die uralten Kräfte, die hier aus dem Inneren der Erde aufsteigen, nicht berührt würden. Das betrifft alles, die Menschen, die Tiere, den Wein, man spürt diese Kräfte in jeder Tomate und in jeder kanarischen Kartoffel, die man auf Lanzarote isst.

Direkt unter dieser Insel gibt es einen gewaltigen Hohlraum, eine Art Magmadom aus flüssigem, glühendem Gestein. Und die offene Erde verstärkt alles, in die eine oder in die andere Richtung. Lanzarote liegt am Herz der Erde. Lanzarote ist einerseits Ort der Entzweiungen und des Niedergangs. Und andererseits auch Ort der aufsteigenden Liebe und schöpferischen Kraft. Das ist meine Theorie. Oft kommen junge Paare nach Lanzarote und trennen sich hier. Oder sie spüren hier, dass sie ewig zusammenbleiben werden. Das klingt jetzt wirklich esoterisch, aber man sollte, wenn man sich mit einer Beziehung nicht sicher ist, unbedingt auf die Insel kommen, sie schafft Klarheit.

Zum Ende meiner Lanzarote-Reisen halte ich immer noch einmal in der „Bar Stop“ und schaue, ob Penélope Cruz vielleicht mittlerweile gekommen ist. Ich trinke ein letztes kleines Glas des vulkanischen Weins. Dann fahre ich zum Flughafen – jedes Mal mit Tränen in den Augen.

Moritz Rinke ist Schriftsteller und Dramatiker. Er lebt in Berlin und auf Lanzarote.

Millionen Leben hinter Millionen Fenstern

Die Metropolen der Welt wachsen unaufhaltsam und ziehen nach wie vor Millionen Menschen an. Doch ist die Großstadt immer noch das Versprechen, das sie über Jahrhunderte war?

Von Niklas Maak

Ein Mann sitzt in London in einem Kaffeehaus, er war ein paar Monate krank, jetzt geht es ihm wieder besser; er liest eine Zeitung und raucht und schaut durch das Fenster auf die Straße, „eine der Hauptverkehrsadern der Stadt“: „Mit zunehmender Dämmerung wuchs die Menge der Passanten noch von Minute zu Minute, und als die Laternen angezündet wurden, wogte unaufhörlich nach beiden Richtungen ein dichter Menschenstrom vorüber“ und „das stürmende Menschenheer da draußen gab mir neue berauschende Gefühle“.

Der Mann, der da mit einem Gefühl des Rauschs an einen Abend in London die aufackernden Lichter der Großstadt und die durch die Straßenschluchten strömenden Massen beobachtet, ist der Erzähler in Edgar Allan Poes berühmter Kurzgeschichte „Der Mann in der Menge“, mit der 1840 eine neue Form von Großstadtliteratur beginnt. Ob die Romane von Balzac oder Zola, ob in Baudelaires Gedicht „A une Passante“, in dem die Frau, von der der Erzähler glaubt, dass sie sein Leben verändert hätte, ebenso blitzartig auftaucht, wie sie wieder in der Masse verschwindet: Die moderne Großstadt ist in der Literatur immer beides – ein Moloch, der seine Insassen durcheinanderspült, verschlingt und in Abgründe reißt, aber auch der Ort der ungeahnten Chancen und plötzlichen Abenteuer, der Befreiung, an dem alles möglich wird. Die Menschen flohen aus der Enge des Dorfes oder der stillen Kleinstadt, in der ihr Leben entlang der Hauptstraße vorgezeichnet war: Du heiratest den Sohn vom Bäcker, arbeitest in der Schlachtereier, tanzst auf dem Schützenfest, wirst später auf dem Friedhof am Ortsausgang begraben.

Mit der Industrialisierung und der bisher unbekannt Konzentration von Arbeitermassen in Fabriken wuchsen die Städte dramatisch an. Die meisten Menschen zogen aus Not in die Großstadt und lebten zumeist in elenden Verhältnissen, weshalb frühe Kritiker wie der Sozialkritiker Charles Fourier die neuen Großstädte als schmutzige Löcher verurteilten und ihre Wiederabschaffung forderten – die Menschen sollten besser in 5000 Einwohner großen, über das gesamte Land verteilten Produktionseinheiten, den Phalanstères oder „Sozialpalästen“ wohnen. Ihm, der noch von Rousseau geprägt war, wie auch späteren Autoren wie Oswald Spengler und T. S. Eliot, war die Idee der Großstadt zuwider, in der sich der Mensch vom Leben in Harmonie mit der Natur entfernte.

Doch gleichzeitig entstand das, was Victor Hugo in der „Préface de Cromwell“ als eine typisch moderne Ästhetik des „Erhabenen“ beschreibt. Sie prägt das Bild der Großstadt bis heute. In den großen Manhattan-Romanen wird die moderne Großstadt nicht zufällig mit Metaphern aus dem Reich einer unbändigen Natur beschrieben: Die Straßen sind „Schluchten“ in einem „Großstadtschungle“, Millionen von Fenstern leuchten in der Skyline der Stadt, hinter jedem wartet eine Geschichte, ein Drama, ein Leben – Millionen von Menschen, die rauchen, feiern, sich lieben, trinken, streiten, müde sind, aufgeregt, wütend, verängstigt, ausgelassen sind und dann und wann hoffnungsvoll aus dem Fenster in die Nacht und ins Glitzern und Flimmern der Tausenden von Lichtern schauen.

Wenn die Moderne sich durch den Wandel des ästhetischen Ideals der Regelschönheit hin zu einer Ästhetik der Intensivierung auszeichnet, ist die Metropole mit ihren in die Höhe schießenden Türmen, den Millionen von Menschen, Autos, Lichtern und Plänen ihr wichtigstes Bild: „Die Stadt, die man von der Queensboro Bridge aus sieht, ist immer die Stadt, die man zum ersten Mal sieht, in ihrer ersten wilden Verheißung all des Geheimnisses und der Schönheit der Welt“, schreibt F. Scott Fitzgerald 1925 über die phantastisch leuchtenden Betongebirge von Manhattan und „das rasante, abenteuerliche Gefühl, das die Stadt nachts ausstrahlte – die Befriedigung, die das ständige Flimmern von Männern, Frauen und Maschinen dem ruhelosen Auge gibt“. Die großen modernen Architekten haben den gigantischen Kräften, die in der Metropole wirken, in ihren Bauten Ausdruck verliehen, Shreve, Lamb & Harmon mit ihrem Empire State Building von 1931, Sir Norman Foster später im Turm der HSBC-Bank, die wie eine Maschine zur Kanalisierung von Finanzströmen aus der Skyline von Hongkong hervorsticht.

Die Schattenseite der Metropolverprechen eines intensiven und abenteuerlichen Lebens ist die Einsamkeit, die viele in Edward Hoppers Großstadtbildern erkennen wollen: Aber weiß man, ob die Frau am Fenster mit Blick über die Häusermassen und die Night-hawks, die da am Tresen sitzen, wirklich verlorene Gestalten sind – oder ob sie heilfro sind, der Smalltown entkommen zu sein, und ihre Freiheiten und Chancen genießen?

Die moderne Großstadt zeichnete sich durch drei Faktoren aus: erstens durch

die schier unfassbare Masse an Bauten, Dingen und Menschen, zwischen denen man in die Anonymität abtauchen und sich neu erfinden konnte. Zweitens durch eine atemberaubende Vertikalität: Wenn die Helden des 19. Jahrhunderts Helden der horizontalen Expansion waren, nämlich Stedler, Cowboys und Eisenbahnbauer auf ihrem Treck nach Westen, dann waren die Helden des 20. Jahrhunderts Helden der Vertikale: Hochhausbauer und Astronauten. Es ist vielleicht kein Zufall, dass Gary Cooper, als er schon als Cowboydarsteller weltberühmt war, in dem Film „The Fountainhead“ einen Architekten spielte – als einen Cowboy der Vertikale.

Drittes Kennzeichen der Großstadt sind Licht und Lärm: Tausende von leuchtenden Fenstern, Lichterketten, Neonreklamen und funkelnden Scheinwerfern, dazu das Rattern der Subway, das Heulen der Sirenen, das „Hupen und der Lärm der Auspufftöpfe“, das der Schriftsteller Blaise Cendrars in einem

Gedicht feierte – all das zeigt dem Großstadtbewohner, dass er der beklemmenden dunklen Stille des Dorfs entkommen und in einer Welt unfassbarer Maßstäbe und absoluter Intensität angekommen ist. Noch der berühmte Song „Downtown“ von Petula Clark forderte den Bewohner der stillen Vorstadthäuser auf, ins Glitzern der Innenstadt zu entfliehen: „When you're alone and life is making you lonely / You can always go downtown“, heißt es da, und sogar „Lärm und Hektik“ werden für den sedierten Vorstädter zum Versprechen: „When you've got worries, all the noise and the hurry / Seems to help, I know, downtown / Just listen to the music of the traffic in the city / Linger on the sidewalk where the neon signs are pretty.“

Spätestens seit der Klimakrise aber werden die Geräusche des Verkehrs in der Stadt nicht mehr primär als „music“, sondern als umwelt- und gesundheits-schädlich betrachtet, die Lichter der Großstadt als monumentale Energiever-

schwundung, die Betongebirge, die in den wachsenden Metropolen aus dem Nichts emporwachsen, als Hauptverursacher des Klimawandels: Bekanntermaßen verursachen Bau und Betrieb von Gebäuden 40 Prozent aller Treibhausgase: Da ist es keine gute Nachricht, dass China in weniger als fünf Jahren mehr Beton verbaut hat als die auf diesem Feld ja nicht untätigen Vereinigten Staaten in den vergangenen hundert Jahren.

Angesichts der Klimakrise versuchen viele Städte, allen voran Paris, ihre Zentren umzugestalten: Autos raus, Lichter aus, Tempo drosseln, statt „music of the traffic“ Fahrräder und „urban farming“ – wo der Verkehr ein ebenso erhabenes wie CO₂-intensives Bild des Strömens und Glitzerns erzeugte, wachsen jetzt Karotten und teure Apartmentbauten mit hohem Holzanteil für wohlhabende Baugruppen und Investoren.

Die Zentren der Städte werden bewusst verdörflicht und idyllisiert. Oft geht damit aber der Ausschluss jener

Massen einher, für die die Stadt ein für alle zugängliches soziales Konstrukt und deshalb ein Versprechen war. Viele Stadtzentren sehen mit ihren verkehrsberuhigten Einbahnstraßen voller Bioläden und Lastenräder aus wie eine Mischung aus einem begehrten Anlagendeponat in Wohnblockform und einer innerstädtischen Version des „Hameau“ von Versailles, wo Marie Antoinette kurz vor der Revolution das idyllische Landleben nachspielte, das es draußen schon längst nicht mehr gab: Schön für die, die es sich leisten können.

Die ökologischen Umbaupläne für Paris zeigen Bachläufe und Sandkisten auf den zentralen Boulevards. Warum gibt es keine Bilder, die zeigen, wie die ökologische Wende jenseits der Orte aussieht, an denen eine finanzstarke Oberschicht lebt, die es sich leisten kann, überall mit dem Fahrrad hinzufahren? Wie sähe eine grüne Utopie in den Vorstädten aus? Sie zu begründen, dort neue Schwimmbäder und Gemeinschaftseinrichtungen zu bau-

en und wirklich attraktive Verkehrsmittel anzubieten für den Weg ins Zentrum wäre vielleicht noch etwas dringlicher, als das Innere der Städte auf das Behagliche und Enge eines Dorfs herunterzupegeln.

Zu wenig passiert bisher in Politik und Gesetzgebung, um die sich leeren Bürotürme und Shoppingmalls der Metropolen in billigen Wohnraum umzuwandeln und so das Grundversprechen der Großstadt am Leben zu halten: ein Ort für alle zu sein.

Dazu kommt, dass sich gesellschaftlichen Ideale, die sich in der Großstadt abbildeten, nämlich Freiheit, Abenteuer und Selbstverantwortung, immer mehr durch das Versprechen von Komfort und Sicherheit abgelöst werden.

Städte waren attraktiv, weil sie es den Menschen ermöglichten, der Enge und der Überwachung der Dorfgemeinschaft zu entkommen, sich neu zu erfinden, in die Anonymität abzutauchen. Dafür wurden Gefahr, Lärm und Chaos akzeptiert. Die Großstadt war chaotisch, inklusiv und wild.

Mit dem Versprechen, die Städte sicherer, grüner und lebenswerter zu machen, zieht oft eine neue Überwachungskultur ein. In vielen chinesischen Städten wird das Verhalten der Bürger im öffentlichen Raum mit Überwachungskameras verfolgt und gegebenenfalls mit Abzug von Sozialpunkten bewertet. Das Versprechen der Großstadt auf Anonymität ist hier Vergangenheit. Das Ideal der meisten Smart-City-Visionen ist nicht der selbstbewusste, sondern der vorausberechnbare Bürger. In New York gibt es öffentliche Liegebänke, an denen man sein Mobiltelefon kostenlos laden kann. Wer sein Telefon dort lädt, kann aber danach für immer in der ganzen Stadt identifiziert und getrackt werden. Die scheinbar einladende Bank ist der Ort eines Überfalls: Daten werden wortwörtlich im Schlaf abgegriffen.

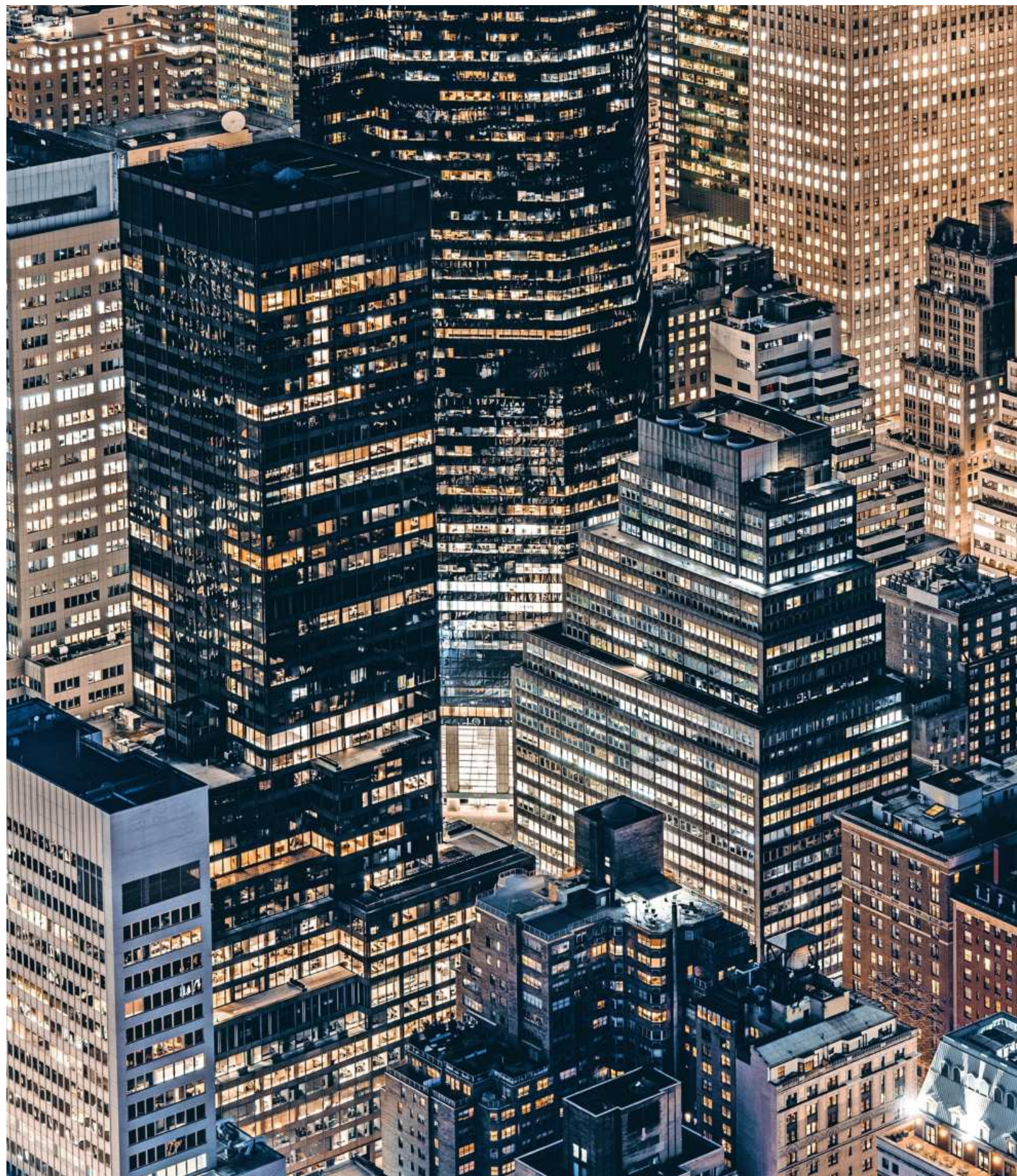
Im Moment sind es vor allem Digitalunternehmen wie Googles Mutterkonzern Alphabet, der die Verwandlung von Städten in Smart Cities massiv vorantreibt. Man kann diesen Aktivismus verstehen: Der Vermögensverwalter Pictet schätzt das gemeinsame Marktpotential der Unternehmen, die für den digitalen Umbau der Städte verantwortlich sind, in den nächsten Jahren auf rund 3,7 Billionen Dollar. Private Großunternehmen wie der Google-Mutterkonzern Alphabet wollen im Namen von Ökologie, Effizienz und Sicherheit ehemals staatliche Leistungen von der Krankerversicherung bis zur Polizei durch eigene Angebote ersetzen, also hoheitliche Aufgaben privatisieren.

Mit dieser Übernahme der Stadt durch wenige Großunternehmen werden die ständige Kollision und Verhandlungsbedürftigkeit von individuellen Interessen zugunsten einer neuen Form von Zentralsteuerung abgeschafft. Damit verschwinden bestimmte Freiheiten. In der neuen Stadt, die der Autokonzern Toyota gerade bei Tokio baut, wird es nur autonome Autos geben, die von einem zentralen „digitalen Betriebssystem für die Infrastruktur der Stadt“ koordiniert werden. Toyota will dieses System später an andere Städte verkaufen. Volkswagen arbeitet an ähnlichen Modellen.

Das ist neu: Konzerne verkaufen nicht mehr nur Produkte wie Autos an Millionen von Einzelkunden, sondern Mobilitätskonzepte an Regionen und Städte – die damit von diesem einen Konzern abhängig werden. In Toyota City wird man keine Mobilitätslösungen von Volkswagen kaufen können. Damit wird auch ein System von Widerspruch, Überlagerung, Kollision und marktwirtschaftlicher Konkurrenz ausgehebelt, mit dem Gesellschaften bisher gut gefahren sind.

Aber was wird man in Zukunft überhaupt noch in der Stadt tun? Die klassische Metropole war ein Ergebnis der Konzentration von Arbeit. Aber ob in Städten weiter in der Form gearbeitet wird, wie wir es kennen, ist unklar. Die Beratungsfirma Global Workplace Analytics (GWA) rechnet vor, dass eine Umstellung aller Jobs, die von zu Hause erledigt werden können, auf Homeoffice und die damit wegfallenden Kosten für Bürobauten allein in den Vereinigten Staaten 700 Milliarden Dollar einsparen könnte. Auch der Effekt für die Umwelt wäre enorm – laut GWA entspräche er der dauerhaften Einmottung aller Autos des Staates New York.

Aber würde dann mit der Großstadt passieren, zumal dann, wenn man dort auch nicht mehr einkaufen geht, weil man das vor allem online tut? Ist die Verdorfung und Touristifizierung der Stadtzentren unausweichlich? Nicht unbedingt: Die Ruinen, die die technologische Revolution hinterlässt, könnten umgenutzt werden; in ehemaligen Bürobauten können, wie die Umwandlung des Berliner „Houses der Statistik“, eines Betonriegels aus DDR-Zeiten, schon heute zeigt, kleine lokale Produktionen, dazu Orte für Bildung, Forschung und Pflege entstehen. Wenn die Betonstalagmiten der Moderne dann noch massiv begrünt werden, dann könnte es sein, dass das, was bisher nur Metapher war, eine neue Realität der Metropole in Zeiten des Klimawandels wird: der Großstadt-Dschungel.



Ein phantastisch leuchtendes Betongebirge:
Blick auf die Hochhauslandschaft von Manhattan
Foto Getty

Der Preis des Traums

Ein Resthof in Alleinlage?
Das bringt so manchen Großstädter
ins Schwelgen, der sich nach Ruhe,
Grün und Dorfidyll sehnt.
Die Tücken der begehrten
Ländimmobilien sollte
man jedoch nicht ausblenden.

Von Anna-Lena Niemann

Keine Rose ohne Dornen:
Hauswand in Adamschöpfung in
Mecklenburg-Vorpommern
Foto Hannes Jung/Laif

Als die Handyverbindung zum dritten Mal reißt, hat Thomas Scherer gerade noch das Wort „Festnetz“ durch den Hörer gebracht. Wer auf dem Land lebt, und zwar richtig weit auf dem Land, der braucht ohnehin einen Plan B, wegen der Funklöcher. Und in Scherers Fall erst recht, denn sein Haus ist nicht dafür gebaut, Daten über den Äther zu funken. „Jemand hat uns erzählt, das liegt am Reetdach. Das steckt voller Metall und wirkt wie ein Faradaykäfig“, sagt er jetzt durch die gedämpfte, aber stabile Festnetzleitung und klingt dabei, als hätte er selbst diese Eigenart seines Hauses liebgewonnen.

Vor vier Jahren haben sich Thomas und Britt Scherer entschieden, ihrem Zuhause in Bonn den Rücken zu kehren und aufs Land zu ziehen. Sie wollten, was viele junge Familien wollen: Dass ihre beiden Kinder aus der offenen Haustür stolpern und in der Natur aufwachsen können, fern großer Straßen und überfüllter Spielplätze. Das war aber nicht alles. Nicht bloß irgendein Häuschen im Grünen sollte es sein; sie wollten einen Landhaustraum. Nach einem halben Jahr Suche hatten sie ihn gefunden. Ein historisches Bauernhaus, Fachwerk, Reetdach, 4000 Quadratmeter Land drumherum, mitten in der grünen Wesermarsch. „Mehr Klischee geht kaum“, sagt Scherer und lacht. Mehr Arbeit, das weiß er heute, aber auch nicht.

Denn ein idyllisches Zuhause – einziehen und glücklich sein – ist das Gebäude, wie es sich im September 2020 präsentiert, nicht. Das Zweistöckerhaus beherbergt damals vor allem einen verwaisten Kuhstall. Eine Wohnung ist rückseitig zwar integriert, aber zu klein und komplett sanierungsbedürftig. Das Reet fault, es regnet durch, die ersten Pilze besiedeln die Balken. Zehn Jahre Leerstand haben Spuren hinterlassen. Vom Hausrat eines ganzen Lebens, den die Erben samt gefülltem Kühlschrank auf den Heuboden verfrachtet und sich selbst überlassen haben, ganz zu schweigen.

Als wären das noch nicht genug Baustellen, macht auch der Untergrund den Mauern zu schaffen. Denn die grüne Welt der Marsch wächst hier auf Moorboden. Die Ecken des Hauses versinken im Grund. Ein Gebäude vor dem Zerfall – und eines, das, wie sollte es mit Baujahr 1780 anders sein, natürlich auch noch unter Denkmalschutz steht.

„Wir haben lange überlegt“, sagt Scherer. Ein Architekt hatte ihnen gesagt, es gebe Möglichkeiten, das Haus im Moor zu stabilisieren. Aber würden sie die Förderung bekommen, ohne die das Unterfangen kaum finanzierbar wäre? Und was, wenn die Denkmalschutzbehörde untersagt, den Kuhstall in Wohnraum zu wandeln? „Das wollte uns niemand beantworten, bevor wir das Haus gekauft haben. Wir wussten aber: Wenn das alles klappt, dann wird es traumhaft.“

Die Scherers haben auf ihren Landhaustraum gewettet und gewonnen. Den Fotos von heute sieht man die Beinahe-Ruine von einst nicht mehr an. Doch nicht selten blenden jene, die der Stadt überdrüssig sind, aus, was auf dem Weg zum Dorfglück alles zu leisten und was auf jeden Fall zu unterlassen ist. Stattdessen locken Hochglanzmagazine noch immer mit Bildern von gut watiertem Country Chic. Die Protagonisten schwingen Gartenschäufelchen, häkeln Spültücher und trinken hausgemachte Limonade unterm Apfelbaum. Wer im Forsthaus fläzen oder Ponys durch die Fenster seines Resthofs beobachten kann, der muss sich im Glück nur noch einnisten. Der Eindruck: alles vollkommen mühelos.

Dabei halten das Landleben und die typischen Ländimmobilien Herausforderungen bereit, von denen man im Trendviertel der Metropole oder im Neubaugebiet der Kreisstadt noch nicht allzu viel gehört hat.

Realismus in Wunschbilder zu streuen gehört deshalb zu den wichtigsten Aufgaben von Jonas Jacholke. Als Makler arbeitet er in zweiter Generation in dem auf ländliche Immobilien spezialisierten Familienunternehmen. Jacholke vermittelt Häuser, Höfe und Agrarflächen im zentralen Norden Deutschlands, von Niedersachsen bis Sachsen-Anhalt. Der Resthof, sagt er, zieht, er treibt die Phantasie der Kunden besonders um. So eine alte Hofstelle, die den Großteil ihrer landwirtschaftlichen Flächen längst abgetreten hat, ist dabei nicht überall gleich geartet. Was in Mecklenburg-Vorpommern meist ein überschaubares Gebäude ist, kann in Niedersachsen schon mal den Titel Rübenburg tragen; villenartige Bauernhäuser, die bezeugen, wie reich ihre alten Bewohner durch den Anbau von Zuckerrüben geworden sind. Das seien eher Paläste als bröckelnde Backsteinlager. So was schlägt sich in den Preisen nieder. Große Träume kosten.

Gerade hat Jacholke ein Objekt in seinem Katalog, das als Landhausluxus durchgeht. Fast eine Million Euro für ein Fachwerkhaus im besten Zustand, mit Stallgebäude, 3,6 Hektar mit Wald, Wiese, Bach und Teichen. In dem Ensemble stecke allerdings eine fast vierjährige Projektphase. Der Regelfall ist das aber nicht. „In den meisten Dörfern sind die Gebäude noch in älterem Zustand“, sagt

Jacholke. Leerstand sei eher die Regel denn die Ausnahme.

„Der Immobilienkauf von Resthöfen bedeutet eine Verjüngung zwischen Verkäufer und Käufer“, erläutert der Makler. Da wohnte vielleicht noch die Großmutter auf einem kleinen Teil der 400 Quadratmeter Wohnfläche, solange es ging. Und bis sich die Kinder irgendwann entscheiden, das Anwesen zu verkaufen, stand es noch ein paar Jahre komplett leer. Eigentlich müsste vor einem Kauf dann erst einmal ein Sachverständiger die Bausubstanz untersuchen, sagt Jacholke, „auch wenn das Geld kostet.“

Einen Resthof zu kaufen, vielleicht sogar in Alleinlage, wie es der Wunsch so vieler ist, lässt sich nicht mit dem Einfamilienhaus im Neubaugebiet vergleichen. Jacholke kennt die Tücken, an die kaum jemand denkt, wenn er durch Landhaus-Exposés blättert, schwelgt und schon die Hollywoodschaukel unterm Rosenbogen vor sich sieht. Das fängt im Baurecht an. Der Klassiker: Es gibt beim zuständigen Bauamt keine Bauakte zum alten Hof von 1900 oder früher. Wer etwa Grundrisse einsehen will, geht leer aus. Dazu kommen Baulasten, erklärt der Makler. „Das Baurecht ist vor Jahrzehnten nicht so ernst genommen worden. Da kann es gut vorkommen, dass das Nebengebäude auch mal zwei Meter auf dem fremden Nachbargrundstück steht.“

Gerade wer das Landhaus in Alleinlage sucht, muss sich mit Paragraph 35 des Baugesetzbuches auseinandersetzen. Um der Zersiedelung der Landschaft vorzubeugen, greifen strenge Regeln. Wer kein Forstgewerbe oder eine Landwirtschaft nachweisen kann, habe kaum eine Chance, etwa einen Anbau genehmigt zu bekommen. Und steht auf dem Grundstück zum Beispiel ein baufälliger Schuppen, müssen die Wände erhalten bleiben, wenn die Bauherren so ein Nebengebäude gebrauchen können. Abreißen und an gleicher Stelle neu bauen ist verboten. Es gilt Erhalt um jeden Preis.

Wasser gibt es zuweilen nur über ein hauseigenes Brunnsensystem. Und ein

Anschluss an die Kanalisation mag für junge Städter die größte Selbstverständlichkeit sein, in kleinen und abgelegenen Dörfern müssen sich Neuankömmlinge mitunter an den Gedanken gewöhnen, bloß eine Kleinstkläranlage im eigenen Garten liegen zu haben. Etwa drei Prozent der Verbraucher sind hierzulande nicht an eine öffentliche Kanalisation angeschlossen. Das mag nicht nach viel klingen, aber diese drei Prozent befinden sich vorrangig dort, wo die Traumhäuser liegen sollen – in Alleinlage, wo es ganz besonders ruhig, einsam und abgeschieden ist.

Kratzt das an der Anziehungskraft des Landlebens? In der Breite bisher nicht. Die Corona-Pandemie mag die Dorflust zusätzlich angeschoben haben; Fachleute haben allerdings vorher schon beobachtet, dass der Preisdruck in den Metropolregionen die Leute dahin treibt, wo der Quadratmeter deutlich weniger kostet. Zudem sind Verdichtungsprozesse auch im Umland angekommen. Grundstücke wurden verkauft und zerteilt. Wo vorher im Speckgürtel noch ein Haus mit riesigem Garten stand, stehen heute vielleicht drei mit Minigärten.

Wissenschaftler des Thünen-Instituts und des Instituts für Landes- und Stadtentwicklungsforschung haben sich die Wanderungsbewegungen der vergangenen Jahre angeschaut. Sie führen weg aus den Städten, erst in die großstadtnahen Speckgürtel, und nun immer häufiger bis in die besonders ländlich geprägten Räume. Was die Leute dort suchen, das hat die Studie gezeigt, ist ein Ideal des Landlebens: Grün, Platz, Ruhe, günstige Häuser. Fast 70 Prozent der befragten Großstädter konnten sich vorstellen, in die Vorstadt oder aufs Land zu ziehen.

Wenn sich diese Personen nun für alte Landhäuser begeistern können, ist das erst einmal eine gute Nachricht. Viele Dörfer kämpfen noch mit Leerstand, und wenn verlassene Bauten, vielleicht sogar solche mit identitätsstiftendem Charakter, wiederbelebt werden können, anstatt Neubauten auf den nächsten freien Acker

zu setzen, wäre viel gewonnen. Dazu müssen die Bauherren aber wissen, was auf sie zukommen kann. Dass die Ruhe, nach der sie sich sehnen, auch auf dem Dorf nicht bedingungslos ist. Denn Ruhe hat hier eine Saison, und die ist nicht unbedingt im Sommer. Das Grundstück mit Feldrandlage ist dann das Grundstück mit Premiumzugang zum Ernteprogramm. Mährescher sind überraschend oft nachtaktive, da großen die Maschinen, die Scheinwerfer blenden wie Flutlicht, das Getreide staubt bis in jede Fensterritze. Andere Sinne können genauso strapaziert werden. Wo Kühe grasen, riecht es mal nach frischen Wiesenkräutern und dann nach Flüßsiedlung. Pferde auf der Hausweide? Gibt es nicht ohne Fliegen auf dem Erdbeerkekuchen.

Familie Scherer hat sich in ihr Dorfleben gut eingefunden. Der Kontakt über Kindergarten und Vereine habe geholfen, Anschluss zu finden. Und die Nachbarn waren ohnehin kontaktfreudig, erzählt Thomas Scherer. Dass sich endlich jemand des Bauernhauses angenommen habe, hätte ihnen in der Straße – unaspahliert, einen Kilometer lang, fünf Häuser – Sympathien eingebracht. Jeden Tag ist mindestens ein Nachbar zur Baustelle spaziert, um ein bisschen zu schauen und zu klönen.

Zu gucken gab es reichlich. Das betagte Gehöft musste bis aufs Gerippe saniert werden. Rund 55.000 Euro haben Scherers für den Hof bezahlt. Doch inklusive aller Sanierungskosten hätten sie für das gleiche Geld auch einen 200-Quadratmeter-Neubau haben können. Ihr Umbau war sogar noch etwa ein Drittel teurer, überschlägt Scherer, doch diese Mehrkosten konnten sie dank einiger Förderungen decken, des Baudenkmalwegs. Bis hin zur letzten Sprosse der nach außen öffnenden Holzfenster – dänische Maßanfertigung – hat die Denkmalbehörde mitentschieden. Terrassentüren auf der Rückseite hat es damals nicht gegeben, also mussten sich auch die Scherers von dieser Idee verabschieden. Der ehemalige Kuhstall öffnete mit großem Tor und kleinen Fenstern zum windabgewandten Nordwesten, also leben die Scherers nun damit, nicht das lichtdurchflutete Wohnzimmer zu haben, das andernorts erste Wahl wäre.

Ein Haus mit Denkmalschutz; da zuucken selbst begeisterte Landliehaber schon einmal zusammen. Alles gar nicht so dramatisch, sagt hingegen Heike Notz. Die Zimmermeisterin bildet an der Akademie Schloss Raesfeld Restauratoren im Handwerk weiter. Sie sagt: „Geschulte Handwerker pflegen oft guten Kontakt zu den Denkmalbehörden und können Bauleuten Ängste nehmen. Zumal wir ja oft die ersten auf der Baustelle sind.“ Steuervorteile und Förderungen könnten Mehrkosten auffangen. Auf Komfort müsse auch niemand verzichten. Fachwerk etwa lasse sich gut von innen dämmen und dazu mit modernen Wandheizungen versehen. Trotzdem sei in einem Denkmal ein anderer Blick nötig, erklärt Notz. Käufer fragten sich vor allem, ob etwas schön sei oder nicht. „Wir gucken auf etwas anderes“, sagt Notz, „unser oberstes Ziel ist es, historische Bausubstanz zu erhalten.“ Da dürften schiefe Wände oder alter Putz nicht als Makel empfunden werden.

Schönheit und Geschichte – das eine folgt doch oft aus dem anderen, würde Thomas Scherer sagen. Nur um beides so in Einklang zu bekommen, dass einem der Landsitz nicht über dem Kopf zusammenkracht, waren vier Jahre nötig, und abgeschlossen ist das Umbauprojekt in der Marsch bis heute nicht. Nachdem die Familie das dreiviertel Jahr, in dem die Behörden an allen Genehmigungen gearbeitet haben, zum Entrümpeln des Bauernhauses genutzt hat, ging es erst mal ans Skelett. Die allermeisten Fachwerkbalken außen konnten sie retten, sie mussten wegen der Schiefelage im Moor aber begradigt werden. Das bedeutete: 5000 denkmalgeschützte Backsteine aus den Gefachen entfernen, mit Hammer und Bürste von Mörtel befreien, bevor sie zurück ins dann vom Profi gerichtete Fachwerk durften. „Dreieinhalb Monate hat mich das gekostet“, sagt Scherer. „So eine Arbeit kann man nicht einfach auslagern. Wenn man nicht selbst mit anpackt, wird das Ganze unbezahlbar.“

Viel haben der Wirtschaftswissenschaftler und die Psychologin selbst gemacht. Laien, das betont er, müssen trotzdem erkennen, wo ihr Selbstverwirklichungsdrang enden sollte, damit aus dem Bauernhausidyll kein Abrissfall wird. Für das heikelste Projekt auf ihrer Liste musste eine Spezialfirma anrücken. Ein kleiner Bagger fuhr ins Haus und bohrte 32 gut 13 Meter tiefe Löcher durchs Haus in den Boden. Aufgefüllt mit Beton stabilisieren die Pfähle seitdem das Haus auf seinem weichen Grund. Die pittoreske Randlage hat allerdings auch dabei Tribut verlangt. In Kleinstmengen, mit Trecker und Mischer, mussten sie den Baustoff von der Straße zum Hof bringen. Denn so ein Feldweg trägt keinen 30 Tonnen schweren Betonmischer.

Würden sie sich das alles, mit dem Wissen von heute, noch mal antun und das Reetdachhaus wieder kaufen? „Jederzeit“, sagt Scherer. Aber ein zweites Mal, an anderer Stelle, müsse er so etwas nicht machen. „Das ist ein Lebensprojekt.“



Groß und mächtig, / schicksalsträchtig, / um seinen Gipfel jagen / Nebelschwaden.“ So der Wiener Liedermacher Wolfgang Ambros vor fünfzig Jahren in „Der Berg“, einem Lied der Platte „Der Watzmann ruft“, bis heute einer der größten Hits des Österreichers. Auf der Terrasse vor dem Kulturhof Stangaß und gegenüber dem Bergmassiv stehend, meldet sich dieser Ohrwurm vermutlich deswegen, weil man augenblicklich Ambros' Befund „Du bist so groß, / und i nur a Zwerg“ zustimmt.

Der Watzmann türmt sich bleigrau an diesem schwülen Sommertag in den Himmel, Dunstschlieren und Wolkenhaufen umspielen seine Gipfelzähne. Man könnte ins Sinnieren kommen, über Berg und Mensch nachdenken, und was das, wie man heute sagt, mit einem macht, wenn man jeden Tag mit Blick auf den Hohen Göll, auf Jenner, Watzmann und Hochkalter aufwacht? Nicht nichts, das steht fest.

Dass Herkunft wichtig ist, daran lässt auch Dr. med. Bartholomäus Wimmer, daheim geläufiger als der Wimmer Bartl, keinen Zweifel aufkommen. Ihm gehört der Kulturhof, er hat ihn vor zweieinhalb Jahren mitten in der Pandemie eröffnet, „das hätten andere wirtschaftlich gar nicht stemmen können“, sagt Wimmer, „wir haben das auch ohne Corona-Hilfen hinbekommen“. Von Norden kommend, passiert man das Ortsschild von Stangaß, einem Ortsteil von Bischofswiesen, gleich darauf ist man schon wieder durch, und dann liegt zur Linken in einer lang gezogenen Kurve die neue Anlage im Hang mit Blick ins Herz der Berchtesgadener Alpen.

Zwei Kilometer weiter erreicht man das Zentrum Berchtesgadens. Dort wurde Bartholomäus Wimmer vor vierundsechzig Jahren geboren. Teile seiner Familie seien schon seit vierhundert Jahren in Berchtesgaden ansässig, sagt er. Typ Naturbursch, Dreitagebart, drahtig, gewinnendes Lächeln. Dass er ursprünglich Bergführer werden wollte, glaubt man sofort. In dunkler Sporthose, Leinenhemd mit Sneakern, schnürt er durchs Haus, immer in Bewegung, Scanner-Blick, ein Perfektionist, dem nichts entgeht.

Erst als wir im Biergarten sitzen, schaltet Wimmer um, fängt an zu erzählen. Darüber, wie das alles gekommen ist. „Ich habe in meinem Leben ziemlich oft das Gegenteil von dem gemacht, was ich ursprünglich vorhatte“, sagt er. Für das Rote Kreuz fuhr er als Rettungssanitäter, im Krankenhaus habe er sich mit dem Chefarzt angelegt, der ihm mangelnde Bildung unterstellte. Das habe ihn, der am Gymnasium einen Deutsch-Leistungskurs belegt hatte, gewurmt. Aber zur Bundeswehr, die hier unweit mit der Strub eine berühmte Gebirgsjägerkaserne betreibt, wollte er nicht. Lieber Rettungssani und dann monatelang durch Südamerika und die Anden touren, wie es vor ihm schon sein Vater getan hatte, auch er ein Bergfex. Medizin hat er dann trotzdem studiert, sich auf Laborarzt spezialisiert.

Gleich bei seiner ersten Stelle in einer Augsburger Firma rutscht er wegen einer Krankheitsvertretung in die Geschäftsführung. Und erkennt: So wie das Geschäft in Deutschland läuft, hat die Labormedizin keine Zukunft. 1998 gründet Wimmer Synlab, eine Vereinigung freier Laborärzte. Die Arbeit ist weder besonders sexy noch hoch angesehen in der Ärztschaft, aber sie ist lukrativ und krisensicher. Wimmer sucht sein Heil in der Expansion, weil er die Schwächen der Konkurrenz wittert. „Wenn ich in meinem späteren Leben bei Synlab ein Labor besucht habe, habe ich nach fünf Minuten gewusst, ob die was verdienen oder nicht.“

Viele Firmenübernahmen später ist Synlab so groß, dass der Finanzinvestor Cinven einsteigt. Am Ende wird Synlab zweihundert Konkurrenten geschluckt haben. Als Wimmer 2018 das Amt des Vorstandsvorsitzenden niederlegt und in den Aufsichtsrat wechselt, wird das Unternehmen an der Börse mit 2,2 Milliarden Euro bewertet. Aktuell erwirtschaftet es mit dreißigtausend Mitarbeitern vier Milliarden Euro Umsatz in zweiundvierzig Ländern. Wimmer hat ein großes Aktienpaket verkauft, ist längst ein vermögender Mann. Das Bairische hat für solche finanziellen Gipfelstürme ein schönes Bild: „Da rinnt der Dreck bergauf.“ In dem Fall an den Fuß des Watzmanns.

Nach Jahrzehnten des Unternehmerdeins mit Pendeln zwischen Augsburg und Berchtesgaden, Achtzig-Stunden-Wochen und Meilensammerei in Flugzeugen konzentriert sich Wimmer heute auf seine Heimat. Und investiert in Projekte, bei denen nicht Gewinnmaximierung an erster Stelle steht. Die Entwicklungen anschieben, helfen, den Anschluss nicht zu verlieren. Auch der Kulturhof passt zu dieser Haltung: An seiner Stelle stand früher das Hotel Geiger, eine Luxusherberge, die 1997 geschlossen wurde und dann zwanzig Jahre lang vor sich hin verfiel. Bis Wimmer kam und mit Stefan Kohlmeier und Manfred Brennecke vom niederbayerischen Büro Arc Architekten eine bajuwarische Version der orientalischen Karawanserei plante. Der Bauherr wollte im Kern erst einmal ein Gasthaus und einen Biergarten, danach wuchs das Konzept weiter.

Der Kulturhof liegt auf einem zwei Hektar großen, welligen Hanggrundstück, neben den Hauptgebäuden mit den Zimmern und einem großen Veranstaltungssaal gibt es ein Saunahaus, eine Handvoll Chalets im alpinen Stil, ein Yoga-Gebäude, ein Gewächshaus, ein Atelier für Seminare, E-Bike-Ladestationen, zwei wichtige Tisch-Monolithen aus dem Holz eines Mammutbaums, einen Schwimmteich. Geheizt wird mit Hackschnitzeln und Solarenergie. In exponierter Lage wartet eine Schaukel – bairisch: Hutschn – auf



Wieder ganz daheim in seinem vertrauten Revier: Bartholomäus Wimmer, im Hintergrund der Watzmann
Foto Amelie Sachs

So können wir nicht weiterwirtschaften

Ökonomie und Ökologie stehen sich unversöhnlich gegenüber? Dem Berchtesgadener Unternehmer Bartholomäus Wimmer gelingt der Gegenbeweis mit regionalen Projekten, die Ausrufezeichen setzen – nicht nur im Kampf gegen das Wirtshaussterben.

Von Hannes Hintermeier

große und kleine Kinder, die sich trauen, auf den Watzmann zuzusehen.

Überhaupt wird der Dialekt gepflegt, wie man das heute im Alpenraum überall so macht, die Zimmer haben Pflanzennamen („Kuglbleame“), im Biergarten kann man ganz klassisch seine eigene Brotzeit mitbringen, was aber, so Wimmer, so gut wie niemand mache. Zu den Leidenschaftlichen Wimmers gehört das Schafkopfen, immer schon. Denn er wurde im Wirtshaus sozialisiert, eine Prägung, die ihn das Wirtshaussterben nicht kampfflos hinnehmen lässt. Die Polarisierung der Gesellschaft, davon ist er überzeugt, ist auch das Resultat fehlender Wirtshäuser.

„Ich bin mit dreizehn zum Schafkopfen ins Wirtshaus gegangen, da hat das Bier 1,20 Mark gekostet.“ Als Echo dieser Leidenschaft gibt es heute im Gasthaus ein Gourmet-Tübel mit nur vier Tischen namens „Solo Du“, benannt nach dem Traumbrett jedes Schafkopfspielers. Wer ein Solo Du hat, ist sich sicher, dass keiner der Mitspieler auch nur einen einzigen Stich machen wird. Für seine „Solo Du“-Menüs wurde Chefkoch Zsolt Fodor mit einem Michelin-Stern dekoriert, Ehre und Verpflichtung zugleich.

Die Preise im Wirtshaus sind großstädtisch. Den auf einer bayerischen Speisekarte an sich unverzichtbaren Schweinsbraten ersetzt ein Burger, und Spinatknödel nennen sich „Pufferling-Gulasch“, obwohl doch das heimische Wort „Reherl“ viel zierlicher als das norddeutsche „Pufferling“ klingt. Aber das sind Detailfragen, ein Jodeldiplom braucht hier niemand, die Symbiose von Brauchtum und zeitgemäß

ber Hotellerie geht zwanglos auf. Auch in den vierunddreißig Zimmern mit ihren hundertzwanzig Betten. Ungewöhnlich viele, denn Familie Wimmer legt Wert auf gemeinsamen Raum. Als Vater von vier Kindern und Großvater von sechs Enkelkindern testet Wimmer die Familientauglichkeit gern mit seinen Enkeln.

Sohn Florian und Tochter Miriam sind im Kulturhof an Bord, zwei weitere Schwestern gehen andere Wege. Musste er Überzeugungsarbeit leisten, um die Kinder ins Geschäft zu holen? Wie wichtig war ihm, dass alles in der Familie bleibt? „Ich habe meine Kinder immerhin nicht dazu gedrängt, Medizin zu studieren“, sagt er. Schon klar, sie hätten jetzt schon mehr Geld als andere in ihrem Alter, „aber wir haben sie bewusst nicht gepampert“. Ihm sei wichtig gewesen, dass es weitergeht, räumt Wimmer ein, ganz Dynast, den auch seine eigene Abstammung beschäftigt. Weil das wichtig ist in einem Ort wie Berchtesgaden, dazugehören. Wichtiger als anderswo.

Die unsichtbaren Territoriumsgrenzen haben hier viel Macht, sie können wie Festungsmauern sein: Jenseits des Passes Hallthurn liegt im Norden die Kurstadt Bad Reichenhall, „die lange Zeit auf den Markt Berchtesgaden heruntergeschaut hat“, sagt Wimmer. Sein Vater, unter dessen Vorfahren auch einige Wirte sind, arbeitete dort im Tiefbauamt; seine Mutter konnte keine höhere Schule besuchen, weil ihre Familie das Schulgeld nicht aufbringen konnte.

Wimmer ist stolz auf den Holzbau, den eine Firma aus dem österreichischen Lofer

verantwortet hat, überall steht der Werkstoff im Mittelpunkt, die Fassaden haben eine Holzverkleidung, in den Wänden wurde mit Lehm gearbeitet. Das Material stammt aus der Gegend. „Die Säge, mit der wir unser eigenes Holz für den Neubau verarbeitet haben, steht drei Kilometer von hier“, sagt er lächelnd. Recht viel grüner geht's nimmer.

Und das ist jetzt einmal keine Floskel, sondern ein Herzensanliegen. Denn Wimmer ist ein Zoon politikon, Friedensaktivist und Atomkraftgegner, seit Jahrzehnten für die Grünen aktiv.

Schon als Sprecher der Bürgerinitiative, die sich 1984 gegen Berchtesgadens Bewerbung für die Olympischen Spiele 1992 stemmte, hat er sich viele Feinde gemacht, stand vor Gericht, erhielt Morddrohungen. Wimmer ließ sich nicht einschüchtern, zusammen mit seiner Frau Sabine, einer Zugereisten aus Baden-Württemberg, hat er viele politische Schlachten geschlagen – in einer Gegend, in der die CSU ein Wählerabonnement hat. Auch Ministerpräsident Franz Josef Strauß war für die Bewerbung, den Zuschlag bekam dann das französische Albertville. Noch heute ist Wimmer überzeugt, das Richtige getan zu haben: „Der Markt hätte sich mit der Olympia-Bewerbung für 1992 überhoben, und das haben die Leute gespürt.“

Seit vierzig Jahren ist er im Gemeinderat, erst in Bischofswiesen, dann in Berchtesgaden, der Wechsel beinahe ein Sakrifleg. Noch heute ist Wimmer Fraktions-sprecher der grünen Kreistagsfraktion, er sitzt im Haushalts-, Finanz- und Rechnungsprüfungsausschuss, spielt eine wich-

tige Rolle im Zweckverband Bergerlebnis Berchtesgaden, und bei der Sparkasse redet er auch ein Wörtchen mit. Ökologie und Ökonomie, warum geht das im Fall Wimmers so gut zusammen? Offenkundig, weil Wimmer den Spagat zwischen Aktienmarkt und Kreissparkasse, zwischen Tourismusentwicklung und nachhaltigem Wirtschaften beherrscht.

Er sitzt an der Basis, weiß, wo die Leute der Schuh drückt, welche Themen die Region bewegen – dazu gehören neben dem Tourismus auch das Schulangebot, der bedrohlich angeschwollene Autoverkehr, die Frage, wie es mit dem Krankenhaus weitergeht, und ob man es sich leisten kann für neunzig Millionen Euro ein neues Landratsamt zu bauen. Nein, kann man nicht, sagen die Grünen. Und ist es sinnvoll, Radwege zu bauen, wenn sie wie zuletzt bei der Verbindung zwischen Anger und Teisendorf drei Millionen Euro pro Kilometer kosten? Irgendwie nicht, also müssen die Kosten runter, nicht der Radwegebau enden.

Auch er habe schon mal falsche Investitionsentscheidungen getroffen, Geld in die Solarindustrie gesteckt. „Ich wurde damals beschissen, von daher weiß ich, wie sich das anfühlt“, sagt Wimmer. Aber seine unternehmerische Bilanz verschafft ihm jene Anerkennung, die man auf dem Land nur bekommt, wenn klar ist: Dem kann man nichts vormachen. Zu den Projekten, mit denen er seiner Heimat etwas zurückgeben will, ohne ihr zuvor etwas genommen zu haben, gehört die Scharitzkehlalm am Obersalzberg, demnächst folgt die Renovierung der

Ausflugsgaststätte Neubichler Alm in Piding mit Blick auf Salzburg.

Unlängst hat er im niederbayerischen Aldersbach die Mehrheit an der dortigen Brauerei übernommen. Bierliebhaber erinnern sich an die Bayerische Landesausstellung „Bier in Bayern“, die dort vor acht Jahren stattfand (F.A.Z. vom 30. April 2016). Aldersbach war in Besitz der Freiherren von Aretin, noch heute siedeln Familienmitglieder auf dem Hügel nahe Schloss Haidenburg im Sulzbachtal. Im bundesdeutschen Vergleich, mit einem Ausstoß von hunderttausend Hektolitern, ist Aldersbach eine mittelgroße Brauerei. Wirtschaftlich steht das Unternehmen nicht so glänzend da, sonst hätte Wimmer nicht zugegriffen.

Wenn man Wimmers Ausführungen folgt, glaubt man einem Tourismus-Urgestein – und nicht einem Medizinunternehmer – gegenüberzusitzen. Wenn er sich engagiert, ist er, wie man neudeutsch sagt, total fokussiert auf das Thema. Als er noch an der operativen Spitze von Synlab stand, hat er, das war in der Wirtschaftspresse zu lesen, astreines, emotionsloses CEO-Deutsch gesprochen. Als Gastronom und Hotelier redet er, wie es sich für einen Verteidiger der heimlichen Tradition gehört. Und wenn er am Nachbartisch eine Bekannte entdeckt, redet er so, wie ihm der Schnalbewachsen ist: „Kriagst du nix in der Ramsau?“ – „I hob Hunger g'habt“, ruft die Frau zurück, und damit ist dann schon ausgerebet.

Die Lage des Tourismus im südlichen Landkreis Berchtesgadener Land ist so la-la. Gastronomie und Beherbergung sind unverzichtbare Einkommensquelle für zweitausend Betriebe, eine stattliche Zahl bei nur 25.000 Einwohnern in der Region. „Die Zahl der Betten geht zurück, die Betriebe sind teilweise nicht auf der Höhe der Zeit. Ein Investitionsstau von zwanzig Jahren ist in der Gastronomie tödlich“, sagt Wimmer. Ihm geht es auch darum, den Anschluss an vergleichbare Destinationen wiederzugewinnen. Dazu gehört, dass sich die Ticketpreise für die Bergbahnen in vier Jahren fast verdoppelt haben, dazu gehört aber auch, die Souveränität über den Massentourismus wiederzugewinnen, die Einheimischen wieder auf ihre Berge zurückzulocken. Am Kehlsteinhaus sei das schon gelungen, wo sich früher viertausend Besucher am Tag drängten, sind es heute zweieinhalbtausend – bei gleichem Umsatz.

Der Klimawandel verändert auch den Wintertourismus, zuletzt hat die Berchtesgadener Bergbahn AG angekündigt, am Jenner künftig keinen Liftbetrieb mehr anzubieten. Letztes Jahr, am Wochenende vor Ostern, seien am Samstag acht, am Sonntag ein zahlender Skifahrer an der Jennerbahn gezählt worden, berichtet Bartl Wimmer. Längst hätten Tourenger und Schneeschuhwanderer die alpinen Skifahrer abgelöst. „Schneesicherheit ist einfach ein Imagebringer. Ich bin als Kind noch jeden Tag alpin Ski gefahren“, sagt Bartl Wimmer, „aber die Zeiten sind vorbei.“

Dass der Bund Naturschutz sich als häufig als Fundamentallopposition gegen Investitionspläne – wie zuletzt die Kunstseilbahn Königssee – betätigt, hält Wimmer im Grundsatz nicht für verkehrt, aber er hat seine eigene Meinung. Etwa wenn es um den Bau eines Hotels mit sechshundert Betten direkt am Ufer des Königssees geht. Den aktuellen Zustand der Breden am Seeufer findet Wimmer „zum Fremdschämen, da muss dringend etwas geschehen. Aber es bleibt eine Frage der Maßstäblichkeit. Es muss hinpassen, darf nicht überdimensional sein – wie zuletzt das in Schliersee geplante Hotel.“

Wimmers sieht den Standort Berchtesgaden künftig als Teil eines vernetzten, grenzüberschreitenden Wirtschaftsraums: „Salzburg ist die nächste Großstadt, unser Oberzentrum. Da ist der Flughafen, da ist unsere Kundschaft.“ Angst vor einer solchen Zusammenarbeit hat er nicht. „Ich habe bei Synlab gelernt: Fürchte dich nicht vor Kooperationen, wenn du weißt, was du willst.“

Aktuell laufen die Bauarbeiten in der Klinik Schönsicht, einem weiteren Sanierungsfall in Wimmers Imperium, direkt in der Nachbarschaft. Zusammen mit der Berliner Charité soll dort nächstes Jahr ein Pilotprojekt starten, in dem Kinder und Jugendliche, die an Medienabhängigkeit, Adipositas oder Long Covid leiden, zusammen mit ihren Eltern eine Reha-Maßnahme machen können – „vier bis acht Wochen weg vom Akutstress“, erzählt Wimmer, wieder ganz Mediziner.

Sein neues Leben in der Heimat bietet „Freiheitsgrade“, seine finanzielle Unabhängigkeit sowieso. Er will nur noch enkeltaugliche, lokale Projekte mit langfristiger Rendite anpacken, ohne von Banken abhängig zu sein. Der Lokalzeitung hat er versprochen, „weder landwirtschaftliche Grundstücke zusammenraffen noch mit Grundstücken spekulieren oder sündteure Wohnungen für Auswärtige bauen“ zu wollen. Was er schon will, ist, dass seine Überzeugung Kreise zieht: „Ich muss nicht studiert haben, um zu wissen, dass wir so nicht weiter wirtschaften können“, ist Wimmer überzeugt.

Dazu gehört für ihn unverbrüchlich, weiter ein Gegner von Atomenergie zu sein. Dazu gehört auch, der bayerischen Landwirtschaftsministerin Michaela Kaniber – sie stammt aus Bad Reichenhall – „mit deutlichen Worten“ zu erklären, „dass das nicht geht – die AfD und uns Grüne in den gleichen Topf zu stecken, so wie sie es im letzten Landtagswahlkampf getan hat.“ Man muss sich Bartl Wimmer als einen Mann vorstellen, der im Geist des 1972 veröffentlichten Berichts „Die Grenzen des Wachstums“ des Club of Rome handelt. Als einen, den wenig aus der Fassung bringen kann, außer das Ausmaß menschlicher Dummheit: „Die Menschheit hat doch nur eine Chance – dass der Planet sie erträgt. Wenn nicht, wird es scheppern.“

Den Kopf aus der Schlinge

Wie kann man vom Dorf erzählen?
Über die Jahrhunderte fanden Autoren
dafür unterschiedliche Antworten.
Und bahnten dabei dem literarischen
Realismus den Weg.

Von Tilman Spreckelsen

Als der Junge zurück ins Dorf kommt, erkennt ihn keiner mehr. Natürlich hat er sich verändert in dem Jahr, in dem er draußen in der Welt sein Glück gesucht und auf fragwürdige Weise mit einer Bande von Kriminellen auch gefunden hat. Jetzt spricht er zu seiner Familie, wie er es unterwegs aufgeschnappt hat, auf Französisch, Tschechisch und sogar auf Latein, sodass seine Eltern und seine Schwester rätseln, aus welchem Land der seltsame Fremde eigentlich kommt. Erst als er die Rinder auf dem väterlichen Bauernhof beim Namen nennt, löst sich das Rätsel. Und während sich die Schwester von den Erzählungen ihres Bruders über den leicht erworbenen Reichtum jenseits des Dorfes verzaubern lässt, sieht der Vater bald seine schlimmsten Ahnungen bestätigt: Der Junge hat alle traditionellen Werte seiner Herkunft vergessen, allen voran das vierte Gebot, und seine neuen Ideale – schneller Gewinn durch Überfälle auf die schwer arbeitenden Landbewohner – stehen seinen eigenen schroff entgegen. Was soll aus diesem Sohn nur werden?

So steht es im mittelhochdeutschen Roman „Meier Helmbrecht“ eines Autors, der sich „Wernher der Gartenaere“ nennt, Werner der Gärtner. Sein Text entstand im 13. Jahrhundert, zu einer Zeit, als der allergrößte Teil der Deutschen auf dem Land lebte. Werner schrieb für jenen Bruchteil der Bevölkerung, der nicht auf dem Acker schuftete, das Vieh auf die Weide trieb, für die Herrschaft Frondienste verrichtete oder kämpfen musste.

Sein „Meier Helmbrecht“ aber stellt in dieser Literaturlandschaft des Minnesangs und der Ritterromane die große Ausnahme dar, weil er fast ausschließlich unter der Landbevölkerung spielt. Was dennoch von der Welt des Adels und der Städte in die Romanwirklichkeit weht, ist verzerrt und wirkt wie eine Parodie – nicht einmal Helmbrechts Fremdsprachenfloskeln sind echt.

Heute haben sich die Siedlungsverhältnisse umgekehrt. Außerhalb der großen Städte und ihrer Einzugsgebiete leben je nach Zählung noch etwa fünfzehn Prozent der deutschen Bevölkerung. Nicht einmal die wachsende Kluft zwischen den städtischen und den ländlichen Immobilienpreisen kann diese Entwicklung zugunsten der Dörfer beeinflussen.

Zugleich erleben wir seit einigen Jahren eine neue Welle von Literatur, die auf dem Land spielt. Häufig geht es darin um Zugezogene aus der Stadt, um eine Gruppe also, die es in der Realität in nennenswerter Größe gar nicht gibt. In der Literatur aber ist sie präsent und laut. Es ist ihre Perspektive, aus der heraus dann meist vom Leben auf dem Dorf berichtet wird, was der Sache bisweilen einen fast ethnographischen Anstrich verleiht, wenn sich die neuen Ansiedler gar zu befremdet von dem zeigen, was sie auf dem Land vorfinden.

Warum wagen sie den Schritt, über dessen Tragweite sich viele von ihnen überraschend klar sind, auch wenn sie die genauen Umstände nicht voraussehen? Natürlich spielen – wie in Juli Zehs Erfolgsroman „Über Menschen“ (2021) – Fluchtgedanken eine Rolle, die Stadt ist zu laut und zu schnell, das Leben dort zu ungesund, und will man dort wirklich Kinder großziehen? In Judith Hermanns Roman „Daheim“ von 2021 ist die Flucht der Hauptfigur von Berlin an die Nordseeküste einer Sinnkrise nach dem Auszug der Tochter geschuldet. Lola Rands Roman „Der große Garten“ (2019) erzählt, erkennbar an der Biographie der Autorin orientiert, von der dringenden Sehnsucht einer Großstadtbewohnerin nach Anbauen und Ernten. Die Not, die den Umzug motiviert, kann aber auch ein anderes Gesicht tragen: In Kathrin Gerlofs „Nenn mich November“ von 2018 flieht ein insolventes Paar aus dem zu teuren Berlin in ein praktischerweise geerbtes Haus in einem Dorf, das sich bald als geradezu toxisch entpuppt.

Sie alle müssen sich mit dem auseinandersetzen, was sie vorfinden, selbst wenn sie aus der Stadt genug mitbringen, um sich eine eigene Welt aufzubauen. Und so werden auch all diese Romane vom Gegensatz zwischen dem Bild der Städter vom Landleben und der Realität wesentlich bestimmt. Es geht um Illusionen und geplatze Träume, um Veränderungen der vermeintlichen Idylle durch den Zugang von außen und um einen Mikrokosmos, in dem sich gesellschaftliche Verhältnisse klarer zeigen als in der viel weniger übersichtlichen Stadt.

Dieses Themenfeld ist nicht neu. Das Land und seine Bewohner, geschildert durch städtische Autoren für ein städtisches Publikum – eine solche Literatur zielt, gewollt oder ungewollt, notwendig auf diesen Gegensatz. Nicht selten speist er sich aus der Sehnsucht nach der vermeintlichen ländlichen Idylle, in der denjenigen, die sie bevölkern und darin arbeiten, gern die Rolle von Statisten zu-

gewiesen wird, anmutigen Hirten und ihren Gefährtinnen etwa, wie sie das achtzehnte Jahrhundert in Wort, Bild und Klang feierte. Dass dieser verklarte Blick rasch ironisiert wurde, etwa von Autoren wie Moritz August von Thümmel oder Christoph Martin Wieland, liegt auf der Hand.

Es ist ein Verdienst des neunzehnten Jahrhunderts, diesen Blick zu entschleiern und zu schärfen – und das so radikal, dass die literarische Gattung, die nun entstand, die „Dorfgeschichte“ oder der „Dorfroman“, ein Meilenstein auf dem Weg zum literarischen Realismus wurde. Dafür gab es eine Reihe von Gründen. Am wichtigsten sind die Folgen der industriellen Revolution im achtzehnten Jahrhundert. In den Fabriken wurden schlagartig mehr Arbeitskräfte gebraucht, auf dem Feld allmählich weniger – ein Sog vom Dorf in die Stadt. Wer ihm folgte, verließ auch die traditionellen Familienverbände und die soziale Organisation, die von Kirche und ländlicher Obrigkeit bestimmt war.

Hinzu kommen Schulpflicht und Alphabetisierung in dieser Zeit, die auch das Dorf erreichte. Vor allem aber wurden durch neue Drucktechniken Zeitungen und Bücher auch für jene erschwinglich, die sie sich zuvor nicht hätten leisten können. So verbreiteten sich politische Diskussionen auf dem Land und stellten traditionelle Strukturen infrage.

All dies löst in der Biedermeierzeit eine Welle von Dorferzählungen aus, die auch die gegenwärtige weit in den Schatten stellt. Ihre meist städtischen Autoren gehen darin von der Realität aus, die sie auf dem Land vorfinden – als Besucher oder auch als ehemalige Bewohner, die die Verhältnisse dort kennen. In seinem gefeierten Roman „Münchhausen“ (1838/39) verwendet etwa Karl Immermann viele Seiten dafür, die Rituale einer bauerlichen Hochzeit in Westfalen zu schildern, die er mit Sympathie betrachtet, aber auch mit wachem Blick für ein soziales System, das auf Willkür und Ausgrenzung gebaut ist. Der reiche Oberhofbauer, eine zentrale Figur des Romans, pocht auf eine Tradition seiner Familie, die angeblich bis zu Karl dem Großen reicht. Immermann stellt dem Bauern eine andere Figur gegenüber, einen halbverrückten Baron, der ganz in der Nähe in einem verfallenden Schloss haus und ebenfalls von alter Größe träumt. Beide, so deutet es Immermann hellsichtig an, werden auf diese Weise in der neuen Zeit nicht bestehen, auch die Landwirtschaft muss sich wandeln.

Das ist nicht nur agrartechnischen Innovationen geschuldet. Auch die gesellschaftliche Stellung eines mächtigen Hofbauern, der sich – wie Immermanns Protagonist – über das Gesetz stellt, das aus der Stadt kommt, und der stattdessen ein geheimes Femegericht einberuft, um die Angelegenheiten des Dorfes zu regeln, wird in dieser Zeit erschüttert.

Umgekehrt stellt die Literatur jener Zeit die soziale Frage gerade mit Blick auf die Ärmsten im Dorf. Carl Arnold Schönbachs Dorfgeschichte „Die Hasenschlinge“, erschienen im Revolutionsjahr 1848, schildert den Untergang einer Familie, deren winziges Feld regelmäßig von Hasen abgefressen wird. Der Amtmann des Dorfes verbietet dem Kleinbauern, die Hasen fernzuhalten, und als er doch eine Drahtschlinge legt, wird er dafür hart bestraft. Er landet im Gefängnis, wo er verrotet, und seine Frau und das gemeinsame Kind gehen zugrunde. Die letzten Worte der Geschichte lauten mit bitterer Ironie: „Warum untersteht sich auch ein Bauer, eine Hasenschlinge zu legen?“

Solche Anklagen waren nicht das, was ein bürgerliches Lesepublikum dauerhaft schätzte, Schönbach war bald vergessen und wurde erst durch das germanistische Interesse an Dorfgeschichten im späten zwanzigsten Jahrhundert neu entdeckt. Sehr viel populärer waren Berthold Auerbachs ländliche Erzählungen, die ebenfalls im Vormärz erschienen und dann immer wieder neu aufgelegt wurden, zum Teil auch überarbeitet und fortgesetzt. Auerbachs Perspektive lebt vom Gegensatz zwischen Stadt und Land und versucht zugleich, beiden Seiten gerecht zu werden, auch in einem seiner bekanntesten Texte, der unter dem Titel „Die Frau Professorin“ erstmals 1846 erschien.

Die Geschichte handelt von einem Maler namens Reinhard, der nach einem früheren Aufenthalt nun ein zweites Mal ein abgelegenes Dorf besucht. Als der Lindewirt Reinhard auf dessen seither üppig gewachsenen Bart anspricht und Anspielungen auf die Pressezensur macht, die in der Stadt doch sonst alles stütze, nur offenbar nicht Reinhard's Bart, da sagt der Besucher mürrisch: „Um Gottes Willen, Mann! Kommt Ihr jetzt auch mit diesen Geschichten an? Hat man denn nirgends mehr Ruhe vor der verdammten Politik?“

In der Antwort des Wirts spiegelt sich das gewachsene Selbstbewusstsein der Landbevölkerung ebenso wie deren Teilhabe an den in Zeitungen und Journalen des Vormärz geführten gesellschaftlichen Diskussionen – was in diesem Umfang

nur wenige Jahre früher undenkbar gewesen wäre: „Ja gucket, das geht einmal nimmer anders; wir dummen Bauern sind jetzt halt auch einmal so dumm und fragen darnach, wo unsere Steuern hinkommen, für was unsere Buben so lang Soldat sein müssen.“

Reinhard sucht die Idylle, die ihm der Wirt, sein späterer Schwiegervater, nicht geben kann und mag. Und während Texte und Gemälde mit Schwarzwaldmotiven wie dem „Bollenhut“ in den Städten große Konjunktur haben, sehen die Dörfer bald dem Bild nicht mehr ähnlich, das von ihnen verbreitet wird. Spätestens mit der Wende zum zwanzigsten Jahrhundert nimmt der Kitsch überhand, wenn es um das Dorf geht, ganz zu schweigen von der politisch bedenklichen Überhöhung eines Bauerntums, das in dieser Lesart die Nation vor den Auswüchsen des Fortschritts bewahrt.

Nach der NS-Zeit wuchs das Interesse an einem neuen Blick auf das Dorf. Das lieferte der österreichische Autor Franz Innerhofer aus eigenem Erleben, als er in grandiosen Romanen wie „Schöne Tage“ und „Schattseite“ seine alpträumhafte Kindheit als unehelicher Sohn auf dem Hof seines Vaters schilderte. Warum sich der Junge heftig nach der Stadt sehnt, erschließt sich sofort, und Innerhofers Romanwerk stellt für die Dorfgeschichte einen Wendepunkt dar: Man wird nach der Lektüre die ländliche Kitschwelt der einschlägigen Romane noch misstrauischer betrachten als ohnehin.

Dieses Misstrauen nähren auch Romane unserer Zeit, die von Menschen erzählen, denen ein Erbe auf dem Land zufällt, das sie zerbricht. In Reinhard Kaiser-Mühleckers „Wilderer“ von 2022 steht ein junger Mann im Zentrum, der sich von früher Jugend an um den Hof der Familie kümmern muss und daraus eine Härte entwickelt, die ihm selbst und seiner ganzen Umgebung gilt. Und Henning Ahrens erzählt in „Mitgift“ (2021) von einem Hof im Niedersächsischen und einem Jungen, dem man in Kriegszeit sagt „Du bist jetzt der Bauer“ – eine Aufgabe, die ihn letztlich zerstört, „aber er musste in die Fußstapfen seiner Vorväter treten, so war es nun mal“.

Was passiert, wenn man das Erbe ausschlägt und andere Wege geht, schildert schon der erste deutsche Bauernroman vom „Meier Helmbrecht“ in drastischen Worten. Am Ende wird der junge Mann verstümmelt und geblendet, sein eigener Vater jagt ihn davon, der Ermordung entgegen. Das höfische Publikum des Mittelalters wird dazu genickt haben.

Wie kommt man da raus?
Szene aus der Verfilmung von Franz Innerhofers
Roman „Schöne Tage“
Foto Ullstein





Stumme Zeugen vergangenen Lebens:
Über den Friedhof von Motos,
einem weitgehend verlassenen Dorf
in der spanischen Provinz
Guadalajara, geht der Blick in die
Weite der Landschaft.

Foto Visum

Erst nach einigen Jahren in Spanien begriff ich, dass die Weite der iberischen Landschaft die Reisenden früherer Jahrhunderte ebenso fasziniert hat wie mich. Damals, so war den Berichten von Engländern, Franzosen und Skandinaviern zu entnehmen, verband sich das große Gebiet in der Südwestecke Europas, das beim Hindurchreisen fast amerikanisch wirkt, mit einer Gesetzlosigkeit, die man diesseits der Pyrenäen kaum mehr kannte. Das Land war so weitläufig, dass keine Ordnungsmacht die Distanzen im Landesinneren überwinden konnte. Die Reisenden ritten auf Maultieren oder Pferdewagen, bereit für das Sublime zwischen Schrecken und wohliger Schauder.

Einer der Autoren, die den kulturellen Abstand zwischen Spanien und dem restlichen Europa im 19. Jahrhundert beschrieben haben, war ein englischer Kaplan, der seelsorgerisch für ausländische Bergarbeiter in der andalusischen Stadt Linares tätig war. Hugh James Rose wurde sogar Zeuge, wie zwei Männer mit Messer und Revolver aufeinander losgingen. (Keiner der beiden Streithähne überlebte.) In seinem Werk „Untrudnen Spain, and Her Black Country“ von 1875 beschrieb er die „Spanier des Inneren“ als mutig, leidenschaftlich, brutal und bestenfalls halb zivilisiert, mit einem erschreckend niedrigen Niveau von Moral und Religion.

Es gibt wenige Länder, deren unterschiedliche Regionen so disparate Bilder liefern wie Spanien. An den Küsten liegen die berühmten Städte, von San Sebastián im Norden über Barcelona im Osten bis Málaga im Süden. Diese Orte ziehen den Tourismus an, erwirtschaften das Geld und wärmen die müden Knochen britischer oder deutscher Rentner. So wurden Tausende Kilometer Strand zum wertvollsten Kapital der Iberischen Halbinsel. Doch im Landesinneren läuft ein ganz anderer Film: Überalterung, Vereinsamung, Wasserknappheit, fehlende Infrastruktur und ein Leben abseits touristischer Klischees. Manche der sonderbaren Geschichten, die hier spielen, beruhen auf jener Unsichtbarkeit, von der die Medien des Landes selten berichten.

Etwas im Dorf Fuendetodos in Aragonien, 45 Autominuten südlich von Saragossa. Kaum 150 Einwohner leben heute dort, wo Goya geboren wurde, werktags schlafen im Dorf sogar nur achtzig Leute. Wie viel Zukunft es dort gibt, lässt sich leicht ausmalen. Die Bevölkerungsdichte des tausend Quadratkilometer großen Bezirks Campo de Belchite, in dem Fuendetodos liegt, entspricht an vielen Stellen dem der Sahara. In allen fünfzehn Dörfern des Bezirks zusammen wohnen nicht einmal fünftausend Seelen. Draußen vor dem Dorf Fuendetodos aber wollten sie mal ein ambitioniertes Museum für zeitgenössische Druckgrafik bauen, gewissermaßen unter Goyas Schutz. Der Rohbau war fertig, da kam die Immobilienkrise von 2008, und mit ihr der große Crash: Ein ganzes Wohlstandsmodell brach zusammen, und das schon zugesagte Geld für das Museum wurde ersatzlos gestrichen. Seit mehr als zehn Jahren gammelt der unabgeschlossene Bau jetzt vor sich hin, und jedes Jahr wächst das Steppengras etwas höher.

Ähnliches ist an vielen Punkten der entlegeneren spanischen Geographie geschehen: geplatze Träume und Bau ruinen, wohin man schaut. Selbst größere Städte mussten vor dem schlichten Umstand, dass zahlendes Publikum fehlt, kapitulieren. Nahe Santiago de Compostela

steht die ungenutzte „Ciudad de Cultura“, ein Millionengrab. In Ciudad Real in der Mancha errichtete man im Optimismus wirtschaftlicher Expansion einen Flughafen mit dem prophetischen Namen „Don Quijote“ und baute mit dem Luftschloss den Wahnsinn des Ritters von der traurigen Gestalt gleich mit. Heute dient die einzige Piste des Flughafens, von dem nie eine Linienmaschine abgehoben hat, reichen Ausländern mit Privatjet als Entrée zum Jagdgebiet.

Immer wieder fordert die riesige Fläche in Spaniens Zentrum zum Herbeiphantazieren architektonischer Großprojekte heraus, und immer wieder muss sich die Wirklichkeit der tiefsten Wahrheit dieses Landes geschlagen geben: dass einfach nicht genügend Menschen da sind, um die endlosen Weiten zu bespielen. „Teruel existiert!“, hieß schon vor dreißig Jahren der trotzige Kampfruf einer entlegenen Provinzhauptstadt in Aragonien, die von Madrid Infrastrukturmaßnahmen einforderte, aber immer zu wenig bekam. Lustigerweise gibt es in Teruel, mit 36.267 Einwohnern die bevölkerungsärmste Provinzhauptstadt des ganzen Landes, seit 2013 als alternativen Erwerbszweig einen Flugzeugfriedhof – Sinnbild in einer Gegend, die auf merkwürdige Weise Rand und Zentrum zugleich ist.

Es ist dieses Land fern der lukrativen Küsten und prosperierenden Städte, das der Schriftsteller und Journalist Sergio del Molino, Jahrgang 1979, in seinem gleichnamigen Buch das „leere Spanien“ nennt. Grob gesagt: das Innere, das Agrarische und Versteckene, die unbewohnte Fläche. Denn fast alles, was außerhalb der Hauptstadt Madrid liegt, dem exakten geo-

graphischen Zentrum des Landes, besteht aus ein paar mittelgroßen Städten und einem Heer von weit verstreuten Dörfern. Gemeint ist nicht nur eine äußere, sondern auch eine innere Geographie.

Dass „La España vacía“, so der Titel des 2016 erschienenen Originals, zum Modebegriff werden konnte, hatte natürlich mit der vorausgegangenen Verdrängung eines schlichten, aber grundlegenden Umstands zu tun: dass Spanien in zwei Welten zerfällt, eine urbane und eine ländliche; dass kaum jemand von den sozialen, kulturellen und politischen Weiterungen dieses Umstands Notiz zu nehmen schien; und dass die städtische Mittelklasse ihre Bedürfnisse noch immer als repräsentativ für das Ganze sieht. Die Wahrheit in Zahlen: Auf siebzig Prozent der Gesamtfläche Spaniens leben kaum fünf Millionen Menschen. Oder umgekehrt: Auf zwanzig Prozent der Fläche wohnen achtzig Prozent aller Spanier, die es nur diesem Umstand verdanken, dass sie das Sagen haben. Die erste, missachtete Gruppe umfasst mehr als 8000 Gemeinden, die zweite, privilegierte 750. Oft besteht die erste Gruppe nur aus kümmerlichen Resten von Ansiedlungen, Orten, die sich buchstäblich an die nackte Existenz klammern, bevor die letzten Bewohner das Licht ausmachen. Wie soll man diesen unbewohnten Rest nennen? Hochplateau, Ackerland, Steinwüste, Olivenhain, Weizenfeld, Ödland? Egal, denn er ist leer.

Die spanische Sportzeitung „As“ schrieb 2017 in einem Artikel, der auf Sergio del Molinos Buch verwies, kein einziger Erstligaklub des Landes komme aus dem leeren Spanien. Spätestens da

hatte der Begriff Karriere gemacht. Tagungen fanden statt, Leitartikel nahmen sich des Phänomens an. Im Oktober 2020 schuf die Sánchez-Regierung gar erstmals den Posten eines „Staatssekretärs für die demographische Herausforderung“. Es folgten noch mehr Tagungen. So hoch war das Problem Landflucht – oder Entvölkerung – politisch noch nie angesiedelt gewesen. Staatssekretär Francés Xavier Boya, der selbst aus einer winzigen Gemeinde in der katalanischen Provinz Lérida stammt, vertritt seitdem glaubhaft das Versprechen der Regierung, es besser zu machen als ihre Vorgänger. „In der ersten Phase“, sagt Sergio del Molino der F.A.Z. im Gespräch, „war viel Schuldgefühl im Spiel. Es musste schnell gehandelt werden, denn alle glaubten, jahrelang etwas übersehen zu haben.“

So zog Boya durch die Lande, erläuterte die Vorhaben der Regierung, die an den demographischen Fundamentaldaten nichts änderten, und traf sich mit Vertretern der winzigen Gemeinden, die vom Aussterben bedroht waren. Als „kritische Grenze“ nennt er 12,5 Einwohner pro Quadratkilometer und erwähnt auch, in den letzten drei Jahren seien immerhin 200.000 Menschen von der Stadt wieder aufs Land gezogen. Spanien habe es außerdem geschafft, im ganzen Land für Internet mit mindestens 100 MB zu sorgen. Prima, die Belange abgehängter Kommunen werden gehört. Neue Apotheken und Bäckereien bringt das aber nicht.

„Phase zwei“, sagt Sergio del Molino, sei der „rhetorische Glaube daran, dass man etwas ändern kann“. Deshalb ein gewisser Aktionismus auf Regierungsebene, der ja nicht das Schlechteste ist. Inoffiziell

erkennen Experten allerdings an, dass die Spielräume eng sind, die Demographie lügt nicht, und ihr Gedächtnis ist viel länger als das der Menschen, über die sie ihr Urteil spricht. Boya sagt bei Auftritten, die man sich im Netz anschauen kann, das Narrativ über das Leben auf dem Land sei nicht mehr dasselbe wie früher, es habe sich etwas getan. Er nennt das Beispiel des Dorfes Brieva de Cameros in der Rioja (vierzig Einwohner), das jetzt eine Schule für Schäfer vorzuweisen hat. Dass er von einem der schlechtestbezahlten Berufe überhaupt spricht, Emblem der äußersten Einsamkeit, Symbol einer sterbenden Agrarwelt, darf dabei keine Rolle spielen, er will aus dem Beispiel Ermunterung ziehen, die dringend gebraucht wird. „Ich bin Optimist“, sagt er auf einem Podium nach dem anderen, was soll er sonst auch sagen? Die Zahlen sind allerdings nicht gut. Im vergangenen Jahr berichtete CNN, 76 von 174 Gemeinden in der nordöstlichen Region Navarra seien von Entvölkerung bedroht.

Inzwischen, so Sergio del Molino, sei Phase drei erreicht: Alle haben sich an das Thema gewöhnt, das leere Spanien ist nichts Neues mehr, die Schlagzeilen sind gelautet. Die Entvölkerung des inneren Landesteils ist ins Repertoire gewandert, geht aber unauffällig weiter. „Bei den letzten Wahlen“, so Del Molino, „spielte das Thema kaum noch eine Rolle. In Spanien spricht man praktisch nie von den wichtigen Themen.“ Welche wären? „Außer der Landflucht: Wohnungsnot, soziale Probleme, die Krise der Institutionen. Stattdessen sprechen alle von Carles Puigdemont. Die anderen Debatten dieses Landes sind tot.“

„Leeres Spanien“ ist keine Kampfschrift und kein Mitleidsprotokoll. Sergio del Molino hat lediglich genau hingesehen und die Spuren seines Themas in Literatur, Kultur und Alltagsgeschichte aufgespürt. Schon als junger Reporter des ehrwürdigen Provinzblatts „Heraldo de Aragón“, gegründet 1895, hat er von Saragossa aus, wo er immer noch wohnt, die leeren Gegenden durchfahren, um über die Dörfer dieses riesigen Gebiets zu berichten. Sein Essay handelt vor allem davon, wie und wodurch die spanischen Vorstellungen vom Land entstanden sind – und welche Realität sie verbergen. Er berichtet von Francos Modernisierungsfuror der Fünfziger- und Sechzigerjahre, der ganze Täler mit Dörfern darin fluten ließ, um Staudämme zu bauen, der die Zusammenballung in den rasch wachsenden Städten befeuerte und das bäuerliche Spanien ausblutete. Er ruft Bilder der kollektiven Erinnerung auf, erzählt von Aberglauben, Trotz und Empfindlichkeit.

Auch seine Heimatregion Aragonien ist von diesem Wandel betroffen. Mehr als die Hälfte der 1,3 Millionen Aragonesen lebt in der Hauptstadt Saragossa, der Rest auf einer Fläche, die größer ist als die Niederlande. In der Stille und der Einöde gedeihen Phantasmen. Doch das leere Spanien, schreibt der Autor, „verfügt über keine Geschichten, in denen es sich wiederfinden könnte. Was man sich über dieses Land erzählt, gefällt den Leuten, die nicht dort leben, und es bedient zweierlei Arten von Vorurteilen: das vom düster-rückständigen Spanien und das vom seligen Arkadien.“

Es gibt noch ein Mittelding, nennen wir es gelebte Erfahrung. Seit rund 25 Jahren benutze ich ein opulent bebildertes Handbuch mit dem Titel „Pueblos abandonados“ (Verlassene Dörfer), eine Art Reiseführer für die Geisterstädte des leeren Spaniens. Die Wirklichkeit ist den Menschen also seit Langem bekannt. Man lebt damit, dass Spanien von Ruinen durchzogen ist und Vergangenes stirbt. Die Frage ist nur, wie man sie benennt und ins Leben hineinlässt. Als Realität habe ich die äußerste Isolation, die größte Abgeschiedenheit immer wieder gesehen. Etwas dass Dörfer in Asturien oder Galicien nur noch an Feiertagen zum Leben erwachen, wenn junge Leute ihre alten Eltern besuchen. Dass Folklore blüht über Sonderlinge, Aussteiger und Verrückte.

Oder Manuel Gozalo, ein Versicherungsvertreter, der seit zwanzig Jahren sogenannte „Frauenkarawanen“ organisiert, Bus und Bespaßung inklusive. Sein Ziel ist, kontakthungrige Lateinamerikanerinnen für einen Tag von Madrid in die äußerste Provinz zu bringen, „zu den Bauern“, wie manche spotten. Zweimal habe ich mir das angetan, von Plastiktellern gegessen und dem unbeholfenen Tanz in der Mehrzweckhalle zugeschaut. Die Frauen zahlten 18 Euro, die Männer fünfzig. Man lernt Orte in der tiefsten Mancha kennen, klassischer als bei Pedro Almodóvar, und hört dem Schrammeln der lokalen Band zu. Das Jahr: 2007. Morgens um zehn waren die 65 Frauen in Madrid gestartet. Und hier, in einem Tausendseelennest, warteten 63 Junggesellen, die meisten reiferen Jahrgangs. Manchmal gehen aus solchen Initiativen neue Partnerschaften hervor.

Gozalo selbst, der in einem Dreihundert-Einwohner-Kaff in der Provinz Segovia lebt, glaubt an seine Mission. Aber wer weiß schon, ob das reicht? Alles, wirklich alles an diesem Thema kann nur ein Anfang sein, ein kleiner Akt des Widerstands gegen einen Trend, der einerseits ganz zum alten Spanien gehört und es andererseits zu erdrücken droht.

Wenn die Vor- und Nachteile des Lebens auf dem Land gegen jene des Stadtlebens abgewogen werden, betrifft diese Diskussion die meisten Menschen in Deutschland gar nicht persönlich, denn sie leben weder in der einen noch in der anderen Sphäre. Mehr als die Hälfte bevölkert die „Zwischenstadt“, wie der Architekt und Stadtplaner Thomas Sieverts diesen Siedlungstyp in seinem gleichnamigen Buch, das 1997 erschienen ist, genannt hat. Was genau diese Zwischenstadt ist, bleibt dabei unkonkret, worauf auch der Untertitel hinweist: „Zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land“. Die Zwischenstadt wird von Sieverts vor allem über das definiert, was sie nicht ist: keine bäuerliche Gemeinschaft mit Trachtenverein und Scheunenfest, umgeben von Feld, Wald und Pferdekoppel, aber eben auch kein Quartier mit Gründerzeithäusern, kein Szeneviertel und keine City mit ihrer Mischung aus Geschäften und Büros.

Doch was ist sie dann? Während in der politischen Diskussion zumeist suggeriert wird, es gäbe auf der einen Seite eine Stadt mit so scharf umrissenen Rändern, als sei sie noch von einer mittelalterlichen Mauer umgeben, und ein Land, das je nach Perspektive als abgehängt oder als ersehnter Fluchtpunkt beschrieben wird, weil hier „die Welt noch in Ordnung“ ist, bleibt das Dazwischen eine Leerstelle, die lange Zeit weder von in der öffentlichen noch in der wissenschaftlichen Debatte besonders beachtet wurde. Auch von der Planung wurde dieser wenig greifbare Zwischenraum viele Jahre lang weitgehend ignoriert, weswegen er eher zufällig entstanden als gestaltet erscheint.

Die Zwischenstadt ist die Welt der Einkaufszentren auf der sogenannten grünen Wiese, der Autobahnkreuze und Neubausiedlungen, zerschnitten von Zubringerstraßen und gerahmt von Lärmschutzwänden. Es ist ein Raum, der in den vergangenen dreißig Jahren um fast eine Million Hektar angewachsen ist, eine Fläche elfmal so groß wie das Land Berlin. Sie wächst weiter, und zwar jeden Tag um 66 Hektar.

Es ist die Welt, die als suburban bezeichnet wird, ganz so, als sei sie der angrenzenden Kernstadt untergeordnet und beziehe ihr Existenzrecht nur aus dieser Nachbarschaft, in der sie die dienende Rolle zu spielen hat. Es ist die Welt, in die man zieht, weil der Preis für das Baugrundstück hier eher zum persönlichen Budget passt und die Erfüllung des Eigenheimwunsches am Ende die Vorteile des Stadtlebens ausübt.

Dieser Welt haftet ein biederes Image an, denn das aufregende Leben passiert anderswo, meist nebenan in der Kernstadt, in der das Geld verdient und auch ausgegeben wird – zumindest galt das so lange, bis Homeoffice und Onlineshopping diese Aufgabenteilung infrage stellten. Die Abwertung zeigt sich auch in den Zuschreibungen, mit denen der Zwischenraum von Stadt und Land bedacht wird: Schlafstadt, Siedlungsbrei oder auch Speckgürtel sind nicht dazu angeht, die Bewohner mit Stolz zu erfüllen.

Dabei hat die kleinbürgerliche Reihenhaussiedlung neben der Autobahn durchaus großbürgerliche Vorfahren, liegen die Ursprünge der Suburbanisierung doch in den Villenvierteln des viktorianischen Englands im 19. Jahrhundert. Der große Schub für die Vorstädte kam jedoch erst, als es nicht mehr Pferd und Wagen brauchte, um dorthin zu gelangen, sondern das eigene Auto die Pendelei zwischen Wohnort und Arbeitsstelle erleichterte. In den USA begann die Entwicklung schon vor dem Zweiten Weltkrieg, in Deutschland erst nach 1945, als dank des Wirtschaftswunders sich immer mehr Familien ein Auto und ein Haus im Grünen leisten konnten. Nach den Schrecken der Naziherrschaft und des Krieges suchten die Deutschen ihr Glück im Privaten und ihre Selbstverwirklichung auf der eigenen Scholle. Viele Innenstädte waren zerstört, trümmerfreies Bauland fand sich auf Feldern und Wiesen jenseits der Stadtgrenze.

Das Wachstum der Zwischenstadt ist untrennbar mit dem Wunsch nach Eigentum verbunden. Für dieses Ziel nahmen und nehmen viele Menschen nicht nur hohe Schulden, sondern auch lange Fahrten und ein monotones Umfeld in Kauf. Lange Zeit förderte die Politik diese Einstellung, erst etwa durch die Pendlerpauschale, später auch mittels Eigenheimzulage, galten Besitzer von Eigenheimen doch als interessiert an politischer Stabilität. Wer ein Haus baue, beginne keine Revolution, lautete die Überzeugung in den Fünfzigerjahren, als auch in der Bundesrepublik viele Menschen mit dem Kommunismus als dem besseren Gesellschaftsmodell liebäugelten. Kein Wunder, dass auch die Amerikaner diese



Land ist dort, wo mehr als drei Kühe zusammenstehen?
So einfach ist es nicht, vielmehr wächst die Übergangszone zur Stadt.
Foto Vario

Zur Lage des Umlands

Die meisten Deutschen wohnen
weder in der Stadt noch auf dem Land,
sondern in einem Zwischenraum.
Ist das Leben in Suburbia das Beste
aus beiden Welten
oder ein fauler Kompromiss?

Von Judith Lembke

Wohnform, die ihnen aus den heimischen Suburbs bekannt war, hierzulande propagierten und förderten.

Zudem beflügelte der Hausbau die Wirtschaft. Dank Bausparkassen, für die alleitsit erworben wurde, konnten immer mehr Deutsche so leben, wie es ihrem Ideal entsprach. Das Eigenheim mit Auto in der Garage wurde zum Symbol des Aufstiegs schlechthin: Es zeigte an, dass man etwas erreicht hatte, es galt als Ausweis einer soliden bürgerlichen Existenz. In der Folge dehnten sich die städtischen Siedlungen immer weiter ins Umland aus. Manche Städte, wie im Ruhr- oder Rhein-Main-Gebiet, wuchsen auf eine Weise zusammen, dass man heute gar nicht wüsste, wo die eine aufhört und die andere anfängt, gäbe es kein Schild am Straßenrand.

Längst sind die Nachteile dieser Entwicklung ins allgemeine Bewusstsein gerückt. Doch Bestrebungen, den Landfraß zu verringern, sind von wenig Erfolg gekrönt. Aufgrund der hohen Bodenpreise in den zentrumsnahen Stadtteilen ziehen die Menschen immer weiter hinaus. Seit einigen Jahren wachsen Berlin, Frankfurt und München nur noch wegen des Zugzugs aus dem Ausland – die Inländer verlassen die Großstädte schon seit acht Jahren wieder in Richtung Vorstadt.

Über Jahrzehnte wurde der Umzug ins Umland vor allem von jungen Familien angestrebt, die nur dort Wohneigentum mit ausreichender Fläche zu akzeptablen Preisen fanden. Doch darüber, ob die Bewohner das Leben in der Zwischenstadt als die perfekte Kombination aus Stadt und Land empfinden oder doch als faulen Kompromiss, der eingegangen wurde, weil das Budget keine Alternative zuließ, weiß man wenig. Die Geographin Angelina Göb gehört zu den wenigen Forschern, die die suburbanen Lebenswelten untersucht haben. Sie sagt, die Bewohner der Zwischenstadt lebten in ständiger Abgrenzung – entweder zur Stadt oder zum Land, die wechselseitig als Vergleichshorizont herhalten müssten. „Der Sprechakt, man lebe jetzt ‚in der besten beider Welten‘, wird oft bemüht“, hat sie festgestellt. Dabei sei die Entscheidung für das Umland in den meisten Fällen eine sehr pragmatische, die vom Preis diktiert werde. Viele schmerze zunächst durchaus die Erkenntnis, nun kein Städter mehr zu sein. „Doch dann entwickeln die Bewohner Strategien, um sich der Situation anzupassen, die häufig kein Herzenswunsch war.“

Einerseits werden die Vorzüge des Lebens im Zwischenraum zwischen Stadt

und Land betont: die kurzen Wege, der Parkplatz vor der Tür, die gute Luft, die Nähe zu Feld, Wald und Wiese. Gerade junge Familien schätzen die Nähe von Menschen in derselben Lebenssituation, sodass die Kinder nur am Nachbarhaus klingeln müssen, um einen Freund zu treffen. Einige werten das Stadtleben mit seinem Lärm und Schmutz dann ab, andere heben hervor, dass man das Zentrum aus der Peripherie doch ebenso schnell erreiche wie aus manchem Viertel innerhalb der Stadtgrenze.

„In der Praxis nutzen die meisten Menschen das Angebot der Kernstadt aber nicht mehr in der Art, wie sie es erwartet haben, bevor sie rausgezogen sind“, sagt Göb. Mancher begnüge sich mit der Kneipe vor Ort, wo er früher froh war, zwischen zehn Angeboten auswählen zu können. Andere versuchen, ein Stück urbanes Leben in die Vorstadt zu holen. Und dann gibt es noch jene, die sich im Privaten verschanzen – die ihr Zuhause einrichten wie eine Burg, die man nicht mehr verlassen muss, weil der Garten in einen kleinen Freizeitpark mit Outdoorküche, Riesentrampolin und aufblasbarem Pool verwandelt wurde und im Keller Playstation, Tischtennisplatte und Hobbyraum locken. Einige hadern mit dem mangelnden Prestige, das einer Reihenhaussiedlung in der Zwischenstadt anhaftet, anderen gefällt das Leben dort nach einigen Jahren tatsächlich besser, als sie gedacht hätten. „Es ist oft eine Liebe auf den zweiten Blick“, sagt Göb.

Im Gegensatz zu früheren Generationen ist das Eigenheim in der Vorstadt für die Jüngeren keine Lebensentscheidung mehr. „Manche sagen ganz klar, dass sie wieder wegziehen, sobald die Kinder aus dem Haus sind.“ Dabei haben immer weniger Menschen, die das Zentrum verlassen, Kinder, Hund oder das Bedürfnis nach Eigentum. Es sind inzwischen vor allem die hohen Preise in den Innenstädten, die dafür sorgen, dass auch immer mehr Mieter ins Umland streben. Anfang 2024 haben zum ersten Mal mehr Menschen nach einer Mietwohnung im Speckgürtel der fünf größten deutschen Städte gesucht als innerhalb der Stadtgrenzen, vermeldete das Immobilienportal Immoscout24 im Frühjahr. In Berlin suchen nur noch etwas mehr als 40 Prozent der Mieter eine Wohnung innerhalb der Stadtgrenzen. Vor fünf Jahren waren es noch 60 Prozent. Und im besonders teuren München versuchen nur noch knapp 30 Prozent, überhaupt eine Wohnung in der Stadt zu finden.

Dadurch, dass neue Milieus hinzukommen, verändert sich das Gesicht des Zwischenraums von Stadt und Land, der traditionell weniger dicht bebaut ist als das Zentrum, der mehr Ein- und Zweifamilienhäuser als Mehrfamilienhäuser zählt und in dem der Umgang mit Boden über lange Jahre deutlich sorgloser war als in der Kernstadt. Doch die Wohnungsmisere in den Städten hat auch Folgen für ihr Umland – auch hier wächst nun der Druck, dicht und mehrgeschossig anstatt aufgelockert und einstöckig zu bauen.

Gleichzeitig ist der alte Reflex, die Krise dadurch zu lösen, dass wieder Felder in Bauland verwandelt werden, nicht abgestellt, wie der Vorstoß von Olaf Scholz aus dem vergangenen Winter gezeigt hat: Um den Wohnungsmangel in den Städten zu beheben, sollten doch bitte zwanzig neue Stadtteile auf der grünen Wiese entstehen, ganz so wie vor fünfzig Jahren, forderte der Bundeskanzler. Ein Vorschlag, der ihm viel Kritik von Architekten und Stadtplanern einbrachte. Und das zu Recht: Unter dem Eindruck der Klimakrise hat sich der Blick auf die „grüne Wiese“ im Vergleich zu den Siebzigerjahren stark gewandelt. Sie gilt nicht mehr als praktisch unendlich verfügbare Bodenressource, die verbraucht, zerschnitten, besiedelt und versiegelt werden darf; vielmehr soll sie dafür sorgen, dass sich die Stadt nicht weiter aufheizt, oder als Fläche für die Energieproduktion in einer postfossilen Ära bereitstellen. Deshalb gilt nach herrschender Meinung unter Architekten und Planern auch für die Zwischenstadt, was für die Kernstadt schon lange postuliert wird: Es sollen keine weiteren Reihenhaussiedlungen entstehen, die nur mit dem Auto erreichbar sind, vielmehr wird auf die Nachverdichtung bestehender Quartiere, die gut an den öffentlichen Nahverkehr angebunden sind, gesetzt.

Weil höher und enger und für eine nach Herkunft und Sozialstatus vielfältigere Klientel gebaut wird, dürfte die Zwischenstadt urbaner werden. Zu den Hauslebauer-Familien gesellen sich Singles, Alte und Studenten-WGs. Mit ihnen schwappt ein größeres Stück Stadt in die Peripherie – mehr Vielfalt in Kultur und Konsum, aber auch all die Probleme, die bislang dem Kern vorbehalten schienen. Dazu zählen die Verdrängung Alteingesessener aufgrund steigender Mieten und der Umstand, dass Schulen und Kitas mit einer heterogeneren Zusammensetzung ihrer Gruppen und Klassen klarkommen müssen. Die Zwischenstadt wird sich anpassen – wieder einmal.

Bauer sucht Hof

Es soll sich etwas ändern in der Landwirtschaft.
Doch für junge Leute, die Ideen haben für einen nachhaltigeren
Umgang mit Acker, Feld und Tier,
bleibt der eigene Betrieb oft ein unbezahlbarer Traum.
Das müsste nicht so sein.

Von Petra Ahne

Fast bis Mitternacht haben sie vorgestern gearbeitet, doch es hat sich gelohnt. Als der Regen am nächsten Tag dann heftig vom Himmel kam, war die Gerste schon gedroschen, die Körner im Trocknen. Der Rotklee sollte jetzt auch gemäht und die Samen sollten für den Verkauf vorbereitet werden, aber das muss warten, der Nässe wegen. Juli, Beginn der Erntezeit, das heißt für Johann Gerdes auch: entscheiden, reagieren, flexibel sein. Dass dies eines Tages sein Alltag sein würde, als Bauer mit eigenem Hof, hat er lange nicht geglaubt.

Johann Gerdes lenkt den silbernen Pick-up über den Weg zwischen seinen Feldern, rechts ziehen die stoppeligen Reste der Gerste vorbei, links der hoch stehende Klee. An einem dicht bewachsenen Feld hält er und sticht mit der Schaufel probierhalber eine der kniehohen Pflanzen aus. Neun große Kartoffeln sitzen in der Erde, Sorte Talent, mehligkochend. Gerdes sieht zufrieden aus. Alles deutet auf eine gutes Kartoffeljahr hin. Immerhin, so viel Positives gibt es gerade nicht zu berichten, wenn man ein Ökolandwirt mit gut 700 Hektar Fläche und einer Mutterkuhherde ist.

Seit 2020 führt Johann Gerdes den Beerfelder Hof, 60 Kilometer östlich von Berlin. Seit 2022, dem Jahr des russischen Angriffs auf die Ukraine und der steigenden Lebensmittelpreise, sind einige vermeintliche Gewissheiten ins Wanken geraten. Zum Beispiel die, dass mit der Übernahme des Hofes das Schwierigste überstanden war.

Dass Johann Gerdes einen Bauernhof bewirtschaftet, der vorher nicht in der Familie war, macht ihn zu einer Ausnahme. Das überrascht, vielen Landwirten fehlt ein Nachfolger. Zugleich gibt es nicht wenige junge Menschen, die ihre Ideen für eine zukunftssträchtige Landwirtschaft umsetzen wollen. Doch solche Existenzgründer kommen nur selten an einen eigenen, teuren Hof. Mit den veränderten potentiellen Jungbauern geht auch eine Innovationsbereitschaft verloren, die die Landwirtschaft und der ländliche Raum dringend bräuchten.

Gerdes sagt, er hatte die Hoffnung eigentlich aufgegeben, als er in der Agrarökonomie-Vorlesung zu Beginn seines Studiums hörte, wie groß die Kapitalintensität der Landwirtschaft ist, also das Kapital – Trecker, Mähdrescher, Gebäude –, das pro Arbeitsplatz nötig ist, um zu produzieren. Er holt ein Papier mit einer Grafik darauf aus einer Schublade: 794.000 Euro im Jahr 2023. 2006, als er studierte, war es die Hälfte.

Gerdes, 41 Jahre alt, ist auf einem kleinen Bauernhof in Niedersachsen aufgewachsen. Er konnte ihn nicht übernehmen, sein Vater und dessen neue Lebensgefährtin hatten eigene Pläne für den Betrieb. In der Landwirtschaft arbeiten wollte er trotzdem und dabei möglichst selbstständig sein. Am ehesten, dachte er, wäre das in Ostdeutschland möglich, wo bäuerliche Familientraditionen mit der Landreform weitgehend beendet wurden. Tatsächlich wurde er schließlich Betriebsleiter eines großen Guts in Brandenburg, das die Nachkommen der einst enteigneten Familie zurückgekauft hatten. Er lernte die Region kennen und die, die dort Landwirtschaft betrieben, und irgendwann fragte ihn ein älterer Landwirt, ob er sich vorstellen könnte, seinen Hof zu übernehmen. Konnte er, es war ja sein Traum gewesen. Er begann, nach Wegen zu suchen, ihn doch noch zu verwirklichen, ohne viel Eigenkapital. Es sollte über fünf Jahre dauern, bis es gelang.

Johann Gerdes erzählt in seinem Büro, die eine Tür öffnet sich zu der großen Küche, in der er und seine Mitarbeiter jeden Morgen um 8 Uhr den Tag planen. Durch die andere Tür geht es zur Wohnung, in der er mit seiner Freundin lebt, früher der Speisesaal der landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft, deren Gebäude dies einmal waren. Sie haben umgebaut. Die Fläche vor dem schmucklosen einstöckigen Gebäude ist holprig asphaltiert, daneben langgezogene fleckige Betonbauten: die früheren, zu Abstellflächen umfunktionierten Kuhställe. Aus dem Beerfelder Hof spricht noch die Zweckmäßigkeit der LPG Tierproduktion, die hier in den Fünfzigerjahren entstand und bis zum Ende der DDR betrieben wurde.

Es ist kein Ferien-auf-dem-Bauernhof-Idyll, aber ein Ort, an dem Lebensmittel so erzeugt werden, wie Menschen es sich wünschen, wenn sie gefragt werden. Keine chemisch-synthetischen Pestizide, kein Kunstdünger, keine Monokultur. Dafür vielfältige Fruchtfolgen und Brachflächen, damit sich der Boden regenerieren kann. Die Kälber der Fleischrinderherde dürfen bei ihren Müttern aufwachsen, die meiste Zeit auf der Weide, und die Mutterkühe alt werden. Geschlachtet wird in der Nähe, in Zukunft möchte Johann Gerdes den Tieren den Stress des Transports ganz ersparen und sie per Weideschuss töten lassen.

Finanziell lohnen wird sich diese aufwendigere Methode nicht. Es sei ihm eine „Herzensangelegenheit“, sagt Gerdes, der keine großen Worte um die hohen ökologischen und tierethischen Standards macht, die er hier umsetzt.

Ein Biobetrieb ist der Beerfelder Hof seit den Neunzigerjahren, da hat Gerdes' Vorgänger auf ökologische Landwirtschaft umgestellt. Es war die Zeit erster Agrarförderungen für eine solche Veränderung, nicht wenige Landwirte hofften, so der Doktrin des „Wachsens oder Weichens“ zu entkommen – der Notwendigkeit, größer zu werden und so die Produktionskosten zu senken.

Nur schwer in Gang kommt die finanzielle Unterstützung künftiger Bauern ohne eigenen Hof. Die Förderung der Junglandwirte im Rahmen der Gemeinsamen Agrarpolitik der EU (GAP) wurde ausgebaut, sie basiert auf der vorhandenen Fläche – genau die fehlt aber jungen Existenzgründern. Nach und nach führen einzelne Bundesländer zwar Niederlassungsprämien ein, die es aber nur unter bestimmten Voraussetzungen gibt. Ein einheitliches Prozedere für die emotional und finanziell herausfordernde außerfamiliäre Hofübernahme, bei der ein Lebenswerk weitergegeben wird, gibt es nicht.

Die Nachfolge konnte Gerdes am Ende nur antreten, weil es Initiativen gibt,

die mit dem Geld privater Anleger eine nachhaltige, bäuerliche Landwirtschaft gezielt unterstützen. Eine gemeinsame Unternehmensgründung mit der gemeinwohlorientierten Aktiengesellschaft Regionalwert AG, die sich mit einer Einlage von 100.000 Euro beteiligte, ermöglichte den Kredit, er konnte dem Vorbesitzer Hofstelle, Maschinen und Tiere abkaufen. Für die Felder musste er viele Pachtverträge neu abschließen, die lassen sich nicht einfach

übertragen. Die Flächen haben fast drei Dutzend unterschiedliche Eigentümer, Johann Gerdes musste jeden überzeugen, ihm den Acker zu geben.

Mehr Geld brächte den Eigentümern der Verkauf an kapitalkräftige Unternehmen, die mit Landwirtschaft ursprünglich nichts zu tun haben, sich aber im großen Stil dort einkaufen, vor allem in Ostdeutschland. In jüngster Zeit ist vor allem das Aufstellen von Photovoltaikanlagen finanziell attraktiv.

Das „Landgrabbing“ durch Investoren ist eines der Hindernisse bei der Existenzgründung junger Landwirte. Initiativen wie die Regionalwert AG oder die Genossenschaft Bioboden kaufen Flächen und stellen sie ökologisch wirtschaftenden Landwirten zur Verfügung. Auch einige von Gerdes' Äckern gehören Bioboden.

Viel einfacher gewesen, auch steuerlich vorteilhafter, hätte der Wechsel organisiert werden können wie eine klassische Hofübergabe von Vater zu Sohn. Die Möglichkeit einer Erwachsenenadoption stand lange im Raum, Johann Gerdes wäre bereit dazu gewesen, trotz gemischter Gefühle. Fragen tauchten auf, die mit dem Wunsch,

Landwirt zu sein, so gar nichts zu tun hatten. Was, wenn der neue Stiefvater zum Pflegefall würde. Würde dies über das Altenteil – die traditionelle Regelung zur Altersvorsorge eines sich zur Ruhe setzenden Bauern – finanziert werden können?

Phillip Brändle macht wütend, dass sich junge Menschen, die Bauer werden wollen, mit solchen Dingen beschäftigen müssen. Brändle arbeitet bei der Arbeitsgemeinschaft bäuerliche Landwirtschaft, kurz Abl, einer Interessenvertretung kleiner und mittlerer Betriebe, die sich auch für die Interessen von Existenzgründern auf dem Land einsetzt. Sie fordert unter anderem eine zentrale Beratungsstelle, die Bevorzugung nachhaltiger arbeitender Betriebe bei der Landvergabe, eine unkompliziertere Erteilung von Krediten und einen Freibetrag bei der Grunderwerbsteuer.

Auch Brändle hätte vor ein paar Jahren fast den Weg der Erwachsenenadoption gewählt, um einen Hof in Sachsen-Anhalt zu übernehmen. Doch dann fühlten sich alle Beteiligten nicht wohl mit dieser Option, erzählt er bei einem Treffen in Berlin. Das ganze Projekt zerbrach schließlich. Es war das zweite Mal, dass seine Lebensgefährtin und er viel Zeit, Kraft und Geld in den Kauf eines Bauernhofs investiert hatten, der dann nicht zustande kam.

Beim ersten Mal hatte Phillip Brändle seinen Job gekündigt, um sich ganz auf die Vorbereitung der Hofübernahme zu konzentrieren. Sie hatten sogar 100.000 Euro Eigenkapital, nicht genug, die Banken verlangten 20 bis 30 Prozent des Kaufpreises. Als nach mehr als einem Jahr die Unterlagen beisammen waren, der Businessplan geschrieben war und der Kredit doch noch stand, verkaufte der Landwirt an jemand anderen. 50 Hektare habe er in den vergangenen Jahren besichtigt, sagt Brändle. „Du bist immer zu langsam. Leute mit Kapital im Hintergrund, die das als Anlage sehen, werden immer schneller sein.“

Brändles Eltern hatten mit Landwirtschaft nichts zu tun, er entdeckte bei einem Praktikum nach der Schulzeit, wie sehr ihm das Spaß macht: draußen arbeiten, mit dem Boden, den Tieren, der Natur. Er wird nun Landwirt im Nebenerwerb, mit einem Mobilstall für Hähnchen. Das Gefühl, gescheitert zu sein, bleibt. Besonders ärgert ihn, dass Politiker jungen Menschen signalisieren, sie würden gebraucht, aber die Weichen für die nötige Unterstützung nicht stellen. Das Höfesterben schreitet fort, eine Studie der DZ-Bank vom Januar sagt voraus, dass es im Jahr 2040 noch 100.000 landwirtschaftliche Betriebe geben wird, im Moment sind es gut 250.000.

Die Studie prognostiziert auch, dass der Trend zu immer größeren Betrieben weitergeht. Bis 2040 soll sich die Durchschnittsgröße mehr als verdoppeln, von 65 auf 160 Hektar, die Effizienzsteigerung wird fortschreiten. Johann Gerdes besorgt diese Entwicklung. Am Ende, glaubt er, werde sie die Entfremdung zwischen Stadt und Land vertiefen; das Unverständnis der Käufer landwirtschaftlicher Produkte für die Umstände, unter denen diese entstehen, wird wachsen. Während die Landwirtschaft weiter industrialisiert und technisiert wird, die Felder größer, die Landschaften monotoner werden, hängen die Käufer einem Bild bäuerlichen Lebens nach, das mit der Realität immer weniger zu tun hat. Dazu trägt eine Politik bei, die Veränderungen zu mehr Naturschutz und Tierwohl nur zögerlich anstößt und sich von Protesten des Bauernverbands umgehend verunsichern lässt.

Digitalisierung und Automatisierung können die Arbeit deutlich erleichtern, auch im ökologischen Landbau. Solarbetriebene Roboter, die erst säen und dann rund um die keimende Pflanze Unkraut hacken, würde auch Gerdes gern einsetzen. Aber sie sind ihm zu teuer. Die Kapitalintensität, die ihn als Student so erndüchert hat, wird weiter steigen, wenn solche Investitionen unvermeidbar werden. Was wiederum bedeutet, dass es die bäuerliche familiengeführte, von Neueinsteigern belebte Landwirtschaft noch schwerer hat.

Johann Gerdes hat mit über 700 Hektar selbst einen überdurchschnittlich großen Betrieb. Aber er bewirtschaftet ihn nach den strengsten Richtlinien im Ökolandbau, denen des Anbauverbands Demeter. Immer öfter kommt es allerdings vor, dass seine Produkte zu Lebensmitteln verarbeitet werden, für die ein niedrigerer Standard genügt hätte, mit Siegeln, die in Supermärkten üblich sind und nicht in Bioläden. Es kommt auch vor, dass ihm die Abnehmer seiner Dinkel-, Roggen- oder Senfkörner sagen, dass sie diesmal keine Lieferung brauchen oder nur eine zum halben Preis.

Die Inflation hat den jahrelangen Trend nach oben bei ökologisch erzeugten Lebensmitteln gebremst. Wenn Bioprodukte gekauft werden, dann eher in Discountern, wo sie günstiger sind. 2023 ist sogar die Zahl der Biobetriebe gesunken, nachdem es hier 30 Jahre lang nur aufwärtsgegangen war. „Wir haben geglaubt, dass wir auf eine Käuferschicht setzen, die erkannt hat, dass die Transformation der Landwirtschaft nur möglich ist, wenn Ökoprodukte gekauft werden“, sagt Gerdes. Nun müssen er und die anderen Biolandwirte feststellen, dass die vermeintlich prinzipientreuen Kunden in Zeiten der Krise andere Prioritäten entwickeln.

Ob dies existenzgefährdend werden könnte? Er weiß es nicht. Für den Moment hält er sich an die guten Nachrichten: Es hat endlich wieder viel geregnet in diesem Jahr. Die Ernte wird gut. Als Nächstes sind die Kartoffeln dran.



Sonne lacht, Landwirt auch:
Doch Johann Gerdes weiß ebenso von
den Schattenseiten der Existenzgründung
in der Landwirtschaft zu berichten.
Foto Jens Gyarmaty

Vom malerischen gelegenen Rheinstädtchen Boppard schlängelt sich die Straße durch den Wald den Hang hinauf in den Hunsrück. Oben angekommen, ist vom UNESCO-Welterbe im Tal nichts mehr zu sehen, die Hügellandschaft versperrt den Blick. Am Rand des Ortsbezirks Buchholz reihen sich die Werkshallen der Bopparder Maschinenbaugesellschaft aneinander, kurz Bomag. Hier werden Maschinen zum Straßenbau gefertigt, mit großen Walzen zur Verdichtung des Erdreichs, der Tragschicht oder des Fahrbahnbelags, aber auch von Müll. Hinter Buchholz ziehen sich Dörfer entlang der Landstraßen, mal etwas größer, mal kleiner. Koblenz ist etwa 20 Kilometer entfernt, aber die Stadt zwischen Rhein und Mosel ist auch keine Metropole. So richtig viele Menschen wohnen hier nicht.

Für Katja Hahn wird das immer wieder einmal zum Problem. Sie ist in der Geschäftsleitung von Bomag zuständig für das Personal, hier am Standort sind das 1600 Menschen. Zum Vergleich: Die Stadt Boppard hat gut 15.000 Einwohner, Bomag ist der größte Arbeitgeber der Region. In den vergangenen drei Jahren stellte Hahn jeweils mehr als 100 neue Mitarbeiter ein.

Zwar hat Bomag das jüngste Geschäftsjahr mit einem Rekordumsatz abgeschlossen, trotzdem liegen die vielen Einstellungen nicht daran, dass der Standort so rasant wächst. Der allergrößte Teil sind Nachbesetzungen. Jährlich in dieser ländlichen Region so viele neue Kollegen aufzuspüren, das sei eine Herausforderung, sagt Hahn. Für manche spezialisierten und gut bezahlten Jobs bei dem Maschinenbauer ziehen Ingenieure extra in den Hunsrück. Aber viele müssen vor Ort gefunden werden.

Ungelernte Kräfte stelle Bomag kaum ein. So ist es bei vielen Firmen – nur weil es Arbeitssuchende in der Region gibt, heißt das noch lange nicht, dass sie auch dort weiterhelfen könnten, wo nach Arbeitern gesucht wird. Anders als in den Schlagzeilen der Wirtschaftsnachrichten ist der Fachkräftemangel für Hahn kein Thema erst der vergangenen Jahre. Seit 18 Jahren arbeitet sie schon in der Personalabteilung von Bomag. „Das war immer präsent“, sagt sie. Nun, da die Babyboomer in Rente gehen, werde es kaum leichter werden.

Aber Hahn ist ohnehin niemand, der sich gern beklagt. Am Ende hatte sie auch keinen Anlass dazu. Die vielen offenen Stellen der vergangenen Jahren konnten noch stets besetzt werden, mangels Personals mussten die Maschinen nie stillstehen. Dass sie länger brauchten für eine Neueinstellung, fünf bis sieben Monate, sei im vergangenen Jahr nur bei sieben Positionen so gewesen.

Gefragt danach, für welche Stellen es bei Bomag besonders schwierig sei, nennt Hahn gleich mehrere: ITler seien gefragt und wegen der großen Zahl immer auch Ingenieure. Daher wurde der Einstellungsprozess digitalisiert und internationaler ausgerichtet: Mehr als ein Duzend Einstellungen der letzten Monate kämen aus dem Ausland, das sei neu. Bomag biete diesen Spezialisten ein attraktives Gehalt und relativ flache Hierarchien, sagt Hahn. Die Selbstwirksamkeit sei für sie sehr hoch. „Und wenn dann jemand einmal im Unternehmen ist, dann haben wir die.“ Die Identifikation sei relativ hoch, nicht zuletzt, da ganze Maschinen und nicht nur deren Teile produziert werden. In der Region heiße es, bei Bomag hätten sie „gelbes Blut“, wegen der Lackierung der Maschinen.

Im gewerblichen Bereich fehle es an Zerspanern, die seien nicht nur hier in der Region rar, und an Lagerlogistikern. Um dem Bedarf in den Lagern Herr zu werden, entschied sich Bomag schon vor knapp zwei Jahren, neue Wege zu gehen. Einer, der deshalb heute in Buchholz arbeitet, ist Sergej Ring. Er arbeitete zuvor jahrelang bei Ritz, in der Nähe von Montabaur. Dort seien Stromwandler, etwa für ICE-Züge, gebaut worden. 2017 wurde die Produktion nach Ungarn verlagert, wie viele andere sei er entlassen worden. In den Jahren darauf habe er einige Zeit in Koblenz bei einem Automobilzulieferer gearbeitet, bevor er auch dort gehen musste. Die Agentur für Arbeit habe ihm schließlich 2022 vorgeschlagen, sich das Angebot bei Bomag anzuschauen. Dort wurde eine einjährige Teilqualifikation zum Lagerlogistiker angeboten, ein ganz neues Programm. Bomag habe er schon als gutes Unternehmen gekannt, also sei er zu einer Infoveranstaltung gegangen, und es habe gepasst.

Jetzt schließt sich Ring auf einem Gabelstapler durch den mit Neonröhren erhellen Gang der Lagerhalle S. Sieben-einhalb Meter hoch sind die Regale auf beiden Seiten, der Gang etwa 70 Meter lang. Das Flurfahrzeug, wie sie die Lagermaschinen nennen, ist so konstruiert, dass Rings Kabine mit den Gabeln hoch- und runterfährt, sonst könnte er oben, auf mehr als sieben Meter Höhe, vielleicht nicht genau genug arbeiten. Das aber ist essenziell, schließlich werden teils tonnenschwere Teile bewegt, etwa die Bandagen, die Walzen der Straßenbaumaschinen, die den Untergrund ver-

dichten sollen. Oder fragile Güter, wie die Scheiben für die Führerkabinen.

Bei Bomag arbeiten mehr als einhundert Lagerlogistiker. Wegen der tonnenschweren Teile und der vielen Vorschriften zur Arbeitssicherheit sei das keine reine Helfertätigkeit, sagt Vanessa Hebel, eine Mitarbeiterin Hahns aus der Personalabteilung. „Wir brauchen dafür qualifiziertes Personal.“ Als die Aufträge nach den schlimmsten Pandemie Jahren 2022 wieder deutlich zunahmen, waren es innerhalb kurzer Zeit besonders viele. Aber: „Die Lageristen immer wieder von Firma A nach B nach C abzuwerben, das ist letztlich nicht nachhaltig für die Region“, sagt Hebel.

Daher entwickelte sie gemeinsam mit dem Koblenzer Bildungswerk der rheinland-rheinheissischen Wirtschaft und der Agentur für Arbeit ein Konzept, um Arbeitslose, die teils schon länger nicht mehr gearbeitet hatten, anzuwerben und zu schulen. Innerhalb des Unternehmens

habe sie dafür anfangs so manchen überzeugen müssen. Angelehnt an die Module der Ausbildung zum Fachlageristen, belegen die Teilnehmer Kurse beim Bildungswerk, während sie den praktischen Teil im Bomag-Werk absolvieren.

In Halle S tauscht sich Sergej Ring noch einmal mit Teamleiter Christian Braden aus. „Du musst die Brille aufsetzen“, sagt der. Ein Kollege Rings habe einen Splitter ins Auge bekommen, seitdem seien die Brillen verpflichtend. Ring versichert sich nochmals bei Braden, dass er jetzt, mit Brille, den Gabelstapler bewegen könne. Der nickt, Ring fährt ein paar Meter in den Gang hinein. Seine Kabine hebt langsam an, schwebt vorbei an Bolzen, Schlauchhalter, Kabelbäumen und Plattstahl.

Wegen der Arbeit in der Höhe der Hallen gehört zur Teilqualifikation auch ein Kurs, in dem die Teilnehmer lernen, sich abzuseilen. Falls die Technik ausfällt, während sie in mehreren Stockwerken

Höhe arbeiten, sollen sie dort schnell runterkommen können. Die Halle ähnelt auf den ersten Blick denen von Ikea, nur deutlich enger ist alles. Die Flure sind genau so breit wie die Flurfahrzeuge. Und alles ist noch organisierter, jeder einzelne „Pick“, wie sie hier sagen, wird digital erfasst. Vor allem aber sind die Waren teils viel schwerer. Daher ist es wichtig, stets zu wissen, wie korrekt mit den Kisten umzugehen ist. Auch wenn die Ganzen Regeln dann erst mal auswendig gelernt werden müssen.

Aus dem Lager fahren Ring und seine Kollegen die Teile in die benachbarte Halle, an eine der Fertigungslinien. Hier entstehen die Straßenbaumaschinen im typischen Bomag-Gelb. Am Anfang der Linien sind es noch einzelne Walzen oder nur ein Skelett einer Maschine. 100 Meter weiter, am Hallenende, sind sie schon fast vollendet. Alle 45 Minuten werde eine Maschine fertig, berichtet Teamleiter Braden. Damit das funktio-

niert, müssen die Lageristen stets die Komponenten zur richtigen Zeit zur richtigen Stelle bringen.

Personalleiterin Hahn berichtet, statt der neuen Lageristen hätte die Halle auch automatisiert werden können. Nur 20 Minuten vom Bomag-Standort, bei Continental in Rheinböllen, sind sie genau diesen Weg gegangen. Bei Bomag hätten sie das durchaus auch diskutiert – und verworfen. Ein neues Lagerrobotersystem zu installieren sei ein vergleichsweise langwieriger Prozess, der Personal-mangel in den Lagerhallen sollte aber zügig gelindert werden.

Die Teilqualifikation für die Lageristen wurde im September 2022 vorgeschlagen, im Januar begannen mit Sergej Ring zwölf weitere die einjährige Maßnahme. Dass das so schnell ging, sagt Hahn, lag auch an der öffentlichen Förderung. 2500 Euro bekommen die Teilnehmer brutto, mehr als die Auszubildenden. Von den Kosten für Schulung

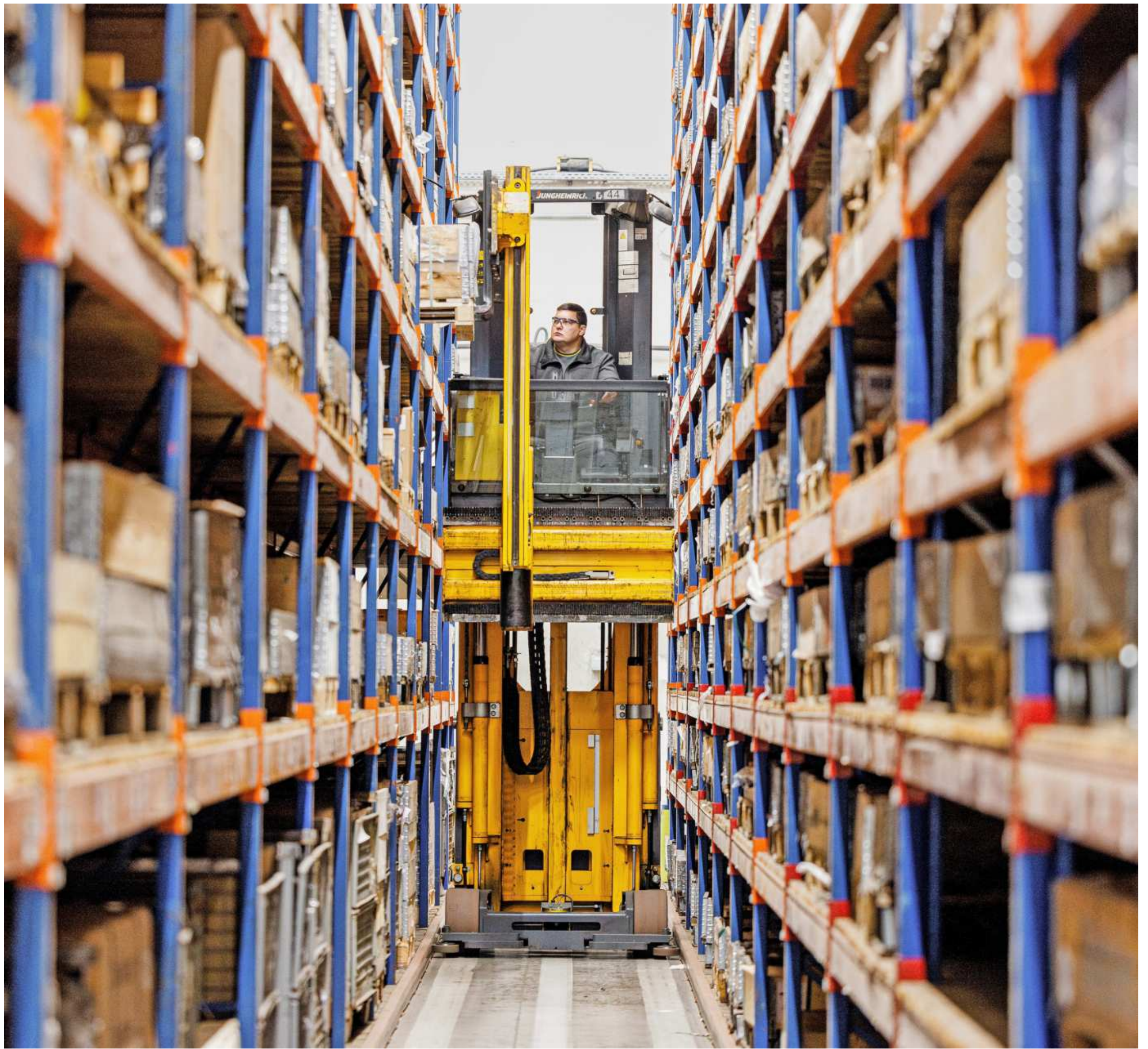
und Entlohnung übernimmt die Agentur für Arbeit bis zu 70 Prozent.

Gundula Sutter, Leiterin der zuständigen Agentur für Arbeit in Bad Kreuznach, sieht darin einen der Gründe für den Erfolg der Zusammenarbeit mit Bomag. Natürlich sei der Maschinenbauer obendrein ein großes Unternehmen, das mache vieles einfacher. „Aber so was können auch zehn Handwerker gemeinsam machen und jeweils einen nehmen.“ Bei kleinen Betrieben übernehme die Agentur sogar bis zu 100 Prozent der Kosten.

Am Geld liege es nicht, das sei ausreichend vorhanden. Viele Betriebe scheuten eher die Bürokratie, die mit den zugeschnittenen Fördermaßnahmen einhergehe. „Aber wir helfen da gern“, versichert sie. Infolge der Kurzarbeit sehe sie auch eine größere Offenheit. Viele Unternehmen seien dadurch mit der Agentur für Arbeit in Kontakt gekommen und hätten praktische Erfahrung in der Zusammenarbeit sammeln können.

Katja Hahn erwartet für die nahe Zukunft, dass es etwas ruhiger werde. „Die konjunkturelle Flaute mindert den Druck nach mehr Fachkräften – aber eben nur kurzfristig.“ Ob bei den Lageristen, den Zerspanern oder auch den Ingenieuren – wenn es wieder besser laufe und alle wieder nach Fachkräften riefen, könne man nicht zuvor Pause gemacht haben. „Das ist genau die Kunst, auch wenn es wieder etwas ruhiger wird, nicht den Fehler zu machen, einfach nur still-zuhalten.“ Für das kommende Jahr sieht sie aber noch keinen Bedarf für ein neues Teilqualifizierungsprogramm. Im Jahr darauf könnte es aber wieder so weit sein, je nachdem, wie sich die Personalsituation entwickle.

Sergej Rings Ausbildung wird dann schon abgeschlossen sein. Wie die meisten in seiner Gruppe belegt er nach dem ersten Jahr in der Teilqualifikation noch ein weiteres Jahr die ausstehenden Module beim Bildungswerk für die IHK-Prüfung zum Lagerlogistiker. Für ihn ist das Programm ein Beispiel, wie innerhalb relativ kurzer Zeit Arbeitssuchende zu Fachkräften werden können. Ein Modell, von dem er sich viel verspricht. Denn: „Wir haben genug Leute, die Arbeit suchen.“



Hoch hinaus beim Hidden Champion:
Lagerlogistiker Sergej Ring sitzt in einem Hochregalstapler
des Maschinenbauers Bomag.
Sogar das Abseilen musste er lernen.

Foto Lando Hass

Hundert neue Mitarbeiter jedes Jahr

Die Suche nach Fachkräften in ländlichen Regionen gilt als besonders schwierig.
Beim Maschinenbauer Bomag im Hunsrück setzen sie auch auf
Arbeitskräfte aus dem Ausland und auf Kooperationen mit der Agentur für Arbeit.

Von Jakob Krembzwow

Vom Wald lernen

Große Eichenalleen durchziehen die südholsteinische Auenlandschaft. Die Gemeinde Heidmühlen im Kreis Segeberg zählt 678 Einwohner auf 17,83 Quadratkilometer Fläche. Aus Hamburg fährt man nur eine Dreiviertelstunde mit dem Auto nach Norden, und mit jeder Minute wird die Landschaft schöner – und menschenleerer. Statistisch betrachtet, leben in Heidmühlen auf 1000 mal 1000 Metern gerade einmal 38 Einwohner. Hier lebt man ein Leben ohne Steigungen. Heidmühlen liegt nur 29 Meter über dem Normalhöhennull, eine ausgewachsene Fichte über NHN sozusagen.

An drei Seiten gebettet in das Grün des Segeberger Forsts liegt die Gemeinde mit der vierten Seite zur Auenlandschaft hin. Es sind Wälder, wie Bilbo Beutlin aus „Herr der Ringe“ sie durchstreifen könnte, voller heller, in der Sonne leuchtender Farne, Blaubeeren und Moose am weichen, feuchten, dunklen, sauren Boden der von kleinen Teichen, Bächen und Flüssen geprägten Moorlandschaft. In dieser Gemeinde liegt das Waldgut Rodenbek mit seinem Forst, in dem sich alte Flächen mit jüngeren Beständen mischen, Naturverjüngungen und Anpflanzungen zukunftsweisender Baumartenzusammenstellungen für den hoffentlich klimastabilen Wald, den Deutschland braucht und seit einigen Jahren mit großem Einsatz versucht aufzuziehen.

Das zu Heidmühlen gehörende forstwirtschaftliche Anwesen mit dem ehemals reetgedeckten Bauernhaus ist seit vier Jahren im Besitz der Familie Gerberding, der Rodenbeker Forst, den Kirsten Gerberding bewirtschaftet, aber eigentlich eher klug und umsichtig hütet für ihre Kinder und Enkelkinder, auf dem Weg zum Wald-Idyll und schon jetzt als Ort, an dem sich drei Generationen zu Familienfesten, Feiertagen und Ferien zusammenfinden – ein Traum. Die sechs Enkelkinder können frei umherstreifen, Tipis bauen, auf Bäume klettern, Feuer machen. Wenn sie abends ins Bett gebracht werden, können sie durch das Fenster sehen, wie das Rotwild in der Sommerdämmerung auf die Hauskoppel tritt.

Kirsten Gerberding, groß und blond, ist eine sehr junge Großmutter. Bei ihrer Hochzeit mit dem Unternehmer Horst-Otto Gerberding war die geborene Behmann erst 21 Jahre alt, eine sorgenlos aufgewachsene Schönheit aus dem niedersächsischen Fürstenberg, da, wo die Porzellanmanufaktur steht. Wenn sie das Landleben ihrer Enkel beschreibt, sieht man sie selbst als kleines Mädchen mit ihrem Vater durch den Wald streifen. Sie war kaum älter als acht Jahre, als der Landwirt und Jäger sie zum ersten Mal mit auf den Anstich nahm. Natürlich nur so lange, wie sie als Kind still sitzen und Tiere beobachten mochte. Wurde sie müde, durfte sie hinunterklettern und nach Hause laufen.

Man sieht noch die Kindheitserfahrung in ihr nachwirken, wenn sie davon berichtet und sagt, nur in der Stadt allein könnte sie nicht leben. Jede Woche kommt sie raus nach Rodenbek, im Moment noch aus ihrem jahrzehntelangen Lebensmittelpunkt Holzminden. Das liegt drei Stunden entfernt, deshalb und auch weil die Gerberdings Hamburg lieben, richten sie sich dort gerade ein Stadthaus ein, auch als Alterssitz, wie Kirsten Gerberding leicht stirnrunzelnd sagt. Sie winkt ab, lacht, als käme ihr das Wort seltsam vor. Schließlich pflanzt ihr fünfundneunzigjähriger Vater noch Bäume in seinem Lebensgarten um das sogenannte „Kleine Fürstenberger Schloss“ herum.

Die Schönheit dieser unglaublichen Gartenanlage und damit die Früchte der jahrzehntelangen Gärtnerarbeit ihrer Eltern hat Kirsten Gerberding in einem von ihr herausgegebenen Bildband festgehalten. Ihr Leitstern ist das Handeln für Generationen, ein Konzept, wie es die besten Förster seit Jahrhunderten verfolgen: Wer Bäume pflanzt, denkt in Jahrzehnten, mindestens.

Im Rodenbeker Forst stehen darum Douglasien, die schon seit Längerem als klimatapere Nutzbäume gelten, neben alten Eichen. Es gibt eingezäunte Baby-Lärchen, die, bis sie Schulterhöhe erreicht haben, in ihrem Wald-Baumkindergarten vor dem Verbiss und Schälern durch das Wild sicher sind. Prächtige Sitka-Fichten wachsen, die ursprünglich in Nordamerika heimisch sind und die größte Fichtenart darstellen. Es gibt Flatterulmen, Buchen, Haseln, Ebereschen, Esskastanien, Stieleichen und Erlen. Die Elsbeere wird besonders vom Rotwild geliebt. Darum setzt man sie an den Rand von Waldflächen. Dort können sie ihr ganzes Äsungspotential für das Wild entfalten, und so bleiben die Bäume hinter dieser Naschzone unangerührt.

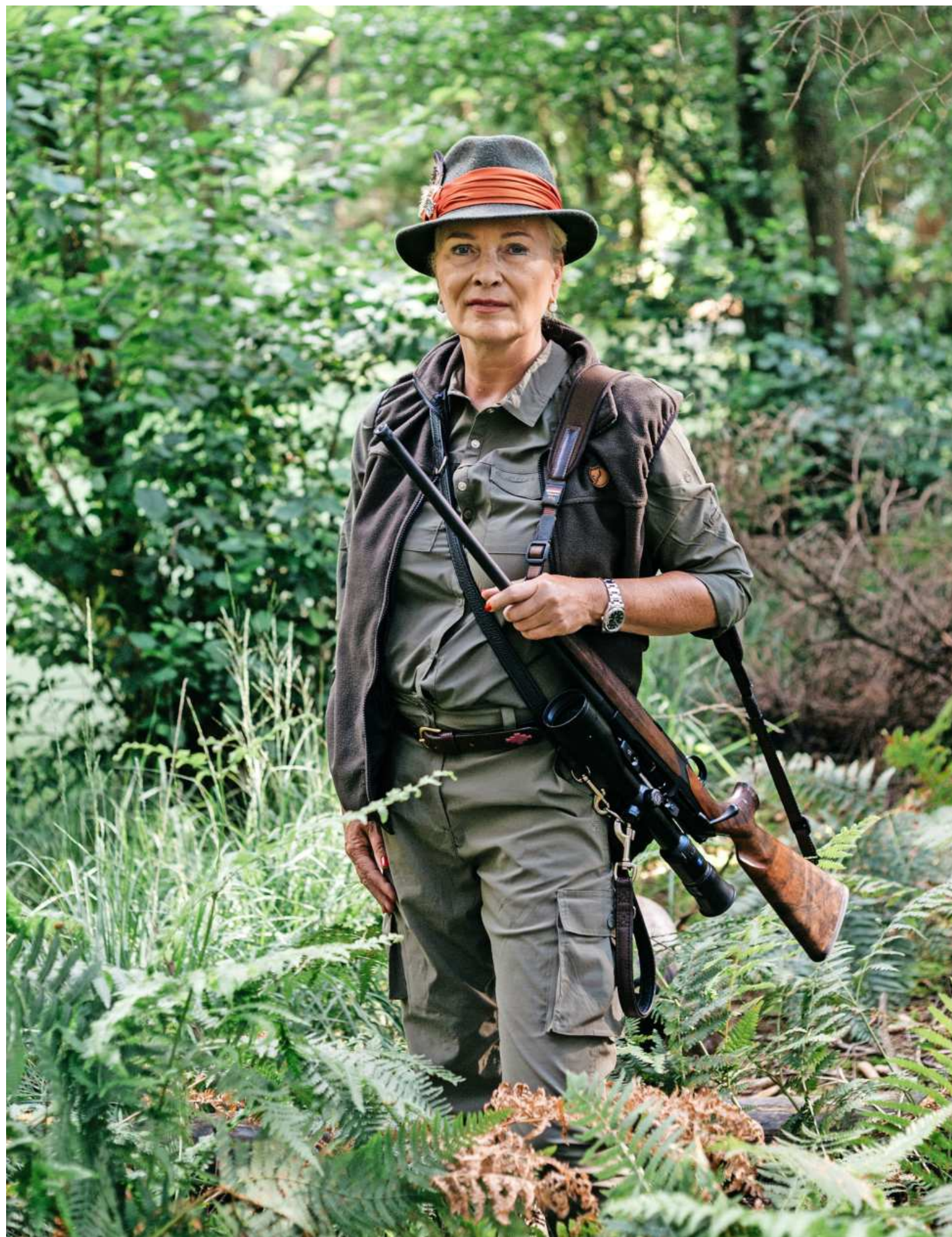
Neuere Mitglieder der Waldgemeinschaft sind die Libanonzeder und der Mammutbaum. Die Libanonzeder ist als Wahrzeichen auf der Flagge des namengebenden Landes zu finden und ein 30 bis 50 Meter Höhe erreichender, zur Familie der Kieferngewächse zählender

Jägerin, Forstgeschäftsführerin und Waldpädagogik-Förderin: Kirsten Gerberding achtet in ihrem Forst nördlich von Hamburg auf das Wohl von Flora und Fauna.

Von Wiebke Hüster

In ihrem Forst hat sich der Wolf angesiedelt, und das hat das Verhalten des Wilds verändert: Kirsten Gerberding hat diese und andere Gefahren im Blick.

Foto Hanna Lenz



Baum, der mit Hitze und Trockenheit wenig Probleme hat, fäuleresistent ist, gut zu verarbeiten und sehr haltbar. Der Duft der Zeder ist herrlich, das liegt an dem hohen Gehalt ätherischen Öls in ihrem Holz. Die Hoffnung, dass auch die Mammutbäume mit dem Klimawandel in Deutschland gut zurecht kommen, ist ebenfalls wissenschaftlich gestützt.

Kirsten Gerberding ist keine studierte Forstwirtin, aber seit sie 2020 den Wald von Barbara und Walter Fürst übernehmen konnte, trägt sie, beraten und unterstützt von Forstwart Hans-Jürgen Sturies, die volle Verantwortung. Man kann Stunden mit ihr draußen umhergehen, zu jeder Äsungsfläche, zu jeder Lichtung, zu jeder Anpflanzung gibt sie knappe, erhellende Hinweise. Es gibt so viel zu tun, wenn ein lange als Altersklassenwald und schlagweise als Hochwald bewirtschafteter Forst aus dieser veralteten Behandlung herausgenommen und in einen naturnahen Mischwald mit überwiegend Laubanteil umgebaut werden soll.

269 Hektar bewirtschaftet der Forstbetrieb, 40 davon sind Grün- und Ackerland. Die Zukunft des Waldes ist der eine Teil des Konzepts, der andere betrifft den Umgang mit dem Wild. Der alte Gegensatz zwischen Jägern und Förstern ist mit je drei Wörtern beschrieben. Die Wirtschaftsidee hieß „Wald vor Wild“ und setzte die Jagd stets unter den Druck, Waldschäden durch das Wild gering zu halten. Das Ziel, möglichst viele gerade Bäume ohne Verbiss-, Schäl- oder Fegeschäden heranwachsen zu lassen, sollte durch strenge Bejagung und abschlussplangemäße Reduzierung der Populationen erreicht werden. Der Vorwurf an Jäger lautete oft, sie wollten die Wildbestände hoch halten und marginalisierten die anfallenden Schäden mit ihrem konträren Konzept „Wild vor Wald“.

Beides ist, findet Kirsten Gerberding, einfach veraltet. Zeitgemäßer sei es, wie es auf Rodenbek geschehe, das Konzept

„Wald mit Wild“ umzusetzen. Denn nicht nur sei es für die Klimawandelfolgenabwendung wichtig, den Wald als CO₂-Speicher, als Lieferant umweltschonender und ressourcenschonender Baumaterialien, als Erholungsort und Stätte von Biodiversität zu schützen, zu pflegen und zu erneuern; ein neues bioethisches Verhältnis zum Tier, wie es sich in der sich wandelnden Einstellung zu Haus- oder Nutztieren zeige, müsse auch den Wildtieren zugutekommen.

Muttertierschutz, Kitzrettung, Respekt vor den sozialen Strukturen in Rudeln und eine geschickte Lenkung des Wildes etwa durch Einrichtung von Ruhe- und Äsungsflächen seien moderne Konzepte ihrer Forstwirtschaft in einer von viel Rotwild bestimmten Landschaft. Dieses Konzept konnte Gerberding auch darum entwickeln, weil sie nach einer intensiven Familienphase doch noch zur Jägerin wurde.

Das geschah also später, als man hätte erwarten können. War doch der Vater als Landwirt der Domäne Fürstenberg und später dem englischen Suffolk verpflichtet, und hier wie dort gehörte Jagd dazu. Das galt auch für die Mutter Adelheid, eine ausgezeichnete Dressurreiterin, die sich in der Jack-Russell-Zucht engagierte und eine Terriermeute jagdlich führte. Auch Kirsten ritt Dressur, machte aber, anders als ihr Bruder Axel, in der Jugend keinen Jagdschein. Während ihr Mann das Familienunternehmen in dritter Generation übernahm, begannen die beiden mit der Familienplanung.

Und als wären drei zunächst noch kleine Kinder und ein repräsentativer Haushalt mit Pflichten als Gastgeberin nicht genug, entschied sich Kirsten Gerberding für eine journalistische Ausbildung und begann dann, Bücher zu schreiben. Sie sagt, in ihrer Ehe hätten sie sich als Partner immer gegenseitig gefördert in ihrer Entwicklung. Mit Ro-

denbek hat das Paar einen Wunsch von Kirsten Gerberding in ein Projekt verwandelt, das die ganze Familie liebt.

Mit Ende 40 machte Kirsten Gerberding ihren Jagdschein. Den Impuls gab ein Jagdhund, der schon als Welpe zum Scheidungshund wurde. Ein befreundetes Ehepaar trennte sich und war unglücklich, was mit dem Bayerischen Gebirgsschweißhund geschehen sollte. Er wurde ein Gerberding. Natürlich durchlief sie mit dem Hund die entsprechenden jagdlichen Ausbildungen. Die Prüfungen bestand Hazel derart glänzend, dass der Hundebmann fand, nun müsse die Halterin aber den Jagdschein machen.

Es wurde der alte Forstmann und Jäger Jürgen Seckelmann, der sie auf diesem Weg begleitete. Er bildete sie ein halbes Jahr lang persönlich aus, Tag für Tag, bis sie vorbereitet war, den Jagdschein in einem Drei-Wochen-Lehrgang zu machen. Danach nahm sie ihr Mentor, der heute 82 Jahre alt ist und auf dessen Rat sie immer zählen kann, mit auf die Jagd. Ihren ersten Hirsch streckte sie unter seinen Augen.

Ansprechen heißt die schwierige Kunst der Jäger, das Alter von Wildtieren einzuschätzen und dementsprechend zu wissen, ob sie gejagt werden dürfen oder nicht. Das ist noch vor dem präzisen Schuss am wichtigsten bei der Jagd. In der Hegegemeinschaft Hochwildring Segeberger Heide, zu der Rodenbek gehört, werden die wichtigsten Abschusspläne, die für das Rotwild, ausgearbeitet. 17 Stück Kahlwild, also weibliche Tiere, waren das in der letzten Jagdzeit. Alle drei Jahre ist ein großer, alter, sogenannter Einsen-Hirsch freigegeben, der dann mehr als 12 Jahre alt ist. Damwild zieht auch durch das Revier, das an die Landesforsten grenzt, Schwarzwild und auch Rehwild.

Vor zwei Jahren hat sich im Segeberger Forst ein Wolfsrudel angesiedelt. Das verändert auch die Mutter-Kind-Beziehung des Wildes, sagt Gerberding. Das Kahlwild kann seine Kälber nicht in der Wiese ablegen und äsen, sondern muss sie immer mitführen. Wolfspräsenz führt zu Rudelbildung und zum Rückzug in den tieferen Wald, wo dann Schäden entstehen, wenn das Wild sich nicht mehr auf die Äsungsflächen traut.

In Rodenbek ist nur 50 Meter hinter dem Stall ein Wolf durchgewandert. Doch der Klimawandel und der Wolf sind nicht die einzigen Herausforderungen für die Forstgeschäftsführerin. Eine ihrer Antworten ist, sich mit anderen zu verbinden. Im Netzwerk „Wald mit Wild“ ist sie Beirätin: Steuert mit, wie sich die Arbeit des Netzwerks intern entwickelt und nach außen hin präsentiert, lädt Gäste ein, sorgt für den Austausch von Kompetenzen. Etwa in der Frage, wie man mit den Auflagen für die Rettung und Bewahrung geschützter Arten umgeht, gibt es doch bei ihr Seeadler, Kraniche, Eisvögel, Schwarzstörche, Fischotter und Prachtlibellen. Wenn Windwurf und Borkenkäferkalamitäten vorkommen, wie pflanzt man neu auf? Anpflanzungen werden zum Teil gegattert, andere werden händisch gespritzt mit den biologischen Wildvertreibungsmitteln Certosan oder Trico. Das ist aufwendig und teuer, aber ökologisch einwandfrei wie auch das Bestreichen des Stamms mit dem bis zu 40 Jahre mitwachsenden Wöbra. Das riecht nicht nach Schafschweiß (Schafsblood) wie Certosan und Trico, sondern sorgt im Äser des Wildes für ein sandiges Gefühl beim Reinbeißen. Das Rotwild mag das gar nicht.

Für das Rotwild, das sie mit wenigen Jagdterminen und viel Jagdruhe möglichst störungsfrei im Revier leben lässt, sieht sie eine neue Gefahr heraufziehen, wenn ein sogenannter Fernwechsel, also ein zum genetischen Austausch wichtiger „Wanderweg“ des Wildes bis hoch nach Dänemark, demnächst versperrt werden sollte, weil 90 Hektar Ackerflächen durch eine geplante Photovoltaikanlage versperrt werden könnten.

Diese verheerende Aussicht, die zur genetischen Verarmung des holsteinischen Rotwilds beitragen würde, hat Kirsten Gerberding zwei Dinge deutlich gemacht: Erstens, wie wichtig es ist, das Konzept des Landesjagdverbands mitzutragen, wonach alle gestreckten Tiere genetisch beprobt werden. Zweitens, wie wichtig ihr walddagogisches Projekt „KikiKinderwald“ in Zusammenarbeit mit der Stiftung Wald und Wild in Mecklenburg-Vorpommern ist. Zwar steige das Umweltbewusstsein bei jungen Menschen, das Naturbewusstsein hingegen nehme ab, sagt sie.

Deswegen sollen nicht nur ihre eigenen Enkel, sondern in der Zukunft Kindergruppen, auch aus naturfernen Gegenden, auf dem seit fast vier Jahrhunderten bewohnten Rodenbek Bäume pflanzen, Nistkästen bauen, Strauch, Pilz und Maus entdecken und sich ganze Wochenenden mit der Natur verbinden können. Das alte, nach schwedischem Vorbild aus Holz erbaute und im typischen Falun-Rot gestrichene Forsthaus wartet nur darauf, für die neuen kleinen Entdecker eingerichtet zu werden. Die Kinderwald-Namensgeberin Kiki freut sich schon darauf.

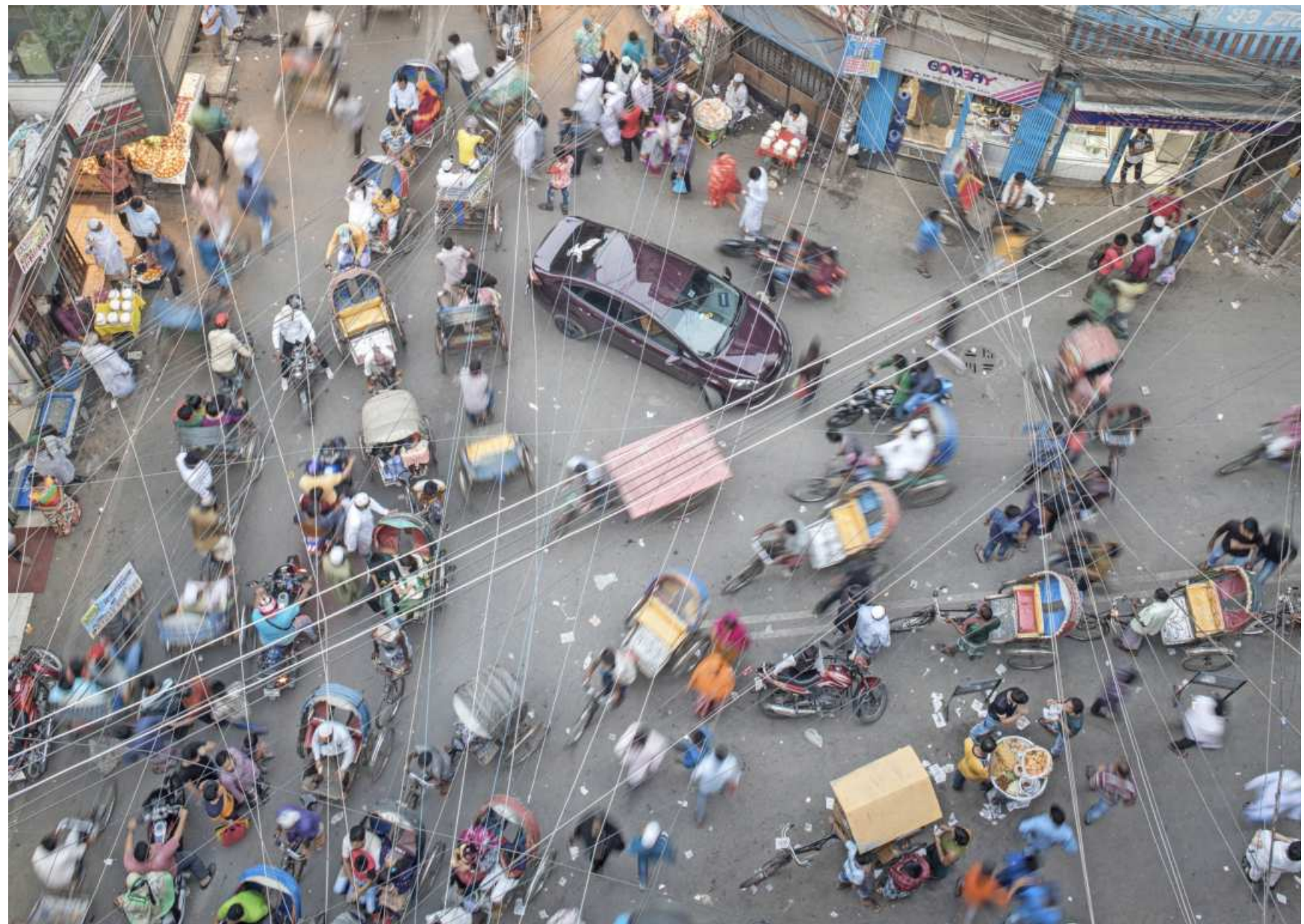
Minsk



Osaka



Bangkok



Dhaka
Fotos Peter Bialobrzeski

Beirut



Wuhan



Begonnen hat es in Kairo. Wenngleich Peter Bialobrzeski dort noch keinen Gedanken an die Idee einer Serie verschwendet hatte. Der blitzte erst in Taiwan auf, wohin er gereist war, um den Druck seines Kairo-Buchs zu überwachen. So fotografierte er dort kurzerhand im selben Stil und mit den gleichen selbst formulierten Vorgaben weiter wie zuvor in Ägypten. Und als ihn wenig später das Kunstmuseum Wolfsburg einlud, seine Heimatstadt für eine Ausstellung nach bildwürdigen Straßenecken zu durchforschen, wurde daraus ein Plan: Er würde seine Eindrücke von Städten überall auf der Welt in fotografischen Tagebüchern bündeln, „Diaries“, kleinen broschürierten Büchern, für die er die Arbeit von jeweils einer Woche, was gut und gern fünfzehnhundert Bilder bedeuten kann, auf etwa fünfzig zusammenstreichen wollte, quasi als Extrait – aber nicht etwa der Stadt, sondern seiner Sicht darauf.

Peter Bialobrzeski unterrichtete zwanzig Jahre lang Fotografie an der Kunsthochschule in Bremen. Jedes Jahr unternahm er eine Exkursion mit seinen Studenten in eine Stadt ihrer Wahl. Mal entschieden sie sich für Athen, mal für Belfast, Minsk oder Sarajevo. Und während sie unterwegs waren, um ihre Aufnahmen zu machen für eine spätere Gruppenausstellung in der Akademie samt Publikation, ging er los für die eigene Reihe. 23 Bände seiner „Diaries“ sind bisher erschienen (Hartmann Books, Stuttgart), und Material für sieben weitere wartet in seinem Archiv. Bei 50, sagt er jetzt, solle Schluss sein. Wo bei es noch keine Liste konkreter Reisepläne gebe. Ein Freund handele in Kigali mit Schrott, das klinge interessant, sagt er. Für den Herbst habe er eine Einladung nach Palermo. Und nachdem Kuching gerade erschienen ist, die Hauptstadt des malaysischen Bundesstaats Sarawak auf der Insel Borneo, wünscht er sich noch mindestens eine asiatische Stadt. Die liebe er. Wegen der Temperaturen. Und auch des Essens wegen.

Noch entscheidender aber dürfte sein, dass dort bisweilen auf wenigen

Vom Kubismus an der Straßenecke

„Diaries“ nennt der Fotograf Peter Bialobrzeski seine Serie von Stadtporträts, für die er mit ungewöhnlichem Blick festhält, was dem Spaziergänger an Gewöhnlichem begegnet. Zwei Dutzend Bücher sind bisher erschienen. Und alle sind geprägt durch eine lakonische Form von Begeisterung.

Von Freddy Langer

Metern die unterschiedlichsten Epochen aufeinanderprallen. Hier noch Mittelalter, dort eine Architektur wie der Kulisse eines Science-Fiction-Films entnommen, zeigt Bialobrzeski etwa auf Fotos aus Dhaka das Gewühl einer Völkerwanderung unter dem Wirrwarr Tausender verknotteter Stromkabel, und in Shanghai fotografiert er verfallene Bruchbuden sowie mit Nägeln mehr schlecht als recht zusammengezimmerte Holzhütten vor den Fassaden standardisierter Wohnhochhäuser, die gespenstisch weit in den Himmel ragen.

Umbrüche waren lange Zeit sein Thema und der Buchtitel „Lost in Transition“ wurde zum Programm. Schon vor mehr als fünfzehn Jahren hatte er für diesen Bildband radikale Baumaßnahmen in mehr als zwei Dutzend Städten zwischen Abu Dhabi und Zürich fotografiert, ohne jeweils den Ort zu verraten. Denn die Städte dienten ihm nur als Metaphern für einen Zeitgeist, mit dem hemmungslos und in bedenkenlosem Tempo umgesetzt wird, was möglich ist. Ohne Rücksicht auf Ressourcen, ohne Rücksicht auch, so will es scheinen, auf die, die dort leben sollen.

Peter Bialobrzeski ist kein Architekturfotograf, obwohl stets Gebäude im Zentrum seiner Arbeit stehen, und selbst bei den Aufnahmen der „Diaries“, die häufig an Kreuzungen entstehen, käme man nicht auf die Idee, sie der Street Photography zuzuordnen. Eher fällt Bialobrzeski in eine Kategorie des ausgehenden 19. Jahrhunderts, als Lichtbildner mit sentimentalem Impetus bewahren wollten, was ihnen jenseits der Sehenswürdigkeiten wichtig war. Dann zogen sie los mit großem Gepäck und viel Geduld, die Kamera auf ein Stativ geschraubt, um sich vom Zauber eines Anblicks gefangen nehmen zu lassen. Und so setzt sich Peter Bialobrzeski auch nicht mit Theorien des urbanen Raums auseinander und nimmt nicht teil an den Debatten um Stadtentwicklung, sondern stellt, wie er es nennt, visuelle Recherchen an.

Für die „Diaries“ erkundet er zu Fuß für einen Tag die Gegend zwischen sei-

nem Quartier und der übernächsten Station des öffentlichen Nahverkehrs. Dorthin fährt er am folgenden Tag und setzt das Programm fort, wiederum bis zur nächsten Station. So geht das weiter, Tag für Tag. Da ist viel Zufall im Spiel, aber auch viel Erfahrung. Am liebsten ist er am frühen Morgen oder spätabends unterwegs, wenn das Licht diffus ist, ansonsten hofft er auf einen gleichmäßig grauen Himmel. Später wird er Schatten aufhellen und die Farben ein wenig sättigen und damit einen Effekt erzielen, den man als Bialobrzeski-Kunst bezeichnen möchte. Auch weil darin das Wort Künstlichkeit mitschwingt.

Es ist eine seltsame, fast geisterhafte Wirklichkeit, die er in seiner Arbeit freilegt. Gewöhnliche Orte zwar. Aber Straßenecken, an denen sich die Wände der Häuser zu Flächen der Farbfeldmalerei addieren, an denen die wechselnden Richtungen von Dächern, Giebeln und Fassaden dem Bild eine kubistische Anmutung geben, oder Ausschnitte durch die Vielzahl von Plakaten und Werbeschildern den Eindruck einer Collage hinterlassen. Er dokumentiert nicht, sagt Peter Bialobrzeski. Er interpretiert auch nicht. Was er wolle, sei, Bilder zu schaffen, Kompositionen, die in ihrer Strenge jenseits des Dargestellten funktionieren. Deshalb geht er auf Distanz. Und doch spricht jedes Bild von Freude, vielleicht sogar einer zurückhaltenden, lakonischen Form von Begeisterung für die Welt.

Bialobrzeski formuliert keine Kritik an der Unwirtlichkeit unserer Städte. Vielmehr bannt er einen Moment in der Zeit, der in dem Augenblick, da er auf den Auslöser drückt, bereits Vergangenheit ist. So hat das einmal ausgesehen, zeigt er mit seinen Bildern. Und so wie Porträts von Menschen auch immer nur den einen Moment vermitteln und wir genau wissen, dass ein Konterfei im nächsten Jahr ganz anders aussehen wird, ist es mit den Gesichtern der Großstädte. Schon im kommenden Jahr kann auch hier alles ganz anders sein. Jeder Moment ist Übergangzeit.

Radler stoßen zusammen: Ein Toter

FRANKFURT Beim Zusammenstoß zweier Radfahrer ist am Sonntagmittag ein 76 Jahre alter Mann in Frankfurt tödlich verletzt worden. Wie die Polizei mitteilte, ereignete sich der Unfall im Stadtteil Sachsenhausen an der Kreuzung von Sachsenhäuser Landwehr und Scheerwaldsneise. Nach bisherigen Erkenntnissen hatte ein 29 Jahre alter Radfahrer die Vorfahrt des Sechundsiebzigjährigen missachtet. Daraufhin kollidierten die beiden Männer auf ihren Rädern miteinander. Der Sechundsiebzigjährige stürzte vom Rad und schlug mit seinem Kopf gegen einen Stein. Er wurde unmittelbar nach dem Unfall medizinisch versorgt, starb aber wenig später in einem Krankenhaus. Die Polizei ermittelt nun den genauen Unfallhergang. Welche Folgen der Unfall für den 29 Jahre alten, mutmaßlichen Versursacher haben könnte, blieb zunächst unklar.

Der aktuellen Verkehrsstatistik des Statistischen Landesamtes zufolge wurden im vergangenen Jahr 21 Radfahrer in Hessen bei Unfällen getötet. Unfälle zwischen Radfahrern sind jedoch sehr selten. thwi.



Die aktuellsten
Meldungen aus
der Region auf
www.faz.net/rmz

Protest gegen Kiesgrube

In Langen haben Aktivisten ein Protestcamp errichtet. Sie wollen damit die Rodung von Bäumen für den Kiesabbau verhindern.

RHEIN-MAIN, SEITE 2

Bäume mit Stammbaum

Etwa 30.000 Bäume wachsen in Frankfurt auf städtischem Grund. Darunter sind einige besonders beeindruckende Naturdenkmäler.

DIE DREI, SEITE 3

Abschied von Dieburg

Die Hochschule Darmstadt will ihren Mediacampus auf lange Sicht aufgeben. Der Grund: Die Kosten für eine Sanierung wären zu hoch.

HOCHSCHULE, SEITE 6

Das große Netzwerk

Die Co-Working-Branche hat die Folgen der Pandemie überwunden. Zwei Anbieter aus Frankfurt und Dortmund schließen sich zusammen.

WIRTSCHAFT, SEITE 7

Trainierte Körper

Die Künstlerin Sonja Yakovleva beschäftigt sich mit „Gym-Selfies“. Ihre Scherenschnitte sind jetzt im Kunstverein Frankfurt zu sehen.

KULTUR, SEITE 12

Wetter

Im Tagesverlauf gibt es bei wechselnder bis starker Bewölkung viele kräftige Schauer und Gewitter, bei Werten bis 27 Grad sind auch Unwetter möglich.

Temperaturen Sonntag	Min.	Max.
Flughafen Frankfurt	21°	29°
Feldberg im Taunus	16°	24°
Niederschlag Sonntag 0 bis 24 Uhr	Flughafen Frankfurt 0,0 mm	

Selbstschutz

Der Nachbar, der in einem Frankfurter Hinterhof eine alte Holztür nach der anderen mit der Stichsäge zerkleinert, hat durchaus ein Gefühl dafür, dass der Lärm nervt – er trägt Ohrenschützer. höv.

Hessens Wirtschaftsminister und stellvertretender Ministerpräsident Kaweh Mansoori (SPD) beendet nach nur sechs Monaten die Zusammenarbeit mit seiner Staatssekretärin Lamia Messari-Becker. Er begründet dies mit einem „nicht hinnehmbaren Fehlverhalten“, das seinen Werten sowie den Ansprüchen an seine engsten Mitarbeiter widerspreche und ihm die Grundlage für eine weitere „vertrauensvolle Zusammenarbeit“ entzogen habe. Das hat der Minister am Montag mitgeteilt. „Da sich der Vorfall außerhalb des Dienstverhältnisses ereignete, werde ich mich zu den Einzelheiten nicht äußern“, sagte Mansoori. Er habe Messari-Becker schon vor mehr als einer Woche darüber informiert, dass er die Zusammenarbeit beende. Die Opposition vermutet weitere Gründe für die Entlassung.

„Ein vereinbartes finales Gespräch konnte aufgrund einer aktuellen Erkrankung von Frau Messari-Becker leider bislang nicht stattfinden, was ich persönlich bedauere“, teilte der Minister weiter mit. Über die bevorstehende Entlassung der Staatssekretärin war bereits am Wochenende berichtet worden. Da Ministerpräsident Boris Rhein (CDU) die Entlassung formell vornehmen muss, ist er von Mansoori gebeten worden, die 51 Jahre alte Politikerin in den einstweiligen Ruhestand zu versetzen. „Frau Messari-Becker bleibt eine streitbare, gleichwohl von mir fachlich geschätzte Wissenschaftlerin, die als politische Quereinsteigerin ihre Stärken im Ministerium einzubringen wusste“, so der Minister weiter. Die „grundsätzliche fachliche Eignung“ Messari-Beckers werde nicht angezweifelt.

Auf die Frage, warum das Vertrauensverhältnis zwischen Mansoori und Messari-Becker zerstört ist, gibt es auch auf Nachfrage keine Antwort aus dem Wirtschaftsministerium. Wie die F.A.Z. erfuhr, stehen jedoch bisher unbestätigte Vorwürfe im Raum, dass sich Messari-Becker an der Schule eines ihrer Kinder mit dem Lehrpersonal gestritten und dieses mit Hinweis auf ihre Position als hessische Staatssekretärin unter Druck gesetzt haben soll. Messari-Becker war am Montag für eine Stellungnahme nicht zu erreichen. Eine E-Mail mit der Bitte um ein Gespräch blieb unbeantwortet, ebenso wie eine Nachricht auf ihrem Mobiltelefon.

Für den Minister und die hessischen Sozialdemokraten ist eine erneute Personaldiskussion wahrscheinlich unangenehm, nachdem der frühere SPD-Fraktionschef Günter Rudolph, einer der Architekten der schwarz-roten Koalition, bereits Anfang des Jahres einen parteiinternen Machtkampf verloren hatte. Der Umgang mit Rudolph war von vielen politischen Beobachtern als würdelos empfunden worden. Gleichwohl war am Montag aus politischen Kreisen in der Landeshauptstadt auch zu hören, dass Mansoori im Fall von Messari-Becker konsequent und auch rechtzeitig gehandelt habe, sofern sich die Vorwürfe bestätigen sollten.

Die Verpflichtung der 1973 in Marokko geborenen Messari-Becker war Anfang dieses Jahres noch als Coup bezeichnet worden, denn die Baingenieurin bringe wissenschaftliche Expertise, ambitionierte Ideen und eine gesunde Portion Pragmatismus mit, hatte Mansoori seine neue Staatssekretärin gelobt. In der Tat hatte sich die Professorin in der Debatte um das Heizungsgesetz einen Namen gemacht



Gilt als konfliktfreudig: Lamia Messari-Becker soll auch mit Kollegen im Ministerium aneinandergeraten sein.

Foto dpa

„Nicht hinnehmbares Fehlverhalten“

WIESBADEN Hessens Wirtschaftsminister Kaweh Mansoori trennt sich von seiner Staatssekretärin Lamia Messari-Becker. Angeblich hat sie die Lehrer eines ihrer Kinder unter Druck gesetzt. Die Opposition vermutet noch andere Gründe.

Von Robert Maus

und in einem Gastbeitrag in der F.A.Z. dafür plädiert, das Gebäudeenergiegesetz weniger stark auf den Einsatz von Wärmepumpen zu fokussieren. Messari-Becker kam 1992 nach Deutschland und arbeitete seit 2014 an der Universität Siegen als Professorin für Gebäudetechnologie und Bauphysik. Sie war im Sachverständigenrat der Bundesregierung für Umweltaufragen und im Beirat der Bundesstiftung Bauakademie. 2020 wurde sie in den Club of Rome aufgenommen.

Schon vor der jüngsten Affäre um Messari-Becker soll es im Wirtschaftsministerium öfter zu Konflikten gekommen sein. Die selbstbewusste Frau, so wird kolportiert, sei immer wieder mit dem zweiten Staatssekretär Umut Sönmez (SPD) aneinandergeraten. Sönmez gilt als Vertrauter

von Mansoori, die beiden kennen einander noch aus gemeinsamen Studienzeiten an der Uni Gießen.

Mathias Wagner, Fraktionschef der hessischen Grünen, äußerte die Vermutung, dass andere Gründe als die genannten die Ursache für die Entlassung seien, denn die Erklärung des Ministers zu Messari-Becker sei voller Widersprüche, und es habe bereits früher „erhebliche Spannungen“ gegeben. „Schon zu Beginn der schwarz-roten Koalition war Minister Mansoori durch einen sehr eigenen Umgang mit Personal aufgefallen“, teilte Wagner mit und ergänzte: „Offenbar fehlt dem Minister eine glückliche Hand in Personalfragen.“ Mit den von der SPD im Wahlkampf plakatierten „besten Kräften für Hessen“ habe dies alles wenig zu tun. In der Summe macht die Entlassung

der Staatssekretärin für den Grünen-Fraktionschef daher den „Fehlstart der schwarz-roten Koalition komplett“.

Auch die FDP-Fraktion meint, es könne noch weitere Gründe für Mansoori gegeben haben, Messari-Becker zu entlassen. „Er wäre gut beraten, transparent darzulegen, ob allein das laut Minister ‚nicht hinnehmbare Fehlverhalten‘ der Staatssekretärin ausschlaggebend für die angekündigte Entlassung war oder ob es möglicherweise weitere Unstimmigkeiten gegeben hat“, teilte FDP-Fraktionschef Stefan Naas mit. Der Minister müsse diese Fragen schnell beantworten und sich dann wieder auf seine Kernaufgaben konzentrieren: „Echte Wirtschaftspolitik findet in Hessen unter der schwarz-roten Landesregierung bislang nicht statt.“

Elektroroller aufgeladen, Wohnung ausgebrannt

MÜHLHEIM Feuerwehreinsetz nach Explosion in Mehrfamilienhaus / Experten warnen: Beschädigte Akkus gehören nicht in den Hausmüll

Kurz vor der Explosion soll der zu einem E-Scooter gehörende Akku an der Ladestation noch „seltsame Geräusche“ gemacht haben. Diese dürften nach Einschätzung der Feuerwehr beim Aufplatzen des Stromspeichers entstanden sein. Sekunden später dann ein Schlag, und schließlich sei die wiederaufladbare Batterie zerborsten, berichtete die von der Feuerwehr befragte junge Frau. Sie hatte am Sonntagabend gegen 22 Uhr Alarm geschlagen, weil in ihrer Wohnung im dritten Stock eines Mehrfamilienhauses in Mühlheim am Main infolge des fehlgeschlagenen Ladevorgangs ein Brand ausgebrochen war.

Der Versuch der Bewohnerin, das Feuer mit einer Decke zu ersticken, sei gescheitert, berichtete der stellvertretende Stadtbrandinspektor Christian Stiel am Montag. Wie man es auch von brennenden Elektroautos kenne, sei es in der Praxis kaum möglich, einen Akku schnell zu löschen, weil sich die durch eine enorme Energie ausgelöste Reaktion nur schwer aufhalten lasse. Elektroautos etwa müssten in Spezialcontainer gezogen und dort „geflutet“ werden.

Der Brand in Mühlheim, durch den die Frau einen Schock erlitt und insgesamt fünf Personen leichte Rauchgasvergiftungen davotrugen, konnte laut Polizeipräsidentium Südosthessen rasch unter Kontrolle gebracht werden. Dennoch dürfte in der



Für Scooter-Fahrer gut zu wissen: Vor dem Aufladen des Akkus sollte man prüfen, ob die Batterie beschädigt ist.

Foto Frank Rumpfenhorst

Wohnung ein Schaden von rund 200.000 Euro entstanden sein.

Eine Vorschrift, dass solche Stromspeicher nur in Garagen oder Kellerräumen aufgeladen werden dürften, gibt es laut Feuerwehr nicht. Doch rät unter anderem die Verbraucherzentrale Hessen dazu, Akkus während des Aufladens auf nicht brennbare Untergründe zu stellen. Den Vorgang über Nacht im Schlafzimmer zu erledigen sei nicht zu empfehlen. Stattdessen sollte man wach und dabei bleiben, wenn in der Wohnung eine wiederaufladbare Batterie ans Stromnetz angeschlossen werde, rät Stiel – um gegebenenfalls rasch reagieren zu können, wenn sich Risse zeigten, der Akku sich aufblähe oder Geräusche zu hören seien.

Allzu viele belastbare Daten zu Anzahl und Folgen der durch Lithium-Akkus und Batterien ausgelösten Wohnungsbrände gibt es offenbar nicht. Doch geht das Institut für Schadensverhütung und Schadenforschung der öffentlichen Versicherer von einem „starken Anstieg“ in den vergangenen zehn Jahren aus. Demnach wurde etwa ein Drittel der vom Institut untersuchten Brände durch einen technischen Defekt elektrischer Geräte oder Leitungen verursacht. Und circa jeder fünfte Vorfall in dieser Kategorie sei auf Probleme mit Lithium-Ionen-Akkus zurückzuführen.

Besonders gefährlich wird es nach Auffassung der Experten, wenn ein Akku zum

Beispiel durch einen Schlag oder Herunterfallen beschädigt worden sei. Dadurch könnten im Inneren der Batterie extreme hohe Temperaturen entstehen, die schlimmstenfalls eine Explosion auslösen könnten – ob nun bei Akkus für E-Scooter, E-Bikes, Smartphones, Laptops oder für Garten- und Heimwerkergeräte. Allerdings seien mechanische Beschädigungen oft nicht leicht zu erkennen.

Trotz allem ist das Laden laut Stiel in den meisten Fällen ungefährlich. Zumindest dann, wenn es sich um Markenartikel und nicht um minderwertige Produkte handle. Der ADAC empfiehlt für das Aufladen zudem trockene, eher kühle und zu belüftende Räume. Auch sei darauf zu achten, dass die Batterie nicht auf leicht brennbaren Untergründen wie Papier oder Teppichen stehe.

„Stark erhitze, rauchende, aufgeblähte oder sichtbar beschädigte Li-Ionen-Akkus sollten unbedingt ausgetauscht werden“, rät die Verbraucherzentrale Hessen auf ihrer Internetseite zum Thema „Batterien und Akkus“. Beschädigte Stromspeicher dürften nicht einfach in die Hausmülltonne geworfen werden, sondern seien über Sammelstellen respektive Recyclinghöfe fachgerecht zu entsorgen. Andernfalls bestehe die Gefahr, dass defekte Akkus auf dem Weg zur Mülldeponie oder in der Verbrennungsanlage explodierten und Brände auslösten. MARKUS SCHUG



Nicht völlig abwegig

Von Matthias Trautsch

Der Nordbau des Frankfurter Rathauses, bekannt als Kämmererei, ist alles andere als eine architektonische Verkörperung dessen, was man sich im 21. Jahrhundert unter demokratischem Geist vorstellen mag. Die Fassade des neobarocken Verwaltungsbaus von 1908 wirkt schwer, unzugänglich, geradezu düster. Hier, lieber Bürger, sollst du deine Abgaben leisten, im Übrigen regiert die Obrigkeit. Und dieses Gebäude soll Sitz einer Institution werden, die junge Menschen aus ganz Deutschland für den Zauber der Demokratie gewinnen will?

Der Gedanke ist nicht ganz so abwegig, wie er scheint. Frankfurt will die Paulskirche aus guten Gründen um ein Haus der Demokratie ergänzen. Dort soll die Geschichte des Achtundvierziger-Parlaments im Kontext der europäischen Freiheitsbewegung gezeigt werden, dort sollen Räume für Diskussionen und andere interaktive Formate entstehen. Denn dafür ist im Demokratie-Denkmal selbst kein Platz, der historische Kirchenbau soll auch nach seiner Sanierung seine schlichte, würdevolle Gestalt und Aura behalten.

Ideal wäre es, in unmittelbarer Nähe einen Neubau in dezidiert demokratischer Formsprache zu errichten. Glücklicherweise sind die Pläne, dafür großflächig den Paulsplatz zu bebauen, jedoch vom Tisch. Denn der Platz funktioniert schon als Ort des Austauschs – ihn den Bürgern ausgerechnet für ein Demokratiezentrum wegzunehmen wäre absurd. Somit bieten sich als Optionen nur die Bebauung des Parkplatzes hinter der Kirche und der Rathaus-Nordbau an.

Die Kämmererei hat den praktischen und symbolischen Vorteil, dass sie direkt neben dem Haupteingang zur Paulskirche liegt, jenem Portal, durch das 1848 die Abgeordneten der ersten deutschen Nationalversammlung einzogen. Einer Umnutzung des Verwaltungsbaus müsste allerdings ein radikaler Umbau vorausgehen. Das Erdgeschoss müsste nicht nur äußerlich, sondern auch funktionell geöffnet werden, ein aufgestocktes Dachgeschoss müsste den Blick auf die Paulskirche, möglichst auch von einer Terrasse, eröffnen. Und die Fassade müsste klar erkennen lassen, dass hier nicht die Obrigkeit, sondern die Freiheit zu Hause ist.

Sieg mit 13 Stimmen Vorsprung

Finkernagel wird neue Bürgermeisterin

RONNEBURG Jede Serie hat einmal ein Ende – das hat gestern auch die dominante SPD in Ronneburg erfahren. Mit der 38 Jahre alten Bianca Finkernagel hat sich in der Stichwahl eine CDU-Politikerin durchgesetzt, damit wird erstmals in der 1972 entstandenen Gemeinde im Main-Kinzig-Kreis die Verwaltung nicht von einem Politiker der SPD geleitet. Finkernagel setzte sich mit einem hauchdünnen Vorsprung in der Stichwahl gegen Christian Dietzel (SPD) durch, dem in der ersten Runde vor zwei Wochen nur 41 Stimmen zur absoluten Mehrheit gefehlt hatten. 55,5 Prozent der 2833 Wahlberechtigten in der rund 3500 Einwohner zählenden Gemeinde hatten sich an der Stichwahl beteiligt.



Bianca Finkernagel

Die vorzeitige Wahl des Bürgermeisters war nötig geworden, da der bisherige Amtsinhaber Andreas Hofmann (SPD) zum neuen Ersten Kreisbeigeordneten des Main-Kinzig-Kreises gewählt worden war. Wegen der sozialdemokratischen Tradition in der aus drei Ortsteilen bestehenden Gemeinde am Fuß der namensgebenden Ronneburg hatte Dietzel die Favoritenrolle für die Stichwahl. Allerdings hatte sich Jürgen Scharfenorth, der in der ersten Runde ausgeschieden war, für eine Wahl der CDU-Bewerberin ausgesprochen. Er war als unabhängiger Bewerber angetreten, gehört allerdings für die FDP der Gemeindevertretung an. Offenbar ist seine Anhängerschaft fast geschlossen seiner Empfehlung gefolgt.

Wie Dietzel, der in Limeshan lebt, stammt auch Finkernagel nicht aus Ronneburg, sie lebt im benachbarten Büdingen im Wetteraukreis. Dort ist die Medizinische Technologie unter anderem stellvertretende Vorsitzende ihrer Partei. In der Gemeindevertretung in Ronneburg wird sie sich mit einer absoluten Mehrheit der SPD auseinandersetzen müssen.

Thema im Wahlkampf war unter anderem der von allen Bewerbern abgelehnte Bau von Windkraftanlagen in der Gemarkung, auch die schwierige Verkehrssituation in den Ortsteilen spielte eine Rolle. Unter anderem kollabiert der Verkehr immer wieder, wenn auf der Burg eine der populären, mittelalterlich angehauchten Großveranstaltungen stattfindet.

Baby bei Unfall verletzt

HANAU Beim Zusammenstoß mehrerer Autos in Hanau sind am Sonntagabend fünf Menschen verletzt worden. Darunter befindet sich ein vier Monate altes Baby, wie die Polizei mitteilte. Insgesamt seien drei Autos beteiligt gewesen.

Ein 21 Jahre alter Autofahrer habe kurz vor Beginn der Rotphase beschleunigt, um über eine Kreuzung zu fahren. Ob die Ampel beim Überqueren schon rot gewesen sei, sei Gegenstand der Ermittlungen, teilt die Polizei mit. Hinter der Kreuzung sei der Wagen nach links von der Fahrbahn abgekommen und mit zwei Autos kollidiert. Das erste Auto habe im Gegenverkehr auf der Linksabbiegerspur gewartet. Die 29 Jahre alte Fahrer, ein viermonatiges Baby und eine 56 Jahre alte Mitfahrerin sowie die 40 Jahre alte Fahrer eines weiteren Autos seien verletzt in Krankenhäuser gebracht worden. Auch der Unfallversucher wurde verletzt.

Steinwurf vor Polizeiwache

FULDA Kaum aus der Haft entlassen, ist ein 21 Jahre alter Afghane wieder festgenommen worden. Wie die Polizei berichtet, soll der Mann einem sechs Jahre älteren Landsmann zunächst auf einem Bahnsteig unvermittelt mit der Faust ins Gesicht geschlagen haben. Das Opfer sei am Jochbein verletzt worden. Als er in Richtung einer Polizeiwache davongelaufen sei, habe ihn der Angreifer verfolgt. Er habe mit kleineren Steinen und schließlich einem Pflasterstein nach ihm geworfen. Dabei sei ein Polizeiwagen beschädigt worden. Durch den Aufprall wurden Polizisten aufmerksam. Sie nahmen den Steinwerfer fest. Der 27 Jahre alte Afghane musste in ein Krankenhaus.



Stabil gebaut: Die von den Aktivisten im Langener Stadtwald errichtete Plattform erweckt den Eindruck, als wäre es nicht deren erste Baumbesetzung.

Foto Maximilian von Lachner

Ein Schild mit der Aufschrift „Waldbesetzung Banny“ weist den Weg. Seit Samstag halten Umweltaktivisten im Langener Stadtwald eine Lichtung besetzt, zwischen einigen Bäumen haben sie in halber Höhe eine Plattform aus Brettern errichtet. Sie protestieren gegen die geplante Rodung von Teilen des Bannwaldes am Langener Waldsee, wo die Sehring Sand & Kies GmbH eine Erweiterung des Kiesabbaus beantragt und auch genehmigt bekommen hat. Das Unternehmen gehört zur Sehring AG, die in einer weiteren Tochtergesellschaft Beton produziert und zu den bedeutendsten Baustofflieferanten der Region gehört. Die Stadt Langen als Waldbesitzerin hat die Aktivisten inzwischen aufgefordert, den Wald zu verlassen, und steht nach Angaben der städtischen Pressestelle in ständigem Kontakt mit der Polizei.

Am Montagvormittag ist im Langener Wald alles ruhig. In der Nacht hat es zeitweise kräftig geregnet, der Waldboden ist nass. Die von den Besetzern errichtete Plattform befindet sich in rund acht Meter Höhe. Waren am Wochenende bis zu 20 Aktivisten vor Ort, sind es an diesem Vormittag nur ein halbes Dutzend. Am Nachmittag werden weitere Mitstreiter erwartet, auch die Bundesvorsitzende der Linken, Janine Wissler, hat sich angekündigt. Fast alle Aktivisten haben sich Tücher vor das Gesicht gebunden, erkannt werden wollen sie nicht.

Die Plattform, die die Aktivisten als Baumhaus bezeichnen, weil sie abends mit Planen eingezäunt wird und damit zum Übernachten genutzt werden kann, macht einen stabilen Eindruck. Eine Leiter ermöglicht den Aufstieg, aber auch Kletterseile sind vorhanden, ebenso professionelles Klettergeschirr. Hier sind junge Leute am Werk, für die dies sicher nicht die erste Waldbesetzung ist.

Ihre Namen wollen sie nicht nennen, aber einer der Besetzer ist bereit, Fragen

Protest gegen Kiesabbau

LANGEN Im Stadtwald haben Aktivisten ein Protestcamp errichtet. Sie wollen die Rodung von Bäumen verhindern, die der Erweiterung der Kiesgrube der Sehring AG weichen sollen.

Von Hans Dieter Erlenbach und Barbara Schäder

zu beantworten. Das Camp aufzulösen, wie die Stadt es fordert, lehnt er ab. Man wolle im Wald bleiben, „und zwar so lange es geht“, sagt er. „Wir sind gekommen, um den Wald zu schützen, und nicht, um gleich wieder abzuziehen.“

Kontakt mit der Polizei habe es auch schon gegeben. Unmittelbar nach Beginn der Aktion war diese im Wald und hat den Bereich um das Protestcamp abgesperrt. Weil weitere Aktivisten auf das Gelände wollten, habe es sieben Platzweise gegeben, eine Person hätten die Beamten wegtragen müssen, so die Polizei. Ansonsten sei alles friedlich verlaufen. In der Nacht zum Montag sei jede halbe Stunde eine Polizeistreife vorbeigekommen, heißt es von den Aktivisten.

Diese berichten ferner, sie hätten am Wochenende versucht, das Protestcamp von der Stadt Langen genehmigen zu lassen. Entsprechende Bemühungen seien von der Stadt aber abgelehnt worden. Der Pressesprecher der Stadt weiß hingegen nichts von einem offiziellen Antrag auf

Genehmigung. Beim zuständigen Ordnungsamt sei jedenfalls kein Antrag eingegangen. Es sei wohl auch unmöglich, eine Demonstration auf einem Baum zu genehmigen. Das Protestcamp ist deshalb aus Sicht der Stadt illegal, die Aktivisten seien zum Abzug aufgefordert worden.

Zwei Hundebesitzer, die am Montagmorgen mit ihren Vierbeinern im Wald unterwegs sind, äußern ebenso wie eine Jägerin durchaus Sympathie für die Besetzer. Aus deren Reihen heißt es, am Wochenende seien spontan einige Menschen vorbeigekommen, um den Protest mit Spenden, vor allem Lebensmittel, zu unterstützen. Auch das örtliche „Aktionsbündnis Langener Waldsee“ solidarisiert sich mit den Umweltaktivisten. Die Initiative „Wald & Asphalt“, die im Zusammenhang mit dem Konflikt um den Dannenröder Forst in Nordhessen gegründet wurde und über verschiedenste Protestaktionen bundesweit informiert, kritisiert auf ihrer Website, in den vergangenen Jahren seien in Langen be-

reits 30 Hektar Wald gerodet worden. Insgesamt habe das Land Hessen für die Erweiterung des Kiesabbaus die Rodung von 67 Hektar Wald genehmigt, bei dem aktuell zur Rodung vorgesehenen Abschnitt gehe es um fünf Hektar.

Das Unternehmen Sehring baut in Langen schon seit fast 100 Jahren Kies und Sand ab, durch seine Aktivitäten ist der im Sommer bei Badegästen aus der ganzen Umgebung beliebte Langener Waldsee überhaupt erst entstanden. „Einhergehend mit dem Kiesabbau werden die ausgekieseten Flächen in weiten Teilen der Rekultivierung und Neuanpflanzung unterzogen. Hieraus entstand ein wertvolles Ökosystem“, heißt es auf der Website des Unternehmens. Der aktive Kiesabbau sei 2014 vorläufig eingestellt worden, seither liefen die Vorbereitungen für die Erweiterung.

Beantragt hatte Sehring diese schon 2013. Der Bund für Umwelt und Naturschutz (BUND) klagte durch alle Instanzen gegen die geplante Rodung von mehr als 60 Hektar Bannwald, scheiterte 2022 aber vor dem Bundesverwaltungsgericht. Seitdem kann Sehring auskieseln. Auf seiner Website wirbt das Unternehmen, das zu den Protesten am Montag bis Redaktionsschluss keine Stellungnahme abgab, mit dem Slogan „Sehring – Darauf steht Frankfurt“. Man habe am Bau von Hochhäusern und wichtigen Infrastrukturprojekten mitgewirkt.

Bereits Anfang Februar waren Umweltaktivisten auf das Firmengelände von Sehring eingedrungen und hatten Förderbänder und Maschinen beschädigt. Nach Unternehmensangaben erstand dadurch ein Schaden in sechsstelliger Höhe. Die mutmaßlichen Täter begründeten den Sabotageakt damals unter anderem damit, dass Sehring fast das gesamte Baumaterial für das Terminal 3 am Frankfurter Flughafen geliefert habe und damit auch zu Lärm und Luftverschmutzung beitrage.

Abtei Hildegard sucht langfristige Mitnutzer

RÜDESHEIM Ein Pilotprojekt im Rheingau: Wie können Klöster langfristig ihre Zukunft sichern?

Die Abtei St. Hildegard prägt das Landschaftsbild oberhalb von Rüdesheim-Eibingen. Doch den 35 Benediktinerinnen, die dort heute noch nach den Regeln des heiligen Benedikt und der Klostergründerin, der heiligen Hildegard zu Bingen, beten und arbeiten, ist das zwischen 1900 bis 1904 im neoromanischen Stil erbaute und von Fürst Karl zu Löwenstein-Wertheim-Rosenberg gestiftete Kloster zu groß. Was aber tun, wenn die Abtei als Heimat langfristig nicht aufgegeben werden soll? Neue Konzepte sind gefragt.

Unter mehr als 100 Bewerbungen ist die Benediktinerinnenabtei in Eibingen als einer von 17 Standorten für das Förderprogramm der „Nationalen Projekte des Städtebaus“ des Bundes ausgewählt worden. Die Abtei erhält nun drei Millionen Euro für ein Gesamtkonzept, um eine „ressourcenschonende Transformation“ zu realisieren und St. Hildegard als spirituelles Zentrum dauerhaft zu erhalten. Dem Projekt wird bundesweiter Modellcharakter zum Umgang mit und der Weiterentwicklung von Klöstern zugeschrieben.

Im Kern geht es darum, das Kloster der Benediktinerinnen für langfristig orientierte und finanziell potente Mieter zu öffnen. Es werden also möglichst institutionelle Mitbewohner für eine rund 120 Jahre alte Klosteranlage gesucht, die als nationales Denkmal eingestuft ist. Das Landesamt für Denkmalpflege ist deshalb in den nun beginnenden Prozess eingebunden.

„Gesucht werden Institutionen, die sowohl als Ankermieter einen größeren Raumbedarf haben als auch finanziell in der Lage sind, sich langfristig in St. Hildegard anzusiedeln“, heißt es von der Abtei. Das wird allerdings nicht erreichbar sein ohne Veränderungen im Bau, denn in der Klausur sind die Benediktinerinnen

abgeschildert unter sich. Ziel ist daher eine Umgestaltung auch unter ökologischen Aspekten, die „wirtschaftlich vertretbar“ ist. Gesucht werden im Zuge des Projekts „innovative Ansätze“ für die Realisierung. Die Gespräche mit möglichen Partnern und Mietern können nun beginnen. Im Jahr 2025 soll eine archi-

teknische Machbarkeitsstudie in Auftrag gegeben werden mit dem Ziel der „bestmöglichen Konzentrierung der Klausur“ der Ordensschwester innerhalb der Abtei. Danach könnte ein interdisziplinärer Wettbewerb unter Architekten und Klimaxperten gestartet werden, der in den Jahren nach 2026 dann in Umbauten münden könnte.

Bauherrin wäre die als Verein organisierte Vereinigung der Benediktinerinnen. Die Abtei hat für die Steuerung des Prozesses ein „Zukunftsteam“ gebildet, das aus vier Schwestern, der Geschäftsführerin der Abtei und zwei Baukultur-Beratern besteht. Das Pilotprojekt gilt als wegweisend für andere Klöster, um zu zeigen, wie sich eine „geschützte, konzentrierte Klausur“ in einem Denkmal realisieren lässt und wie mit „minimal-invasiven Eingriffen“ eine Abtei energie- und kostensparend für die Zukunft vorbereitet wird. Weitere 300.000 Euro erhält die Abtei aus einem Denkmalschutz-Sonderprogramm zur Erhaltung national bedeutsamer Kulturdenkmäler und historischer Orgeln. Dieses Geld soll genutzt werden, um die Dächer der Abtei denkmalgerecht zu sanieren. Die Abtei war im Jahr 1165 nach dem Kloster Rupertsberg die zweite Gründung der Hildegard von Bingen, weil die Nachfrage so groß war. 1802 war das alte Kloster aufgehoben und 1814 geräumt worden. Die Klosterkirche wurde als neue Pfarrkirche bewahrt. Hier wird bis heute der Hildegardis-Schrein bewahrt.



Zu groß: Für das Kloster werden Mitbewohner gesucht.

Foto Abtei St. Hildegard



Klöster in Nöten

Von Oliver Bock

Es ist ein ruhiges Plätzchen, das die Benediktinerinnen der Abtei St. Hildegard oberhalb von Rüdesheim anzubieten haben. Der Ausblick auf das Rheintal ist grandios. Das Wohnen oder Arbeiten in einem Kulturdenkmal hat seinen besonderen Charme, und die eigene Weinerzeugung gehört im Kloster dazu. Die Abtei ist zudem ein bedeutender Ort der Begegnung und der Spiritualität im Rheingau – und eines seiner Wahrzeichen.

Doch der demographische Wandel und die nachlassende Bindungswirkung der christlichen Religionen bekommen auch die Klöster zu spüren. Die bei ihrem Bau im Jahr 1904 für 100 Schwestern ausgelegte Anlage zählte bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges 116 Schwestern, die damals allerdings nicht wie heute in Einzelzellen untergebracht waren.

Doch vor 20 Jahren, als die Abtei ihr Hundertjähriges feierte, waren es nur noch rund 60 Schwestern. Heute sind es gerade noch drei Dutzend. Sie müssen ein Haus unterhalten ganz ohne die üppigen Erbschaften, Stiftungen und Spenden, die in der Gründungszeit und danach gut zwei Drittel aller Einnahmen ausmachten. Die Nonnen haben sich mit Elan dieser ökonomischen Aufgabe gestellt und unter anderem ein Gästehaus und einen großzügigen Klosterladen nebst öffentlichem Café etabliert.

Doch je weniger Schwestern in der Abtei leben, desto herausfordernder wird die Aufgabe von Pflege und Unterhalt eines Kulturdenkmals. Nun beginnt ein spannender Prozess. Wird es gelingen, finanziell potente Mieter zu finden, die einen ganz besonderen Standort suchen und damit zum dauerhaften Erhalt einer Landmarke des Rheingaus beitragen?

Falls ja, dann könnte das eine Blaupause für andere Klöster im Land werden. Denn Eibingen ist fast überall. Mehr und mehr Ordensgemeinschaften sehen sich in der Zwangslage, sich womöglich von ihrem Kloster trennen zu müssen, weil die Ordensgemeinschaften zu klein geworden sind. Doch Klöster sind Aushängeschilder der Baukultur, und sie prägen Orts- und Landschaftsbilder. Seit vier Jahren gibt es deshalb einen gemeinnützigen Verein Zukunft Kulturraum Kloster, der sich für das baukulturelle und immaterielle Erbe der Ordensgemeinschaften einsetzt. Fünf gelungene Beispiele für eine Klostertransformation hat der Verein schon zusammengetragen. Ob der besondere Eibinger Weg einer Mitnutzung des Klosters durch Institutionen zum Erfolg führt, muss sich weisen. Doch es muss gelingen, denn der Rheingau kann auf dieses spirituelle Zentrum auch langfristig nicht verzichten.

Große Menge Kokain entdeckt

FLORSTADT Bei Durchsuchungen in Florstadt in der Wetterau haben Ermittler sieben Tonnen Heizpellets aus Kolumbien entdeckt, die in Kokain getränkt waren. Laut Mitteilung der Staatsanwaltschaft Gießen und des Bayerischen Landeskriminalamts vom Montag wurden zwei Männer daraufhin festgenommen.

Bei ihnen handele es sich zum einen um einen 29 Jahre alten Mann aus dem Hochtaunuskreis, der für den Transport der aus Kaffeeersten hergestellten Pellets zuständig gewesen sein soll. Zum anderen um einen Fünfunddreißigjährigen aus dem Wetteraukreis, der für die Lagerung verantwortlich gewesen sein soll. Die Staatsanwaltschaft Gießen wirft ihnen illegalen Handel mit Betäubungsmitteln in nicht geringer Menge vor. Beide sitzen in Untersuchungshaft.

Wie viel Kokain aus den gefundenen Pellets gewonnen werden könne, sei bisher unklar und müsse durch weitere Untersuchungen verifiziert werden. „Nach aktuellen Erkenntnissen dürfte es sich um eine Menge im dreistelligen Kilogramm-Bereich handeln“, heißt es weiter. Die Durchsuchungen von zwei „größeren Anwesen“ wurden Anfang Juli gemacht. Dabei wurden den Ermittlern zufolge auch Drogenspürhunde des Zolls eingesetzt, die positiv auf die Säcke mit den Pellets reagierten.

UNSER FRANKFURT

Fünf Baumriesen



Eschersheimer Linde
Jahrhundertlang stand der mächtige Baum als Landmarke auf freiem Feld. Heute breitet er sein Blätterdach über die viel befahrene Eschersheimer Landstraße.

Eschersheimer Landstraße 482, an der Einmündung zur Straße Am Lindenbaum, in Höhe der Ludwig-Richter-Schule



Brentano-Ginkgo
Das Fächerblatt lässt Literaturfreunde an Goethes „Ginkgo biloba“ denken. Den Baum am Petrihäuschen im Brentanopark hat der Dichter vermutlich gekannt.

Brentanopark, Rödelheimer Parkweg, nur bei Veranstaltungen zugänglich, zu sehen vom Eingang Am Rödelheimer Wehr



Urveltmammutbaum
Der Nadelbaum wurde erst um 1940 in China entdeckt, als lebendes Fossil, denn man hielt ihn damals für ausgestorben. Das Exemplar im Botanischen Garten hat einen Rekordumfang.

Botanischer Garten, rechts hinter dem Eingang Siesmayerstraße 72, Eintritt frei



Pyramideneiche
Die stattliche Säuleneiche, deren Äste nicht wie bei einer normalen Stieleiche waagrecht, sondern nach oben wachsen, hat einen „Bruder“ im Schlosspark von Versailles.

Palmengarten, zwischen Eingang Siesmayerstraße 61 und Café Siesmayer, nördlich des Kleinen Weihers



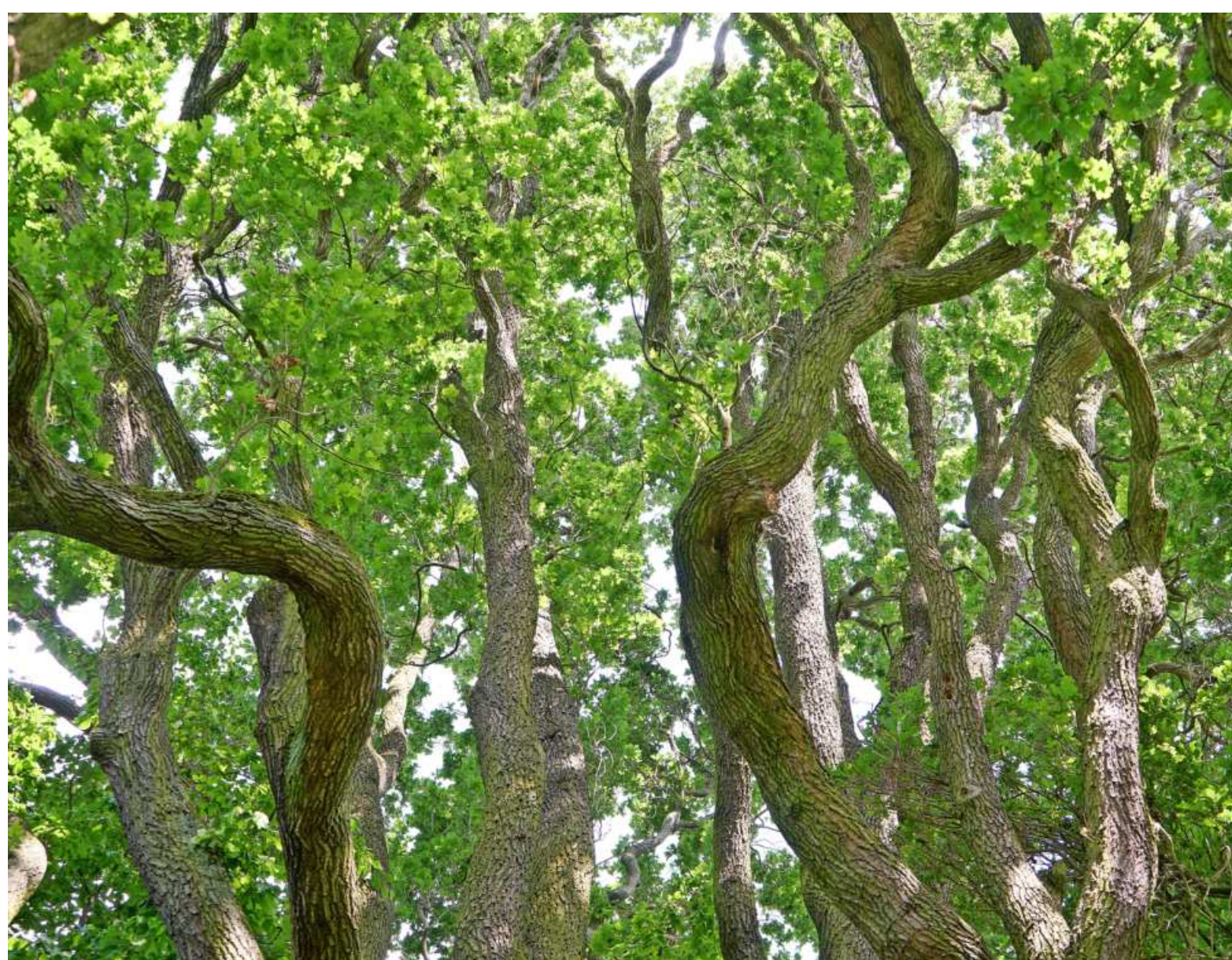
Riesenplatane
Mit einem Stammumfang von 6,75 Metern und einer Höhe von 35 Metern gehört das 1820 neben dem Nebbienschen Gartenhaus gepflanzte Exemplar zu Frankfurts Baumgiganten.

Bockenheimer Anlage 3, hinter dem Nebbienschen Gartenhaus, nahe Alte Oper

Baumstamm mit Stammbaum

FRANKFURT 230.000 Bäume wachsen in Frankfurt auf städtischem Grund, darunter beeindruckende Naturdenkmäler. Mit ihnen verbinden sich Geschichten, die bis in den Dreißigjährigen Krieg zurückreichen, sie wurden in Gedichten besungen und geben Tieren eine Heimat.

Von Karen Allihn und Fabian Wilking (Fotos)



Himmelwärts:
Die Äste der Pyramiden- oder Säuleneiche im Botanischen Garten streben nach oben.

weltweites Projekt zur Kartierung von sehr alten, sehr hohen oder besonders schönen Bäumen. Diese Plattform stehe allen Bürgern offen und könne mit Fotos und Grunddaten „gefüttert“ werden. Die Deutsche Dendrologische Gesellschaft wiederum führt die Liste „Champion Trees“. „Hier kann jeder messen und melden“, sagt der Technische Leiter des Botanischen Gartens, Thomas Moos. „Überprüft werden die

Daten durch eine Kommission, und einmal im Jahr wird ein Champion gekürt.“

Ein solcher Rekordbaum, eine Immergrüne Magnolie mit dunkelgrünen ledrigen Blättern, steht auch in Moos' Gartenreich. „Mit einem Alter von 60 Jahren und einem Stammumfang von fast 150 Zentimetern ist dieses Exemplar unangefochten die Nummer eins auf der Liste der deutschen Rekordbäume“, heißt es in einer Über-

Alt wie ein Baum möchte ich werden, genau wie der Dichter es beschreibt, sangen die Puhdys 1976. Wie die ostdeutsche Rockband haben viele Künstler dem Baum gehuldigt, haben ihn als Metapher verwendet, ihm menschliche Züge verliehen. Was zum Beispiel mag die Eschersheimer Linde, die ihr Blätterdach heute auf 20 Meter Durchmesser entfaltet, während der vergangenen Jahrhunderte gesehen haben? Zunächst, nach dem Dreißigjährigen Krieg, eine verarmte, entvölkerte Stadt? 1648 soll sie als hoffnungsvolles Symbol, als Friedenslinde, gepflanzt worden sein. Vielleicht war es auch ein paar Jahrzehnte später. Jedenfalls stand der Baum, der heute 26 Meter hoch ist und den täglich Tausende Fahrzeuge stadtauswärts auf der Eschersheimer Landstraße passieren, bis weit ins 20. Jahrhundert auf freiem Feld – als weithin sichtbare Landmarke.

Kaum jemand kennt diese *Tilia cordata* besser als Franck Wagnier. Der in Lothringen aufgewachsene Gärtnermeister gehört zu den 270 Mitarbeitern des Frankfurter Grünflächenamts, die sich in der Abteilung Grünflächenunterhaltung laut einer Sprecherin um 210.000 Bäume kümmern – in 45 städtischen Parks, 350 Grünanlagen sowie 672 Spiel- und Freizeitanlagen, außerdem im Grüngürtel und entlang von Straßen. Dazu kommen die Friedhöfe mit etwa 20.000 Bäumen. Als leitender Baumkontrolleur und Baumpfleger ist Wagnier für den Norden Frankfurts und damit für etwa 70.000 Bäume zuständig – von Praunheim über Eschersheim bis nach Nieder-Erlenbach. Die kenne er alle, versichert der 51 Jahre alte Franzose. Vor zwei Jahren habe er, der früher als selbständiger Baumkletterer unterwegs war, die Eschersheimer Linde einmal „eingekürzt“. Nach den Kriterien für solch eine Arbeit gefragt, muss Wagnier nicht lange überlegen: „Der Baum zeigt, wie er geschnitten sein will.“

Im Stadtteil wird die Eschersheimer Linde, eines von 19 Naturdenkmälern auf Frankfurter Stadtgebiet, genau beobachtet. Verliert sie infolge eines Befalls durch Spinnmilben zur Unzeit Blätter, schlagen die Anwohner Alarm. Und sie erzählen Geschichten über den Riesenbaum. Nach dem Ersten Weltkrieg etwa soll sich während des Sommers darunter ein grässlicher Gestank verbreitet haben. Doch erst, als das Laub fiel, wurde die Ursache offenbar: Oben in den Ästen hing die verwesene Leiche eines Erhängten.

Auch der Ginkgo neben dem Petrihäuschen im Brentanopark hat in seinem Leben so einiges „gesehen“ – zum Beispiel Johann Wolfgang von Goethe, der von dieser aus China stammenden Baumart so fasziniert war, dass er ihr in seinem Gedicht „Ginkgo biloba“ ein Denkmal setzte. Das um 1750 in Rödelheim gepflanzte, knapp 20 Meter hohe Prachtexemplar mit seinen vier Metern Stammumfang gilt als einer der ältesten Ginkgos Deutschlands. Jenseits des Wehrs, das hier den Lauf der Nidda regelt, erinnert ein Schild an einem weißen Häuschen im Stil eines antiken Tempels an den berühmten Besucher, der hier auch an Planungen für ein heute nicht mehr vorhandenes Landhaus beteiligt war: „Brentano'sches Gartenhaus / von Goethe gern besucht / war ein Mittelpunkt romantischer Geselligkeit“.

Der Fächerblatt-Methusalem ist nicht der einzige historische Baum im Brentanopark. Auch ein um 1850 gepflanzter Amerikanischer Tulpenbaum gehört dazu – die Nummer 252 im Baumkataster des Grünflächenamts. Über diese öffentliche Onlineplattform können Standort und Daten von gut 230.000 Bäumen auf städtischem Grund in Erfahrung gebracht werden. Daneben gibt es weitere digitale Plattformen, über die Bäume aufgelistet und verglichen werden, zum Beispiel „Monumental Trees“. Dabei handelt es sich nach Auskunft des Grünflächenamts um ein

sicht über „Sehenswerte Gehölze“, die am Eingang des Parks ausliegt, über diese *Magnolia grandiflora*. Nur auf Platz zwei hat es bislang ein ebenfalls im Botanischen Garten beheimateter sommergrüner Nadelbaum geschafft: ein Urveltmammutbaum, von dem vor der Entdeckung seiner Art in einem Restbestand in China um 1940 nur fossile Fragmente bekannt waren. „Davor gab es solche Bäume nicht in Europa“, sagt Moos. So ist dieser Urveltmammutbaum, dessen Steckling um 1950 in die Erde kam, zwar relativ jung, doch sein Stamm hat schon jetzt einen Umfang von knapp sechs Metern.

Gemessen werde der Stammumfang eines Baumes immer 130 Zentimeter über dem Erdboden, „in Brusthöhe“, erklärt Moos. Damit habe man eine definierte Vergleichsgröße. Indem nicht der Durchmesser, sondern der Umfang eines Stammes bestimmt werde, ließen sich bei den Messungen auch Unebenheiten einbeziehen. Im nördlichen Teil des Botanischen Gartens können weitere Mammutbäume bestaunt werden: ein etwa 20 Meter hoher Küstenmammutbaum, der zwar erst ein knappes Fünftel seiner möglichen Maximalhöhe erreicht hat, aber doch bereits hessischer Rekordhalter ist, und ein Riesenmammutbaum, der 1949 in einer öffentlichen Zeremonie vom damaligen amerikanischen Hochkommissar John Jay McCloy gestiftet und gepflanzt worden sein soll.

Seit 2012 ist der sieben Hektar große Botanische Garten mit seiner artenreichen Gehölzsammlung Teil des Palmengartens. Zu den Veteranen, die bereits 1868 die Gründung dieses Bürgerparks miterlebt haben, gehört eine monumentale Säuleneiche mit dem schönen lateinischen Namen *Quercus robur* 'Fastigiata'. Der vermutlich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gepflanzte, 35 Meter hohe Baum in der Nähe des Kleinen Weihers östlich vom Palmenhaus verdankt seine Form einer Mutation: Seine Äste wachsen nicht wie bei der normalen Stieleiche waagrecht, sondern straff aufrecht. Der auch Pyramideneiche genannte Gigant hat sogar einen Stammumfang: Seine „Mutter“ ist die mehr als 570 Jahre alte „Schöne Eiche von Babenhäusen“ im Landkreis Darmstadt-Dieburg, deren „Kinder“ über ganz Mitteleuropa verstreut wachsen – sogar im Schlosspark von Versailles.

Wer im Palmengarten nah an den mächtigen Eichenstamm mit seiner rauen Borke herantritt und nach oben schaut, erblickt ein beeindruckendes Gewirr aus sich windenden, gen Himmel strebenden, scheinbar unendlichen Ästen. Auch die 1820 gepflanzte Riesenplatane in der Bockenheimer Anlage gibt, vom Grunde ihres knapp sieben Meter im Umfang messenden Stammes aus betrachtet, ihre schwindelerregende Höhe nicht ohne Weiteres preis. Hier, direkt hinter dem Nebbienschen Gartenhaus, wird klar, was aus einer Platane werden kann, wenn sie nicht Jahr für Jahr beschnitten wird wie etwa ihre Artgenossen an der Eckenheimer Landstraße.

Vor zehn Jahren wurde die Stadt Frankfurt für ihre „Vorreiterrolle beim pflegerischen Umgang mit Bäumen sowie für das umfangreiche Baumkataster und ein Höhlenbaumkataster“ zur European City of the Trees gekürt. Im Höhlenbaumkataster sind rund 2500 Schlafräume etwa für Fledermäuse verzeichnet, damit sie bei der Baumpflege nicht versehentlich zerstört werden. „Dieser Titel“, heißt es aus dem städtischen Grünflächenamt, „ist für uns ein Ansporn, in der Pflege der Stadtbäume nicht nachzulassen, sodass Frankfurt auch in Zukunft eine „grüne Stadt“ ist.“

„Alt wie ein Baum möchte ich werden, genau wie der Dichter es beschreibt.“ Zu denen, die es beschrieben haben, gehört Rainer Maria Rilke: „Ich lebe mein Leben in wachsenden Ringen, / die sich über die Dinge ziehn. / Ich werde den letzten vielleicht nicht vollbringen, / aber versuchen will ich ihn.“

Mit Kunst zu mehr Selbstsicherheit

Psychisch Erkrankte leiden immer noch unter vielen Vorurteilen. Ein Kunst-Workshop soll die Gemeinschaft zwischen Jugendlichen mit und ohne Diagnosen stärken. Doch noch läuft das Projekt nicht optimal.

Von Johanna Schwanitz

Das Kunsttherapie wirksam sei, dafür gebe es zwar keine empirischen Belege, sagt Andreas Chiochetti vom Frankfurter Verein zur Unterstützung von psychisch kranken Kindern und Jugendlichen. „Aber Kunst funktioniert durchaus als Vermittler in der Therapie.“ Das wollen sich die Initiatoren des Workshops „Ich bin ein Teil des großen Ganzen“, eines Kurses speziell für Jugendliche mit psychischen Erkrankungen, zunutze machen.

Während des zweitägigen Workshops im Museum Angewandte Kunst sollen die Teilnehmer handwerkliche Tätigkeiten wie Basteln oder Zeichnen kennenlernen und durch „die künstlerische Tätigkeit das eigene Handeln als wertvoll erleben“. Selbstwirksamkeit sei das entscheidende Stichwort, sagt Chiochetti. Am Ende eines Tages entstehe aus den Einzelkunstwerken der Jugendlichen

Die zwölf Jahre alte Chiara ist eine von 14 Teilnehmern in dieser Workshop-Runde in den Sommerferien, auf die im August eine weitere folgen soll. Chiara liebt Zeichnen und hat Spaß am Projekt, wie sie sagt. „Man kann die eigene Kreativität ausleben, aber eben unter Auflagen.“ Denn ganz frei in ihren Zeichnungen sind die Jugendlichen nicht. Immer wieder stellen die Kunstvermittlerinnen, die die Teilnehmer betreuen, ihnen die Aufgabe, ein bestimmtes Objekt nachzuzeichnen. Das es dabei auch immer wieder theoretisch wird, stört die meisten Teenager. Der 14 Jahre alte Sasori etwa langweilt sich, obwohl er eigentlich Spaß am Zeichnen hat.

Ähnlich geht es Franz. Sie sei sich nicht sicher, ob ihr das Projekt gefalle. Es sei immer wieder „sehr trocken“, zeitweise ziehe es sich sehr, ohne dass etwas „Aufregendes“ passiere. Da viele der teilnehmenden Jugendlichen eine schwere Aufmerksamkeitsdefizitstörung (ADS) haben, sei nach besonders trockenen Aufgaben die Stimmung unter den Teilnehmern entsprechend schlecht. „Dabei ist es eigentlich eine schöne Idee, Jugendliche so an Kunst heranzuführen“, findet die Sechzehnjährige.

Während der zwei Projektstage werden die Diagnosen der Jugendlichen, die von ADS über Essstörungen bis zu Sozialstörungen reichen, nicht thematisiert. Das sei sehr wichtig, erklärt Chiochetti. So werde das eigene Erleben der Diagnose aufgelöst. Nach dem Workshop arbeiteten die Teilnehmer gemeinsam mit ihrem Therapeuten das Projekt auf. Das erlebte kreative Arbeiten könne dabei die Selbstsicherheit stärken, erklärt Chiochetti.

Eigentlich sollten in diesem Jahr auch Teenager ohne Diagnosen teilnehmen. Die Initiatoren des Projekts wollten damit für Aufklärung sorgen und Inklusion fördern. „Wir haben aber nur wenig Resonanz dazu bekommen“, sagt Lang und versteht nicht recht, warum. Er vermutet, dass noch immer viele Vorurteile über psychische Erkrankungen in der Gesellschaft verankert seien. „Man will nicht ‚damit‘ gesehen werden“, sagt er. Die 14 derzeitigen Teilnehmer seien über den Verein zur Unterstützung von psychisch kranken Kindern und Jugendlichen zum Workshop gekommen.

Auf die Kritik der Jugendlichen reagiert Annette Lang entspannt. „Für uns ist das auch ein Learning, was wir künftig vielleicht anders machen wollen – und müssen.“ Trotzdem bemerke sie, dass sich die Jugendlichen sehr öffnen und konzentriert arbeiteten. Lang und Chiochetti hoffen, künftig mehr Jugendliche für den Workshop begeistern zu können. Immer auch mit der Hoffnung, mit Vorurteilen aufzuräumen.



Mittagspause im Bankenviertel: So sieht jetzt der Einheitslook aus.

Foto Jasper Hill

Die neue Uniform der Banker

Worte sind nicht nötig. Das morgendliche Outfit zeigt ihr, was bei ihrem im Finanzwesen tätigen Partner auf dem Terminkalender steht. „Ah, du hast heute ein Meeting“, schlussfolgert sie, wenn er mit Anzughose und Lederschuhen am Küchentresen lehnt. Es müsse etwas Offizielles sein, erläutert sie. Denn nur dann trägt der Banker Mitte dreißig noch einen Anzug. Krawatten kennt sie gar nicht an ihm, jedenfalls nicht, wenn er ins Büro geht. Und was trägt der Banker an den Tagen ohne Meetings? Das zeigen die drei Männer im Frankfurter Bankenviertel, die F.A.Z.-Fotograf Jasper Hill bei einer seiner ersten Touren durch die Frankfurter Innenstadt in diesem Sommer entdeckt hat. In diesem Fall tragen alle drei das klassische weiße Hemd, eine Chino – eine leger geschnittene Hose aus Baumwollstoff – und Sneaker. Das ist die

neue Uniform der Banker in den Sommerwochen. In der Regel gehört noch die Sonnenbrille dazu. Über den Weg des Turnschuhs vom Bolzplatz in die Chefetagen ist schon viel geschrieben worden. Er sei eben sehr funktional, hat kürzlich Alina Fuchte wissen lassen, die eine Ausstellung mit dem Titel „Sneaker“ im NRW-Forum in Düsseldorf kuratiert hatte. Für den einen oder anderen habe der weiße Turnschuh vielleicht noch etwas Rebellion, etwa dann, wenn er zum Anzug getragen werde. Doch genau das sieht man nicht im Frankfurter Bankenviertel. „Sneaker ist auch nicht gleich Sneaker“, warnt die Frau des Bankers. Natürlich müsse er weiß sein, dieser Schuh für den Büroalltag. Maßgeblich sei aber nicht, dass es ein teures Modell sei. Es brauche „sehr viel Fingerspitzengefühl“, um herauszufinden, dass man sich

nicht zu locker, zu „casual“, wie es neudeutsch heißt, kleide. Denn sonst werde man schräg angesehen, heißt es. Es gibt also genaue, aber nicht festgeschriebene Bekleidungsregeln, die einzuhalten sind. Das bedeutet auch, dass das weiße Hemd maximal gegen eine hellblaue Ausgetauscht werden kann. Dafür ist es offenbar möglich, die Chino nicht nur in blau oder grün zu tragen. Sie kann, so heißt es, sogar durch eine Jeans ersetzt werden – aber die muss im Stil passen. Wer das Frankfurter Bankenviertel noch aus Zeiten kennt, als zu Mittag Heerscharen von Anzugträgern in Nuancen von Grau auf dem Opernplatz und in der Freßgass' zu sehen waren – die Frauen im gleichfarbigen Kostüm mit Bleistiftrock –, der staunt nicht schlecht über den Siegeszug, der dem weißen Turnschuh in den vergangenen Jahren gelungen ist. mch.

Staatsanwaltschaft stellt Ermittlungen ein

Keine Anhaltspunkte für Mord an ehemaligem Eintracht-Präsidenten Heller

Die Staatsanwaltschaft Erfurt hat die Ermittlungen zum Tod des ehemaligen Eintracht-Präsidenten Rolf Heller eingestellt. Gegen die beiden Beschuldigten, gegen die die Behörde fast zwei Jahre lang ermittelt hatte, besteht demnach kein hinreichender Tatverdacht mehr. Zuerst berichtete die Hessenschau.

Nach Informationen der F.A.Z. handelt es sich bei den Beschuldigten zum einen um Hellers letzte Ehefrau. Die andere Beschuldigte soll der Hessenschau zufolge deren Tochter sein. Sie seien in der Nacht, in der der Neunundsiebzig-

jährige starb, im Krankenzimmer gewesen. Außerdem sei kurz vor Hellers Tod ein neues Testament erstellt worden. Der Verdacht auf ein Tötungsdelikt sowie Urkundenfälschung habe sich nicht erhärten lassen. Der Rechtsanwalt von Hellers Witwe hatte nach Bekanntwerden des Verdachts gesagt, seine Mandantin habe ihren Mann über alles geliebt und ihn nicht umgebracht.

Heller war im Oktober 2022 gestorben. Der Verdacht, dass er getötet worden sein könnte, war etwa eine Woche später aufgekommen, als Angehörige

sich bei der Polizei gemeldet hatten. Daraufhin wurde die geplante Feuerbestattung gestoppt und eine Obduktion angeordnet, die nach damaliger Auskunft der Staatsanwaltschaft Hinweise auf ein mögliches Fremdverschulden brachte. Im Verlauf des Ermittlungsverfahrens gab es unter anderem Durchsuchungen und eine Reihe von Gutachten. Weil Heller zuletzt in Weimar lebte, war die Erfurter Staatsanwaltschaft für den Fall zuständig. Sie war am Montagmittag nicht mehr für die F.A.Z. zu erreichen. elzo.

Passausgabe statt Geldautomat

Im Bürgeramt Höchst kann man nun den neuen Personalausweis oder Reisepass auch außerhalb der Öffnungszeiten abholen. Seit Anfang der Woche gibt es eine Dokumentenausgabebox. Zwischen 5 und 24 Uhr lässt sich das fertige Ausweispapier wie bei einer Paketstation mitnehmen. Dazu bedarf es eines Mobiltelefons, dessen Nummer mit dem Antrag für das Dokument hinterlassen wird. Zum Abholen wird eine SMS mit einem PIN-Code versandt. Die erste Ausgabebox ist vor Kurzem im Zentralen Bürgeramt an der Zeil aufgestellt und nach Angaben von Stadträtin Eileen O'Sullivan (Volt) gut angenommen worden. Sie und diejenige in Höchst gehörten mit jeweils 608 Ausgabefächern zu den größten in Deutschland. Das Bürgeramt Höchst sei in einem ehemaligen Bankgebäude untergebracht und habe damit ideale Voraussetzungen geboten. Die Dokumentenausgabebox sei dort installiert worden, wo früher ein Geldautomat gestanden habe. ibe.

„Geisterrad“ in Bockenheim

Eine Gedenkfahrt erinnert am Mittwochabend an einen 41 Jahre alten Radfahrer, der am 9. Juni im Stadtteil Bockenheim beim Zusammenstoß mit einem Auto ums Leben gekommen ist. Die Fahrt beginnt um 18 Uhr an der Alten Oper und führt zur Unfallstelle, der Kreuzung von Ludwig-Landmann-Straße und Rödelheimer Landstraße. Dort wird ein sogenanntes Ghostbike aufgestellt. Diese weißen „Geisterräder“ stehen inzwischen an 19 Stellen in Frankfurt, an denen Radfahrer im Straßenverkehr getötet worden sind. Die privat organisierte und schweigend absolvierte Gedenkfahrt wird von Organisationen wie dem ADFC, dem Radentscheid Frankfurt, Greenpeace, der VCD-Regionalgruppe und Eintracht Frankfurt Triathlon-Radsport unterstützt. Die bevorzugt weiß gekleideten Teilnehmer wollen den Angehörigen ihr Mitgefühl ausdrücken. ibe.

RHEIN-MAIN

Leben in Frankfurt und in Hessen

VERANTWORTLICHE RESSORTLEITER: Manfred Köhler und Jacqueline Vogt; Marie Lisa Kehler (stv.)

Peter Badenhop (Koordination Newsroom), Matthias Trautsch (Koordination Reportage); Bernhard Biener, Ralf Euler, Monika Ganster, Mechthild Harting, Katharina Iskandar, Alexander Jürgs, Ingrid Karb, Anna-Sophia Lang, Daniel Meuren, Günter Murr, Martin Ochmann, Jan Schiefelhövel, Rainer Schulze, Johanna Schwanitz, Dieter Schwöbel, Timming Ting, Elena Zompi, Sascha Zoske.

KULTUR: Eva-Maria Magel (Koordination); Dr. Florian Balke, Katharina Deschka, Sonja Esmailzadeh, Guido Holze.

WIRTSCHAFT: Daniel Schleidt (Koordination); Patricia Andreae, Dominik Großpietsch, Petra Kirchhoff, Barbara Schäder.

KORRESPONDENTEN: Oliver Bock, Andrea Diener, Dr. Florentine Fritzen, Hanns Mattes, Jochen Remmert, Markus Schug, Thorsten Winter.

LANDESPOLITIK: Dr. Ewald Hetrot.

ONLINE: Inga Janovic (Koordination Internet); Alexandra Dehe, Xenia Reinfels, Christian Riethmüller.

RHEIN-MAIN-SPORT: Der Rhein-Main-Sport wird redigiert von der Sportredaktion der Frankfurter Allgemeinen Zeitung; verantwortl. An: No Hecker; Ralf Weitbrecht.

ANSCHRIFT FÜR DEN VERLAG UND REDAKTION:

Postanschrift: 60267 Frankfurt am Main Hausanschrift: Pariser Straße 1, 60486 Frankfurt am Main, Telefon (069) 7591-0, E-Mail-Redaktion: rhein-main@faz.de

VERANTWORTLICH FÜR ANZEIGEN: Achim Pflüger. RheinMainMedia GmbH, Waldstraße 226, 63071 Offenbach, Telefon (069) 7501-3336, Telefax (069) 7501-3337. E-Mail: service@rmm.de

Anzeigenpreise laut RMM-Preisliste Nr. 29, gültig vom 1. Januar 2024 an.



„Kunst als Schlüssel“: Andreas Chiochetti hofft, mehr Jugendliche für das Projekt zu begeistern. Foto Jasper Hill

ein großes gemeinsames Werk. Deshalb spiele es auch keine Rolle, ob jemand gut zeichnen könne. „Als Individuum verhilft man zu einem großen Gesamtwerk.“

Die Teenager sollen während des Projekts das Museum als nahbaren und lebendigen Raum erleben, sagt Annette Lang vom Frankfurter Kunstgewerbeverein, die die Idee für den Workshop hatte. Die wenigsten Jugendlichen seien vor dem Workshop schon einmal in einem Museum gewesen, ergänzt Chiochetti. „Wir leisten also auch einen kulturellen Beitrag.“ Initiiert wurde „Ich bin ein Teil des großen Ganzen“ vom Kunstgewerbeverein Frankfurt in Zusammenarbeit mit dem Arbeitskreis Inklusion, den Jungen Polytechnikern, der Polytechnischen Gesellschaft und dem Frankfurter Verein zur Unterstützung von psychisch kranken Kindern und Jugendlichen.



Wie gut kennen Sie die Olympischen Spiele?

Beweisen Sie Ihr Wissen im F.A.Z. News-Quiz und vergleichen Sie sich mit anderen Lesern!

Jetzt mitmachen unter: faz.net/olympia-quiz

„Wenn etwas koscher ist, dann ist es auch halal“

Wie bewahrt man Jugendliche vor Extremismus und Judenhass? Was lässt sich der Hetze auf Plattformen wie Tiktok entgegensetzen? Mit Workshops für Berufsschüler will das Jüdische Museum religiöse Toleranz vermitteln.

Von Alexander Jürgs

Die Stühle stehen im Kreis, 18 Schüler einer Frankfurter Berufsschule sitzen dort. Manche von ihnen tragen Basecap, andere Kopftuch, alle Sneaker. Auf dem Programm steht ein interreligiöser „Triolog“. Gesprochen werden soll über Gemeinsamkeiten und Unterschiede der drei abrahamitischen Religionen: Christentum, Judentum und Islam.

Veit Dinkelacker ist dafür ins Jüdische Museum in Frankfurt gekommen. Der evangelische Pfarrer leitet das Bibelhaus-Museum im Stadtteil Sachsenhausen. Türkân Kanbıçak ist in der Türkei geborene Muslimin. Sie war lange Berufsschullehrerin, seit 2013 ist sie in der Bildungsarbeit tätig, am Jüdischen Museum hat sie verschiedene Workshop-Formate entwickelt. Auch Jonathan Günther arbeitet am Jüdischen Museum, als Projektkoordinator für politische Bildung. „Ich bin Jude, aber ich esse auch gerne mal Bacon“, sagt er, als er sich vorstellt. „Mein Selbstverständnis ist jüdisch, auch wenn ich nicht in die Synagoge gehe.“

Die drei sprechen darüber, was ihnen ihre Religion bedeutet, was ihnen daran wichtig ist, welche Rolle sie im Alltag spielt. Veit Dinkelacker sagt, dass das Christentum für ihn keine Religion der Verbote sei, sondern eine Aufforderung zur Nächstenliebe. Türkân Kanbıçak betont, dass Religionen sich veränderten, dass sie sich der Zeit anpassen. Und Jonathan Günther lässt wissen, wie sehr es ihn ärgert, wenn seine Religion auf ein Klischeebild reduziert wird. „Juden, das sind für sehr viele meistens Männer im Anzug, mit schwarzem Hut auf dem Kopf und Schläfenlocken“, sagt er. „Die Ultra-orthodoxen sind aber nur eine Gruppe unter vielen im Judentum.“

„AntiAnti – Museum Goes School“ heißt das Programm, zu dem das interreligiöse Gespräch zählt. Seit 2017 bietet das Jüdische Museum die Workshops für Berufsschüler an, in denen sie religiöse Toleranz lernen sollen. Entstanden ist es, um der Radikalisierung von Jugendlichen etwas entgegenzusetzen.

Der Einfluss fundamentalistischer muslimischer Prediger auf junge Menschen war damals enorm. In den Innenstädten wurde der Koran verteilt, auf den Schulhöfen und auf Youtube machten Judenhass und islamistische Propaganda die Runde. Nicht wenige junge Männer reisten zu der Zeit ins Bürgerkriegsland Syrien und schlossen sich den Milizen des „Islamischen Staats“ an. Die islamistischen Terroristen und ihr „Kampf gegen den verhassten Westen“ faszinierten sie. Heute ist die Gefahr eine andere: Nun ist es der Krieg im Gazastreifen, der viele Jugendliche aufwühlt – und empfänglich macht für radikales Gedankengut.

Die Schüler, zwischen 16 und 20 Jahre alt, sind zu Beginn des „Triologs“ noch zurückhaltend. Bis sie ihre Fragen stellen, vergeht Zeit. Eine Schülerin mit Kopftuch macht den Anfang. Von Kanbıçak, die ihr Haar offen trägt, will sie wissen: „Ist das Kopftuchtragen im Islam nicht eigentlich Pflicht?“ Die Pädagogin widerspricht ihr. Zwar stehe im Koran, dass man bedecken müsse, was bedeckt werden soll, doch das bedeute nicht, dass man auch heute noch ein Kopftuch tragen müsse, um eine gläubige Muslimin zu sein.

„Das Haar ist nicht wichtig“, sagt Kanbıçak. Aber wenn man doch so denke, dann sollte man besser auch auf Parfüm und Schminke verzichten. „Man darf die religiösen Schriften nicht wortwörtlich nehmen“, meint die Pädagogin. Und sie warnt: „Passt auf mit diesen Tiktok-Predigern, die erzählen so viel dummes Zeug.“

Kanbıçak ist nicht die Einzige, die das soziale Netzwerk kritisch sieht. Falschinformationen und Propaganda von politischen wie religiösen Extremisten verbreiten sich auf der Plattform rasend schnell. Und die Nutzer geraten, weil der Tiktok-Algorithmus das befördert, in einen Tunnel: Sobald sie sich mit einem Thema intensiver beschäftigen, werden ihnen immer mehr und oft auch immer radikalere Inhalte dazu vorgeschlagen.

Intensiv mit dem Phänomen auseinandergesetzt haben sich auch die Pädagogen der Frankfurter Bildungsstätte Anne Frank. Im Frühjahr veröffentlichten sie dazu einen Report. Sie sprechen von einer regelrechten „Tiktok-Intifada“. Seit dem Angriff der Hamas auf Israel vom 7. Oktober und dem anschließenden Krieg im Nahen Osten könne man „eine Flut fragwürdiger, feindseliger, antisemitischer und offen demagogischer Inhalte“ in den sozialen Netzwerken beobachten – besonders ausgeprägt bei Tiktok. Die Relevanz des Netzwerks jedoch werde von Politik und Gesellschaft unterschätzt.

Da ist die Food-Bloggerin mit 25 Millionen Followern, die ein Video postet, in dem man sieht, wie sie nach dem Hamas-Massaker aus Freude über den Anschlag Süßigkeiten an Passanten verteilt. Da sind zahlreiche Postings, die behaupten, der 7. Oktober sei ein „Inside Job“ gewesen, nicht von der Hamas durchgeführt, sondern von der israelischen Regierung. Da sind die Beiträge, die Israels Armee als „neue Nazis“ und Gaza als „neues Auschwitz“ bezeichnen und damit den Holocaust relativieren. Die Europäische Union hat Tiktok wegen der Verbreitung von Falschmeldungen in Bezug zum 7. Oktober mittlerweile verbannt. Illegale Inhalte seien von der Plattform nicht rechtzeitig gelöscht worden, beklagte EU-Digitalkommissar Thierry Breton.

Julia Schmidt, die Lehrerin, die die Frankfurter Berufsschüler ins Jüdische Museum begleitet, sagt, dass Tiktok für ihre Schüler schon lange „die Informationsquelle Nummer eins“ sei. Zu unterscheiden, welche Inhalte dort seriös und welche gefälscht oder verzerrt dargestellt seien, falle vielen schwer.

„Die Desinformation verfängt“, meint auch Arwin Mahdavi Naraghi, der die „AntiAnti“-Workshops im Jüdischen Museum leitet. Er beobachtet seit der Corona-Pandemie, in der sich Jugendliche vermehrt in virtuelle Welten zurückgezogen haben, „einen Anstieg von Querfeindlichkeit, Rassismus, Antisemitismus“. Türkân Kanbıçak geht davon aus, dass die sozialen Netzwerke bei der Radikalisierung von jungen Menschen die zentrale Rolle spielen: „Was früher die Hinterhofmoscheen waren, sind heute die Tiktok-Prediger.“

Das dominierende Schwarz-Weiß-Denken, die Feindbilder in den Köpfen wollen die Pädagogen im Jüdischen Mu-

seum mit dem „AntiAnti“-Programm ins Wanken bringen. Deshalb stehen bei den Gesprächen, bei einer spielerischen Einheit mit religiösen Gegenständen und beim Rundgang durch die Ausstellungsräume die Gemeinsamkeiten von Islam, Judentum und Christentum im Mittelpunkt. Nicht was die Religionen trennt, sondern was sie verbindet, sollen die Schüler erfahren.

Gesprochen wird zum Beispiel über Abraham beziehungsweise Ibrahim, der in allen drei Religionen von großer Bedeutung ist. Oder darüber, wie sehr sich die Gebote in den Schriften der Glaubensgemeinschaften ähneln. Verbindendes gibt es aber auch in der Alltagspraxis. Pädagoge Naraghi nennt ein Beispiel: „Wenn etwas koscher ist, dann ist es auch halal.“

Schließlich besuchen die Berufsschüler den Workshop. Nicht nur im Museum kommen sie mit den Pädagogen zusammen, auch in den Schulen. Bei einem der Termine wird das Stadtviertel erkundet, in dem die jungen Menschen wohnen. Ihre Weltsicht zu hinterfragen, ihnen zu vermitteln, dass das Verhältnis zwischen den Religionen nicht durch Feindschaft bestimmt sein muss, ist mühselige, zeit- und kostenintensive Arbeit, die nur gelingt, wenn die Pädagogen es schaffen, ein Vertrauensverhältnis zu den Jugendlichen aufzubauen. Finanziert wird das „AntiAnti“-Projekt vom Hessischen Informations- und Kompetenzzentrum gegen Extremismus, einer Abteilung des Landesinnenministeriums. Zusätzliche Unterstützung kommt vom Immobilienkonzern Vonovia und der Stiftung Polytechnische Gesellschaft. Erreicht wird damit aber nur ein Bruchteil der Frankfurter Schüler.

Die Pädagogen der Bildungsstätte Anne Frank, die das Phänomen der „Tiktok-Intifada“ untersucht haben, empfehlen, sich in der politischen Bildung stärker auf die sozialen Netzwerke zu fokussieren. Dort, wo Schüler auf Hashtags und Falschinformationen treffen, müssten sie auf noch viel mehr Gegenstimmen treffen, die über „Fake News“ und Propaganda aufklären – in einer Sprache und Ästhetik, die junge Menschen anspricht. In der Gesellschaft müsste ein fundiertes Wissen über die in den sozialen Netzwerken lauenden Gefahren aufgebaut werden, die Medienbildung in der Schule viel mehr Raum einnehmen, „digitale Streetworker“ sollten eingesetzt werden.

Berufsschullehrerin Schmidt sagt, dass es für ihre Schüler aber auch wichtig sei, in der „realen Welt“ auf Pädagogen zu treffen, die selbst noch jung seien und mit ihnen „auf Augenhöhe kommunizieren“. Sie könnten es schaffen, die Schüler aus ihrer „Komfortzone“ heraus und von ihren Peer Groups weg zu locken, sie aus ihren Welten herauszureißen. In den „AntiAnti“-Workshops würden Vorurteile infrage gestellt und aufgebrochen. Schmidt ist sich sicher, dass davon „viele hängen bleibt“.

Auch der Pädagoge Naraghi, der die Workshops im Jüdischen Museum abhält, glaubt fest daran, dass seine Arbeit etwas bewegt. Er nimmt die Berufsschüler als „offen für Diskussionen“ wahr. „Da ist niemand, der ein endgültig gefestigtes Weltbild hat.“



Gemeinsamkeiten suchen:
Bei den Workshops des Projektes „AntiAnti – Museum goes School“ erfahren Berufsschüler, was Islam, Juden- und Christentum verbindet.
Foto Wonge Bergmann

FRANKFURTER DOMKONZERTE

PROGRAMM SEPTEMBER 2024

Freitag, 13. September, 20.00 Uhr
Orgeltrilogie I
Werke Stanford (Sonata celtica), Dubois (Messe de mariage) und Fauré
Andreas Boltz (Orgel), Frankfurt
Eintritt: 13 Euro (freie Platzwahl)

Freitag, 20. September, 20.00 Uhr
Orgeltrilogie II
Werke Bach, Liszt und Küchler-Blessing
Sebastian Küchler-Blessing (Orgel), Essen
Eintritt: 13 Euro (freie Platzwahl)

Freitag, 27. September, 20.00 Uhr
Orgeltrilogie III
Werke Schmidt, Bruckner und Schumann
Balthasar Baumgartner (Orgel), Osnabrück
Eintritt: 13 Euro (freie Platzwahl)

Änderungen vorbehalten!

www.frankfurtticket.de, Ticket-Hotline 069/134 04 00

Karten und Ermäßigungen eine Stunde vor Konzertbeginn an der Abendkasse
Frankfurter Domkonzerte e.V., www.domkonzerte.de



Besuchen Sie uns auch unter
www.domkonzerte.de

DOM
KONZERTE

Mit freundlicher Unterstützung unseres Medienpartners **Frankfurter Allgemeine**

In der Hochschule Darmstadt gibt es Überlegungen, den Campus in Dieburg aufzugeben. Grund dafür ist der Zustand der Gebäude, die aus den Sechzigerjahren stammen und unter Denkmalschutz stehen. Die Bauten sind stark sanierungsbedürftig, wie ein Sprecher der Hochschule sagte. Nach seinen Angaben wären Investitionen in Höhe von 150 Millionen Euro nötig. Die nach wie vor steigenden Baupreise dürften diesen Betrag in den nächsten Jahren weiter steigen lassen.

Deshalb plane die Hochschule langfristig, den Standort in Dieburg zu verlassen und stattdessen einen Neubau in Darmstadt zu errichten, nämlich auf einem Grundstück der Hochschule im Westen des Stadtgebiets östlich der Schöfferstraße. Dort stünden Bungalows, die abgerissen werden müssten. Ein Neubau mit mehreren Geschossen könne in etwa zwanzig Jahren bezogen werden.

Auf dem Campus in Dieburg bietet die Hochschule Darmstadt Studiengänge für Wirtschaft und Medien an, dort werden zum Beispiel Onlinejournalisten und Designer für künstliche Realität ausgebildet. Studiengänge beschäftigen sich etwa mit Energiewirtschaft oder Logistikmanagement. Die Gebäude auf dem Dieburger Campus wurden zum großen Teil vor mehr als fünfzig Jahren gebaut und im Jahr 1968 eröffnet. Damals gehörte der Campus noch nicht zur Hochschule Darmstadt, sondern war eine eigene Ausbildungsstätte, die Ingenieur-Akademie, in der die Bundespost ihren Nachwuchs für die Nachrichtentechnik ausbildete.

Nachdem die Post in den Neunzigerjahren privatisiert worden war, entschloss sich die Telekom als ihr Nachfolgeunternehmen, sich von dem Campus zu trennen, der daraufhin an die Hochschule Darmstadt ging. Die Bibliothek ist das einzige neuere Gebäude, sie stammt aus den Neunzigerjahren.

Schon bei einer Jubiläumsfeier zum Bestehen des Standorts seit fünfzig Jahren hatte der Kanzler der Hochschule, Norbert Reichert, im Jahr 2018 von einem „Sanierungsstau“ gesprochen. Vom Sprecher der Hochschule hieß es dieser Tage auf Nachfrage, der Campus sei eine „finanzielle Bürde“. Die Hochschule sei dort seit zwanzig Jahren beheimatet, und ein Umzug falle ihr nicht leicht. Ein Erhalt des Standorts sei zwar grundsätzlich denkbar, dann brauche die Hochschule aber Geld für eine umfassende Sanierung der Bauten, deren Dämmung und Energietechnik unzureichend seien. Man reche aber nicht mehr damit, ausreichende Mittel hierfür zu erhalten. Der Dieburger Campus sei ohnehin „überdimensioniert“, auf dem Gelände und in den Gebäuden stünden große Flächen zur Verfügung. Die Bundespost habe das Ensemble für ihre Ingenieursausbildung vor gut fünf Jahrzehnten „luxuriös geplant“.

Deshalb sehe die langfristige Planung der Hochschule für die Nutzung ihrer Grundstücke vor, die Dieburger Studiengänge in dem Neubau in Darmstadt in der Nähe des Hochhauses der Hochschule



Abreißen geht nicht: Die Gebäude auf dem Campus Dieburg sind denkmalgeschützt.

Foto Ben Kilb

Keine Zukunft für Campus Dieburg

DARMSTADT Die Bauten am Hochschulstandort in Dieburg stammen aus den Sechzigerjahren. Eine Sanierung würde 150 Millionen Euro kosten. Deshalb will die Hochschule Darmstadt ihren Mediacampus aufgeben.

Von Jan Schiefenhövel

unterzubringen. Das sei in wirtschaftlicher Hinsicht das „beste Szenario“ und bringe Synergieeffekte für den Lehr- und Forschungsbetrieb. Ein Neubau sei energieeffizienter und nachhaltiger als die Sanierung der Altbauten. Weil es bis zu einem Umzug zwei Jahrzehnte dauern werde, solle in die Gebäude noch das Nötige für die Instandhaltung investiert werden.

Ohnehin sei vorgesehen, dass der Fachbereich Wirtschaft Anfang des nächsten

Jahrzehnts von Dieburg nach Darmstadt umziehe. Dann sei dieses Fach nicht mehr auf zwei Standorte aufgeteilt, und das Gelände in Dieburg werde zum reinen Mediacampus mit modernen Laboren. Die überdimensionierte Mensa werde umgestaltet, um sie zum Teil für den Lehrbetrieb zu nutzen.

Was auf dem frei werdenden Campus Dieburg entstehen könnte, ist offen. Weil die Anlage unter Denkmalschutz steht,

kann sie nicht abgerissen werden, und ein Käufer müsste die Bauten sanieren. Dazu ist die Hochschule nach eigenen Angaben im Gespräch mit dem hessischen Wissenschaftsministerium, der Stadt Dieburg und möglichen Investoren.

Der hessische Wissenschaftsminister Timon Gremmels (SPD) teilte mit, er wolle Studienangebote „im ländlichen Raum“ erhalten, nehme aber auch wahr, „vor welchen Herausforderungen der

Standort Dieburg steht“. Kritik an der geplanten Schließung kommt aus der SPD in Darmstadt und Südhessen. „Wir sehen die Probleme der Hochschule, insbesondere mit Blick auf den Denkmalschutz. Dennoch sind wir zuversichtlich, dass es für all das pragmatische Lösungen geben und eine Bestandsrenovierung möglich gemacht werden kann“, sagte die Vorsitzende der SPD im Landkreis, Heike Hofmann. Der Vorsitzende der Darmstädter SPD, der Landtagsabgeordnete Bijan Kaffenberger, sprach sich für den Erhalt des Campus aus. Der Standort in Dieburg spiele auch eine Rolle in der Debatte über das Wachstum der Stadt Darmstadt, er könne helfen, „Pendlerströme aus und nach Darmstadt zu entzerrn“.

Dagegen zeigte der CDU-Landtagsabgeordnete aus dem Altkreis Dieburg, Manfred Pentz, hessischer Minister für Bundes- und Europaangelegenheiten, Verständnis für die Überlegungen: „Tatsache ist, dass die Hochschulen eigenständig entscheiden können und bedauerlicherweise am Standort in Dieburg ein hoher Investitionsstau angewachsen ist.“ Pentz schlug vor, „gemeinsam zu besprechen, welche Entwicklungsmöglichkeiten für den Campus in Dieburg bestehen und wie man eine dauerhafte Schließung abwenden kann“.

AUF EIN WORT



Iyas Drews, 21 Jahre, Hochschule Rhein-Main Wiesbaden, 3. Semester Bachelor Architektur

Will das Stadtbild prägen

Was liegt an diese Woche? Diese Woche stehen die Abgabe und Präsentation unseres städtebaulichen Projekts in Nieder-Ramstadt an. Wir haben dort ein neues Wohnquartier entworfen. Damit ist das Semester dann auch offiziell abgeschlossen.

Was gefällt Ihnen an dem Fach, das Sie studieren?

Am Studiengang Architektur gefällt mir, dass man viel mit den Kommilitonen zusammenarbeitet. Am Fach an sich mag ich das Entwerfen von Gebäuden, die später einmal das Stadtbild prägen könnten.

Und was stört Sie?

Der Arbeitsaufwand ist wirklich groß. Außer am Wochenende komme ich jeden Tag an die Hochschule. Vormittags finden die Vorlesungen statt, und danach sitze ich oft noch bis zehn Uhr abends hier und arbeite an meinen Projekten. Das ist wahrscheinlich nicht der Standard, aber wenn man ein bisschen mehr für sein Studium machen will, muss man diese Zeit aufbringen.

Was wollten Sie Ihrer Hochschulpräsidentin schon immer mal sagen?

Eigentlich nichts wirklich.

Ihr Lieblingsort in der Hochschule?

Mein Lieblingsort ist unser Architekturstudio. Und natürlich die Mensa. Dort gibt es leckere Snacks und Getränke.

Und wohin gehen Sie auf keinen Fall, wenn Sie nicht müssen?

In die Bib gehe ich nicht so gerne.

Wo ist in der Hochschule der beste Ort zum Flirten?

Ich denke, in der Mensa.

Wie wohnen Sie?

Ich wohne in Wiesbaden bei meinen Eltern.

Wie finanzieren Sie Ihr Studium?

Ich habe einen Minijob im Einzelhandel. Damit entlaste ich meine Eltern und kann mich weitestgehend selbst finanzieren.

Wo gehen Sie abends am liebsten hin?

Nach einem langen Uni-Tag gehe ich am liebsten nach Hause. Manchmal auch gerne ins Fitnessstudio.

Was gefällt Ihnen an Wiesbaden, was nicht?

Was mir an Wiesbaden nicht so gefällt, ist, dass das Nachtleben ziemlich tot ist. Aber ich bin hier aufgewachsen und habe alle meine Freunde hier. Außerdem ist die Stadt nicht zu groß. Daher kann man eigentlich überall hinlaufen. In Kurpark und Nerotal kann man auch gut spazieren und abschalten.

Was wollen Sie nach dem Studium machen?

Wahrscheinlich mache ich nach dem Bachelor noch einen Master. Ich kann mir dafür auch gut vorstellen, mal aus Wiesbaden weg und in eine Großstadt zu gehen, weil ich hier schon mein ganzen Leben lang wohne. Die Unis in München, Aachen oder Berlin wären meine Favoriten.

Aufgezeichnet von Friederike Nottrott. Foto Marcus Kaufhold

Zwei unermüdliche Streiter für liberale Drogenpolitik

FRANKFURT Der Suchtforscher Heino Stöver geht in den Ruhestand – sein Nachfolger teilt seine Überzeugungen

Die Aufkleber auf Heino Stövers Bürotür sprechen eine klare Sprache. „Legalize it! Jetzt!“ steht auf einem Sticker mit Hanfblatt. „Heroin für alle, die es brauchen“, fordert der Bundesverband der Eltern und Angehörigen für akzeptierende Drogenarbeit. Noch direkter die Botschaft neben dem Foto eines Hinterteils: „Prohibition ist für'n Arsch.“

Das wäre wohl nicht unbedingt Stövers eigene Wortwahl, aber zum Inhalt steht der Suchtforscher ohne Wenn und Aber. Seit 15 Jahren kämpft er als Professor der Frankfurt University of Applied Sciences für eine liberale Drogenpolitik. Sein schmales, bis unter die Decke mit Büchern gefülltes Dienstzimmer teilt er sich nun für einige Monate mit dem Mann, der demnächst gänzlich seinen Platz einnehmen wird. Bernd Wersé, Mitbegründer des Centre for Drug Research an der Goethe-Universität, ist seit dem 1. Juni Direktor des Instituts für Suchtforschung der Frankfurt University. Er übernimmt auch die Professur für sozialwissenschaftliche Suchtforschung von Stöver, der im Frühjahr 2025 mit dem 69 Jahren emeritiert wird.

Ein passenderer Nachfolger als Wersé hätte sich für Stöver kaum finden lassen.

Die beiden kennen und duzen einander seit Jahren, sie teilen die gleichen Überzeugungen und haben in Projekten zusammengearbeitet. Beide werden als Wissenschaftler über ihre Hochschulen hinaus wahrgenommen und finden mit ihren Thesen auch in der Politik Gehör. Dank der Beförderung zum Professor ist der Wechsel von der Universität an die Hochschule für angewandte Wissenschaften für den 54 Jahre alten Wersé zudem mit einem Karrieresprung verbunden. Sein Kollege Stöver ist seinerzeit einen ähnlichen Weg gegangen: Er kam von der Universität Bremen an die damalige Fachhochschule, die inzwischen als Frankfurt University of Applied Sciences firmiert.

Stöver ist stolz auf die Leistungen des 1997 gegründeten Instituts für Suchtforschung, das während seiner Zeit als Direktor für mehr als 20 Forschungsprojekte gut 15 Millionen Euro Drittmittel eingeworben habe. Dazu gehörten ein EU-Projekt, das sich mit der Verhütung von Überdosis-Notfällen bei Haftentlassenen beschäftigte, sowie eine Studie zur Abgabe eines Medikaments gegen Opioid-Überdosen an Laien. Wersé wiederum bringt eigene Vorhaben mit, von denen sich Stöver viel verspricht – zum

Beispiel eine Studie zum Drogenkonsum in Schulen und eine Befragung der Drogenszene in Dortmund. Mit Wersé wechselt auch die Langzeitstudie „Monitoring-System Drogentrends“ an die Frankfurt University: In diesem Projekt werden Daten zum Konsum von Jugend-



Für Prävention statt Verboten: Heino Stöver (links) und Bernd Wersé. Fotos FUAS

lichen, in der Partyszene und in der harten Szene erhoben.

Als Stimme gegen die „Kriminalisierung“ von Rauschgiftgebrauch wird Stöver vermutlich auch dann nicht verstummen, wenn er seine Professur in Frankfurt niederlegt und wieder zu seiner Familie nach Bremen zieht. Die Freigabe von Cannabis

hat der Herausgeber des jährlich erscheinenden „Alternativen Drogen- und Suchtberichts“ seit Langem gefordert, und es ist wenig verwunderlich, dass ihm die nun in Kraft gesetzte Teillegalisierung nicht weit genug geht. „Als Tiger gesprungen, als Bettvorleger gelandet“, spottet er mit Blick auf das Gesetz der Ampelkoalition. Seiner Ansicht nach hätte man den Haschischverkauf in Fachgeschäften „mit strengen Auflagen“ sofort erlauben sollen. Dass weitere Schritte zur „Entkriminalisierung“ noch in dieser Legislaturperiode unternommen werden, glaubt Stöver nicht.

Die schweren Bedenken vieler Mediziner und Kriminalisten bringen Stöver nicht von seiner Überzeugung ab, dass die Legalisierung von Cannabis richtig sei. Er sieht seine Einschätzung durch Zahlen belegt und verweist auf Kanada, das einen guten Umgang mit dem Rauschmittel gefunden habe. Dort funktionieren allerdings auch die Aufklärung über die Gefahren der Droge besser als in Deutschland. Mit Wersé ist er sich einig, dass es wenig bringe, Polizisten oder ehemalige Abhängige in Schulen zu schicken, um vor den Folgen des Kiffens zu warnen. Sinnvoller wäre es aus Sicht der Forscher, wenn prominente Influencer den Jugendlichen vermitteln

würden, dass es bessere Wege zum Glück gebe als Drogenkonsum. Wersé fragt: „Was wäre zum Beispiel, wenn Jamal Musiala sagen würde, was ihm im Leben geholfen hat?“

Nicht Verbote, sondern Prävention und Schadensminimierung, neudeutsch „harm reduction“, sind nach Ansicht der Wissenschaftler die Schlüssel zu einer wirksamen Anti-Drogen-Politik. Diesen Ansatz verfolgt Stöver auch mit Blick auf das Rauchen: Wer vom Nikotin nicht lassen wollte, solle ermutigt werden, auf die weniger schädliche E-Zigarette umzusteigen. Dieselbe Strategie empfiehlt er bei Cannabis: „Tabakjoints sind ein No-Go“, stattdessen sollten Konsumenten lieber zu anderen Produkten wie Keksen oder Tee greifen.

Für sich selbst ist Stöver längst zu der Überzeugung gelangt, dass ein suchtmittelfreies Leben die bessere Wahl ist. Das Rauchen hat er vor Jahren aufgegeben. Er gibt zu, als Zwanzigjähriger mit seinem besten Freund Cannabis für den Eigengebrauch angebaut zu haben. „Als der Kumpel weg war, habe ich das Interesse daran verloren.“ Während einer Studienfahrt in die Niederlande steckten ihm Studenten einige Krümel Cannabis zu. Stöver hat sie weggeworfen. SASCHA ZOSKE

Frühwarnsystem für Naturgefahren

GIessen Vor Hitzewellen, Dürren, Überschwemmungen, Erdbeben und Waldbränden will die EU ihre Bürger künftig besser schützen. Hierfür entwickeln Forscher unter Federführung der Universität Gießen derzeit ein Frühwarnsystem. Es soll auf bestehenden regionalen und nationalen Infrastrukturen aufbauen und unter anderem Künstliche Intelligenz nutzen. Besonderes Augenmerk wird auf aktuelle und neu entstehende Hotspots für Extremereignisse, gefährdete Gebiete und Gemeinschaften gelegt.

Die Wissenschaftler haben für ihr Projekt Paare von Pilotstandorten in Europa



Foto: dpa

und Afrika ausgewählt. Dadurch sollen die länderübergreifende Zusammenarbeit gefördert, Diskrepanzen aufgedeckt und die Übertragbarkeit der Hilfsmittel demonstriert werden, die die Forscher entwickeln. Gearbeitet wird auch an neuartigen Finanzlösungen, um Risiken auf die Kapitalmärkte zu übertragen. Die EU fördert das Vorhaben über vier Jahre mit fünf Millionen Euro. zos.

Schimmelpilz statt Morphium?

MAINZ Ein Wirkstoff aus einem Schimmelpilz ist möglicherweise geeignet, Opiode auf lange Sicht als Schmerzmittel zu ersetzen. Zu diesem Schluss sind Biochemiker der Universität Mainz gekommen. Die Wissenschaftler um Roxana Damiescu und Thomas Eferth haben Substanzen aus einer Datenbank darauf getestet, ob sie ähnlich stark schmerzlindernd wirken könnten wie morphiumähnliche Verbindungen, dabei aber verträglicher sind. Opiode sind zwar medizinisch überaus wirksam, machen aber süchtig und können bei Überdosierung tödlich sein.

Die Forscher berechneten zuerst mithilfe des Supercomputers MOGON, ob die Moleküle aus der Datenbank an Opioidrezeptoren menschlicher Zellen binden können. Aussichtsreiche Kandidaten wurden im Labor darauf getestet, ob sie tatsächlich an die Rezeptoren andocken und dann auch eine biologische Reaktion auslösen. Außerdem untersuchten die Biochemiker, ob die Verbindungen schädlich für Nierenzellen sind.

Eine der Substanzen bestand den Angaben zufolge alle Prüfungen „mit Bravour“: Aquinazolol B aus dem Meerespilz *Aspergillus nidulans*. Damiescu sagt: „Unsere Untersuchungen deuten darauf hin, dass dieser Wirkstoff eine ähnliche Wirkung haben könnte wie Opiode, jedoch deutlich weniger Nebenwirkungen aufweist.“ zos.

Mikroplastik auch in Weinbergen

DARMSTADT Forscher der Universitäten Darmstadt und Trier haben nach eigenen Angaben erstmals Mikroplastik in Weinbergen nachgewiesen. Die Wissenschaftler analysierten Bodenproben aus den Anbaugebieten Mosel und Saar, sowohl von konventionell als auch von biologisch bewirtschafteten Flächen. Aus dem Material extrahierten und reinigten sie Mikroplastikpartikel von einer Größe bis zu 20 Mikrometer. Anschließend untersuchten sie die Teilchen mittels chemischer Verfahren und Infrarotspektroskopie.

Den Erkenntnissen zufolge hatte die Art der Bewirtschaftung keinen Einfluss auf die Menge des gefundenen Kunst-

stoffs. Allerdings war die Vielfalt der Polymere in biologisch bewirtschafteten Weinbergen deutlich geringer. Eine direkte Gefahr für den Anbau oder den Wein selbst sehen die Forscher nicht. Hauptquellen der Partikel seien vermutlich Plastikteile, die im Weinbau verwendet würden, wie etwa Netze zum Schutz vor Vögeln oder Klammern, mit denen die Rebstöcke befestigt würden. zos.



Foto: dpa

Das Ziel sind 100 Co-Working-Büros

Das Frankfurter Start-up Sleeves Up hat sich mit dem Dortmunder Unternehmen Work Inn zusammengeschlossen. Gemeinsam bilden die beiden Betreiber von Co-Working-Büros jetzt das nach ihren Angaben größte Netzwerk solcher Standorte in Deutschland. Derzeit umfasst es 44 Standorte, bis 2028 soll ihre Zahl auf 100 anwachsen, wie die Partner Ende vergangener Woche mitteilten.

Das sind beachtliche Expansionspläne für eine Branche, die in der Corona-Pandemie schwer zu kämpfen hatte. Sleeves Up benötigte 2020 ein Liquiditätsdarlehen des landeseigenen Förderinstituts Wibank, hinzu kam eine Kapitalspritze der Beteiligungs-Managementgesellschaft Hessen. Internationales Aufsehen erregte Ende 2023 die Insolvenz des weltweit aktiven Co-Working-Anbieters WeWork. Mittlerweile hat das US-Unternehmen seine Restrukturierung abgeschlossen. Im Rhein-Main-Gebiet betreibt WeWork derzeit noch einen Standort, an der Frankfurter Taunusanlage.

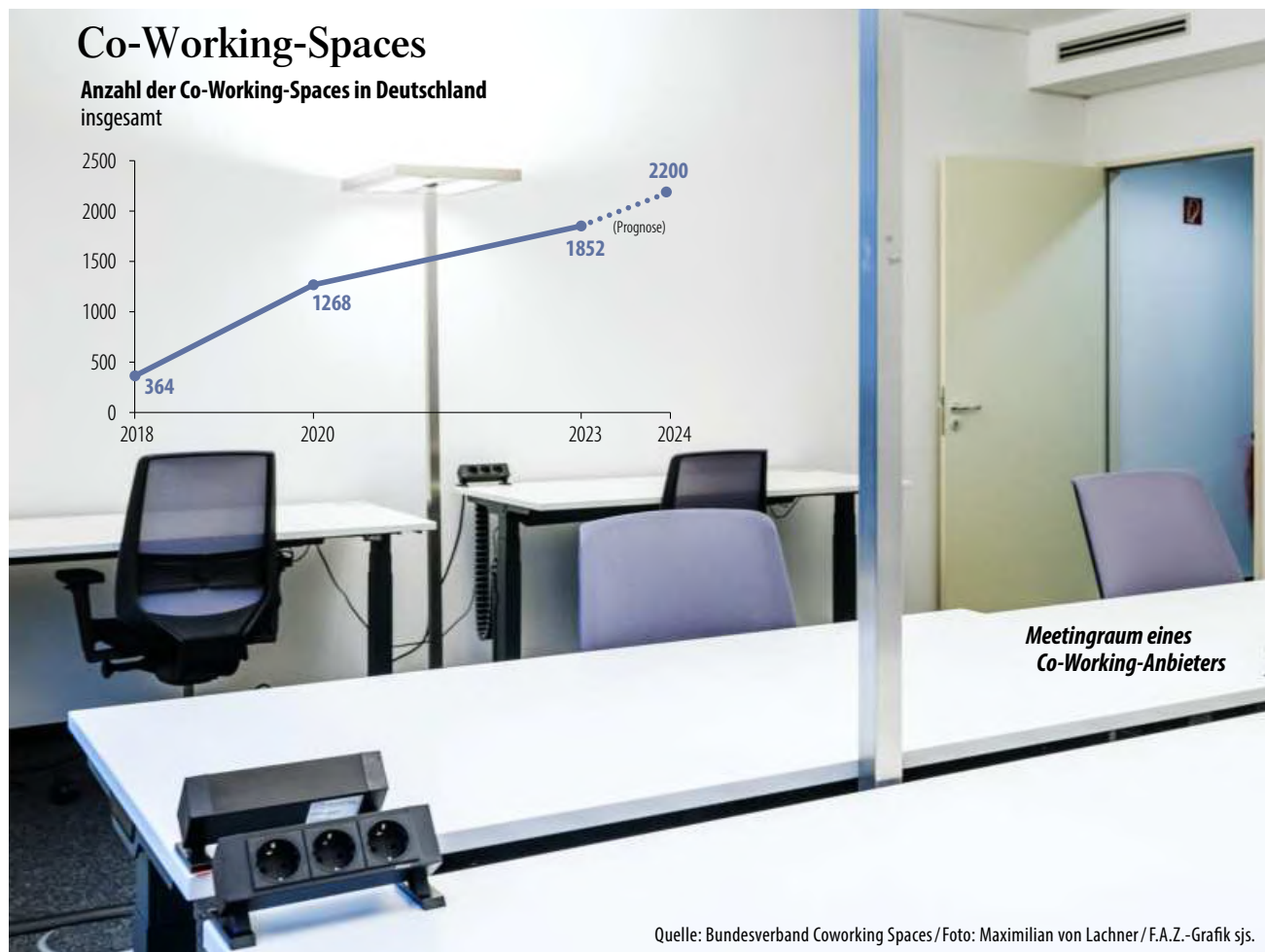
Wichtigstes Ziel der Fusion von Sleeves Up und Work Inn sei, größeren Unternehmen mit Mitarbeitern an vielen verschiedenen Standorten Co-Working-Räume anbieten zu können, erläuterte Sleeves-Up-Gründer Sebastian Schmidt in einer Videoschleife. Schon heute gebe es Unternehmenskunden, etwa aus der IT-Branche, die an verschiedenen Orten Co-Working-Büros nutzen, sagte Dörte Schabsky, Mitgründerin von Work Inn. Beratungsunternehmen, „die Kunden in ganz Deutschland betreuen“, seien ebenfalls oft an Co-Working-Angeboten an verschiedenen Standorten interessiert, ergänzte Schmidt. Aber auch in anderen Branchen gebe es solche Großkunden.

Zwar kooperiert Sleeves Up, das seinen Schwerpunkt in der Rhein-Main-Neckar-Region hat, schon länger mit Work Inn und bewirbt dessen Standorte im Ruhrgebiet auf der eigenen Website. Nun sollen aber zusätzlich die Buchungs- und Abrechnungsprozesse beider Unternehmen vereinheitlicht werden. Damit könnten Kunden mit Raumbedarf in verschiedenen Städten künftig „alles aus einer Hand haben“, sagte Schabsky.

Schon heute handelt es sich nach Schmidts Angaben bei zwei Drittel der Nutzer seiner Gemeinschaftsbüros um

FRANKFURT Zwei Anbieter aus Frankfurt und Dortmund schließen sich zum größten Netzwerk in Deutschland zusammen.

Von Barbara Schäder



Mitarbeiter von Unternehmen, die Schreibtische oder gleich ganze Büro- und Konferenzräume für ihre Angestellten buchen. Nur ein Drittel seien Einzelnutzer.

Seit der Entstehung der ersten Co-Working-Spaces um die Jahrtausendwende hat sich damit einiges geändert. Die ersten Angebote dieser Art richteten sich zumeist an Selbstständige, die nicht immer allein zu Hause arbeiten und durch das Teilen bei-

spielsweise der Kosten für Internet- und Telefonanschluss Geld sparen wollten. Der einzige Unterschied zur guten alten Bürogemeinschaft bestand zunächst darin, dass sich nur eine Partei um die Anmietung von Räumen und Infrastruktur kümmerte und diese den anderen gegen eine Nutzungsgebühr zur Verfügung stellte. Die Vergleichsplattform Coworkingguide nennt als frühes Beispiel das 42 West 24 in New York.

Dort habe von 1999 an ein Software-Unternehmen freien Mitarbeitern und Start-ups flexibel buchbare Schreibtische angeboten – inzwischen ist das Büro laut Onlineauftritt geschlossen.

Während der Corona-Pandemie wurde das Zusammenkommen mit ständig wechselnden Schreibtischnachbarn auf engem Raum ein Problem. Trotzdem ist die Zahl der Co-Working-Spaces hierzulande seit

2020 um mehr als 40 Prozent auf mehr als 1800 gestiegen, wie es auf der Website des Bundesverbandes Coworking heißt. Bis Ende dieses Jahres erwartet der Verband einen weiteren Anstieg auf rund 2200 Co-Working-Büros.

Ein Grund für das Wachstum könnte sein, dass mobiles Arbeiten während der Pandemie in vielen Berufen Normalität geworden ist und einige Arbeitgeber ihre eigenen Büroflächen reduziert haben. Gerade für Pendler, die nicht täglich weit fahren, aber auch nicht immer daheim arbeiten wollten, könnten dezentrale Co-Working-Räume eine attraktive Lösung sein, schreibt der Verband.

Dazu passt, dass zunehmend Standorte außerhalb von Großstädten entstehen. Sleeves Up beispielsweise ist im Rhein-Main-Gebiet nicht nur in Frankfurt, Darmstadt, Offenbach, Gießen und Marburg präsent, sondern auch in Aschaffenburg, Bad Homburg, Oberursel, Dreieich, Kronberg, Lich und Rüsselsheim. Innerhalb von Frankfurt wiederum setze man auf Standorte an den großen Einfallsstraßen, sagt Schmidt. Zusammen mit Work Inn hat sein Unternehmen nun eine Dachgesellschaft gegründet, die United Work-space GmbH mit Sitz in Dortmund, an der beide Partner jeweils 35 Prozent der Anteile halten. Die restlichen 30 Prozent liegen bei der TRM Beteiligungsgesellschaft, die schon seit 2021 an Work Inn beteiligt ist.

Außer einem größeren Netzwerk streben die Partner auch Synergien an: „Bisher ruhen in unseren beiden Familienunternehmen jeweils sehr viele Aufgaben auf wenigen Schultern“, sagte der 36 Jahre alte Wirtschaftswissenschaftler Schmidt, der sich die Geschäftsführung von Sleeves Up mit dem fünf Jahre jüngeren Informatiker Sebastian Fuss teilt. Künftig könne man die Management-Aufgaben besser verteilen, sodass jeder seine Stärken ausspielen könne. Die rund 60 Mitarbeiter beider Unternehmen wolle man halten: „Wir brauchen sie alle, weil wir ja weiter expandieren wollen“, sagte Schabsky. Die 41 Jahre alte Dortmunderin hat Work Inn 2013 zusammen mit ihrem Mann Tim gegründet, nachdem die beiden das Konzept bei einem Studienaufenthalt in London kennengelernt hatten. Tim Schabsky war vorher Banker, seine Frau hatte ein Referendariat in einer Schule absolviert.

Games-Areal auf der Buchmesse

FRANKFURT Die Frankfurter Buchmesse will Verlage und Computer-Spiel-Produzenten zusammenbringen und plant im Oktober 2024 erstmals ein Games-Areal. Für seine Verwirklichung arbeitet sie mit der Kinderbuchmesse in Bologna zusammen. Ein Games Business Center soll an beiden Orten Begegnungen zwischen Fachbesuchern ermöglichen und den crossmedialen Rechtehandel fördern.

Das Motto „A book is a film is a game“ pflege man in Frankfurt schon seit Jahren, äußerte Buchmessendirektor Juergen Boos: „Mit dem neuen Games-Areal treiben wir unser Geschäft der grenzübergreifenden Adaptionen weiter voran.“ Die Kooperation mit Bologna bietet der internationalen Buchbranche zweimal jährlich den „lukrativen Austausch“ mit der Kreativwirtschaft.

Um die Wertschöpfung mithilfe des „Contents“ erfolgreicher Bücher hat sich die Frankfurter Buchmesse in den vergangenen zwei Jahrzehnten zunehmend intensiv gekümmert. Formate wie „Story Drive“ und „Frankfurt Sparks“ zählten ebenso zu diesen Bemühungen wie die Kooperationsveranstaltung „Books at Berlinale“. Erfolgreich waren solche Versuche eher auf dem Gebiet des Films. Schon früh aber zielten sie auch auf die Games-Branche, deren nachhaltige Anbindung jedoch misslang.

Welche Anziehungskraft das gemeinsame Vorgehen mit Bologna entfalten wird, bleibt abzuwarten. Mit der größten Fachmesse der internationalen Buchbranche und der bedeutendsten Bücherschau für den Teilmarkt der Bilderbücher, Kinderbücher und Jugendbücher handeln immerhin zwei Schwergewichte gemeinsam. In Frankfurt zählte man bei rund 4000 Ausstellern zuletzt 215.000 Besucher, in Bologna gut 1500 Aussteller und 31.000 Besucher. Über Standort und Größe der jeweiligen Areale wurden noch keine Angaben gemacht. Aussteller, die an beiden Messen teilnehmen, erhalten 20 Prozent Rabatt.

Warum Wiesbaden seinen Gründerpreis wieder aufleben lässt

WIESBADEN Künftig alle zwei Jahre / Verständnis für Preis-Pause in Frankfurt

Die Nachricht hatte in Politik und Wirtschaft für viel Aufbruch gesorgt: Der Frankfurter Gründerpreis, der seit mehr als zwei Jahrzehnten von der städtischen Wirtschaftsförderung ausgelobt wird, fällt in diesem Jahr aus. Wirtschaftsdezernentin Stefanie Wüst (FDP) hatte die Pause mit fehlenden Mitteln und veralteten Strukturen begründet. Während der einjährigen Pause solle der Preis, für den es in den vergangenen Jahren regelmäßig nicht mehr als 25 Bewerbungen gab, reformiert und somit zukunftsfähiger aufgestellt werden.

Vor diesem Hintergrund lässt aufhorchen, dass die Stadt Wiesbaden in diesem Jahr ihren Gründerpreis, den sie zuletzt vor zehn Jahren verliehen hatte, wieder aufleben lässt. Mit dem

sogenannten Start-Award wird dort nun wieder eine Auszeichnung für Selbstständige in verschiedenen Kategorien ausgelobt, für die Region Wiesbaden, die auch den Rheingau-Taunus-Kreis mit einschließt. Der Wiesbadener Gründerpreis soll fortan alle zwei Jahre ausgelobt werden. So habe man Zeit zum „Nachjustieren und Reflektieren“, sagt Klaus Bernsau zur Begründung des Turnus.

Bernsau leitet an der Hochschule Rhein-Main in Wiesbaden das Projekt Start-up-Labs zur Unterstützung innovativer Gründungsideen und saß mit in der Arbeitsgruppe für den neuen Gründerpreis. Er habe Verständnis dafür, dass die Frankfurter Wirtschaftsförderer eine seit 2001 in gleicher Form vergebene Gründerauszeichnung

auf den Prüfstand stellen, sagt Bernsau mit Blick auf die Situation in der Nachbarstadt.

Häme sei fehl am Platz. „Denn irgendwann muss man auch mal schauen, ob der Preis noch das bewegt, was er bewegen soll.“ Die Dotierung sei dabei zweitrangig, eher seien die Preise als Qualitätsnachweis entscheidend, sagt Bernsau, der langjährige Erfahrung als Berater für Marketing, Kommunikation, Digitalisierung und Innovation hat.

Eine Überprüfung im laufenden Betrieb sei schwierig, pflichtet Lilia Donhauser bei, die sich als Start-up-Beraterin bei der Nassauischen Sparkasse schon lange mit der Gründerlandschaft in der Stadt beschäftigt und ebenfalls mit in der Arbeitsgruppe saß. Der Preis, wie es ihn bis 2014 gab, sei „irgendwann auch sehr nischenlastig geworden“, stellt die Firmenberaterin der Sparkasse fest. „Die Frage war: Wie können wir noch andere Leute anziehen und auch die auf ein Podest heben.“ Um das zu erreichen, sei eine komplette Neuaufgabe nötig geworden.

Die Herangehensweise an die Unternehmensgründung hat sich laut Donhauser in den vergangenen Jahren verändert. „Viele sind offener geworden. Man spricht mehr über die Probleme, heute ist mehr Dynamik drin.“ Daher seien Angebote wie zum Beispiel das sogenannte Gründerfrühstück im Wiesbadener Innovationszentrum Heimathafen für den Austausch und die Vernetzung wichtig, ebenso Veranstaltungen rund um einen Gründerpreis. Um den Bewerbungsaufwand so gering wie möglich zu halten und junge Unternehmer nicht abzuschrecken, wurden die Hürden für den Wiesbadener Start-Award laut Bernsau bewusst niedrig gehalten. Auch ein kleines Geschäft müsse eine Chance haben, sagt der Marketing-Fachmann.

Vergeben werden Preise in der Hauptkategorie „Gründung in Wiesbaden“ sowie in der Nebenkategorie „Ready to Go“. Zusätzlich wird es einen Sonderpreis „Impact“ für die Gründung mit der größten positiven Wirkung für die Gesellschaft geben. Die Preise sind mit bis zu 10.000 Euro dotiert – so viel gibt es im ersten Hauptkategorie-Rang –, für den zweiten und dritten Platz gibt es 7500 und 5000 Euro. Für die Gründungsideen aus den Hochschulen liegen 1500, 1000 beziehungsweise 500 Euro bereit. Bewerbungsschluss ist der 30. September. Alle Informationen zum Preis stehen auf der Internetseite der Stadt Wiesbaden: www.wiesbaden.de. dgr.



Gründer-Versteher: Klaus Bernsau leitet an der Hochschule Rhein-Main das Projekt Start-up-Labs und hat den Start-Award mit entwickelt. Foto Samira Schulz

GOLDANKAUF

DIREKT BEI FACHLEUTEN – EHRliche BERATUNG

Bad Soden a. Ts., Zum Quellenpark 10 A

Wir kaufen Ihr Zahngold

- Mit Zähnen
- Ungereinigt
- Mit Prothesen

Es spielt dabei keine Rolle, ob Ihr Zahngold sauber oder verunreinigt ist, mit oder ohne Zähne oder auch mit Anhaftungen wie Keramik und Metall.

Sie werden staunen, wie viel Ihre alten Goldkronen wert sind.

Haben Sie noch alte SCHÄTZE zuhause?

Jetzt von hohen Kursen profitieren!

WIR KAUFEN ZU HOHEN PREISEN AN



Silberbesteck

- Silberbesteck (800er, 835er, 925er)
- Silberauflagen (90er, 100er, 120er, 150er)

Gerne auch unpoliert.



Münzen und Barren

- Münzen aus Gold, Silber, Platin und Palladium
- Barren aus Gold, Silber, Platin und Palladium uvm.



Goldschmuck

- Alle Farben und Formen
- Mit Edelsteinen, Brillanten oder Diamanten

Auch kleinstmengen möglich.



Bruch- und Altgold

Nicht mehr brauchbare Goldgegenstände aller Art.

Auch defekt oder verunreinigt.



Luxus- und Golduhren

- Luxus- und Golduhren verschiedenster Marken wie Rolex, Patek Philippe, Audemars Piguet, Cartier uvm.

Münzen und Barren



Zinngegenstände

Objekte aller Art und in jedem Zustand.

- Zinnkrüge
- Zinnteller und -geschirr
- Zinnvasen uvm.

So geht's:

- 1 Wertgegenstände zu uns bringen.
- 2 Unverbindliches Angebot erhalten.
- 3 Betrag vor Ort auszahlen lassen.

Google ★★★★★

Die Goldwaage
Zum Quellenpark 10 A
65812 Bad Soden a. Ts.

M info@goldwaage-taunus.de
T 06196 – 20 29 592
www.goldwaage-taunus.de

Öffnungszeiten
Mo – Fr: 10:00 – 18:00 Uhr
Sa: 10:00 – 14:00 Uhr

Parkplätze vorhanden

Auf Wunsch auch mit Terminvereinbarung.



So nah und doch so fern: Blick von Maintal nach Mühlheim am Anleger der ehemaligen Fähre

Foto Stadt Maintal

Fähre, Brücke oder gar nichts: Abgesehen von einem kurzen Intermezzo, müssen Autofahrer seit gut sieben Jahren Umwege in Kauf nehmen, wenn sie vom Maintaler Stadtteil Dörnigheim nach Mühlheim am anderen Mainufer fahren wollen. Denn seitdem die Fährverbindung nach langem Hin und Her eingestellt worden ist, können Autos den Fluss nur noch über die Mainbrücke in Hanau oder die Fähre von Bischofsheim nach Rumpenheim queren. Geprüft werden nach Angaben der parteilosen Maintaler Bürgermeisterin Monika Böttcher mehrere Optionen wie eine neue Fähre oder eine weitere Brücke über den Main.

Seit Jahren wirbt eine rührige Bürgerinitiative dafür, wieder eine Fähre über den Main nach Mühlheim schippeln zu lassen. Jüngst ließ die Initiative die Fähre aus Frankfurt-Höchst an einem Aktionstag wieder für Fußgänger und Radfahrer die alte Route befahren. Doch auch die Skeptiker haben sich formiert: Eine Interessengemeinschaft hat in der jüngsten Sitzung der Stadtverordneten eine Unterschriftenliste übergeben, deren Unterzeichner sich gegen die Rückkehr einer Autofähre aussprechen.

Nach Angaben der Stadt hat ein Beschluss der Stadtverordneten vom vergangenen Jahr den Anstoß für die Interessengemeinschaft gegeben. Denn damals wurde entschieden, dass Maintal sich mit Mühlheim beraten soll, ob wie-

Von Maintal nach Mühlheim

RHEIN-MAIN Seitdem die Dörnigheimer Fähre stillgelegt worden ist, müssen Umwege zwischen den Nachbarstädten gefahren werden. Nach Lösungen wird gesucht.

Von Hanns Mattes

der eine Fährverbindung eingerichtet werde. Laut einer städtischen Mitteilung läuft der Austausch der beiden Kommunen schon, es soll eine Wirtschaftlichkeitsberechnung eingeholt werden. Doch nach Meinung der Interessengemeinschaft wäre eine Rückkehr der Fähre ein Holzweg, sie fürchten unter anderem, dass dadurch Autoverkehr angezogen würde, zum Nachteil des Werts des Mainufers als Naherholungsgebiet. Besser wäre ihrer Meinung nach der Bau einer weiteren Mainbrücke.

Mit dieser Überlegung stehen die Anwohner nicht allein da. Vor vier Jahren kam die Diskussion über den Brückenschlag bei Dörnigheim auf, im März 2023 gaben dann die Städte Hanau, Maintal und Mühlheim sowie die Kreise Main-Kinzig und Offenbach und der Regionalverband Frankfurt/Rhein-Main eine Machbarkeitsstudie in Auftrag. Geprüft wird, ob und wo eine neue Brücke nach Mühlheim errichtet werden könnte.

Laut Böttcher soll es zunächst eine Verkehrsuntersuchung geben, um „ge-

eignete Korridore“ für eine Brücke zwischen der Carl-Ulrich-Brücke von Offenbach nach Frankfurt-Fechenheim und der Steinheimer Brücke in Hanau zu ermitteln. Geprüft wird laut Mitteilung neben dem Standort auch, welche Brückenart sinnvoll für den Verkehr, baulich möglich und wirtschaftlich machbar ist. Vor allem die Auswirkungen der Brücke auf den Verkehr werden eine zentrale Rolle einnehmen: Eine Sorge ist, dass die neue Querung zusätzliche Fahrzeuge in Maintal und Mühlheim anziehen könnte.

„Von der Machbarkeitsstudie erhoffen wir uns Ergebnisse, wie mittels einer neuen Mainquerung die Verkehrsströme im Ballungsraum intelligenter geleitet werden können und für Entlastung sorgen“, wird Böttcher in der städtischen Mitteilung zitiert. Besondere Bedeutung komme dabei der Nahmobilität zu Fuß oder per Rad zu, heißt es weiter.

Die Maintaler Bürgermeisterin weist darauf, dass auch „als Rückfallebene“ der Bau einer Brücke für Radfahrer und Fußgänger untersucht werden solle, falls es keine Option für eine große Lösung gebe. Zwar kann schon jetzt der Main an der Schleuse Kesselstadt von Fußgängern und Radlern überquert werden, doch liegt die Schleuse außerhalb der Stadt zwischen Hanau und Dörnigheim, und sie hat so steile Treppen, dass man recht gut zu Fuß sein muss, um sie zu nutzen.

Hochhaus auf Marienplatz

DARMSTADT Plan für Wohnungsbau an Hängelstraße

Auf dem Marienplatz in Darmstadt entstehen Wohnungen in einem Hochhaus und weiteren Bauten. Das sieht der Entwurf für einen Bebauungsplan vor, dem der Magistrat nach Mitteilung der Stadt zugestimmt hat. So soll auf der 1,4 Hektar großen Fläche an der Kreuzung von Heidelberger und Hängelstraße ein „nachhaltiges, urbanes Wohnquartier“ mit Apartments für verschiedene Einkommensgruppen entstehen, wie Planungsdezernent Michael Kolmer (Die Grünen) mitgeteilt hat. Auf dem Bauplatz befindet sich bisher ein Parkplatz.

Dem Dezernenten zufolge ist eine Mischung aus Eigentums- und Mietwohnungen geplant. 25 Prozent der Wohnfläche sollen für Haushalte mit geringem Einkommen reserviert werden, weitere 20 Prozent für Menschen mit mittlerem Einkommen. Dabei werden Wohnungen für Senioren und für Familien entstehen. Die endgültige Entscheidung liegt bei den Stadtverordneten. Falls diese nach der Sommerpause dem Plan zustimmen, dürfen die Häuser errichtet werden.

Das Hochhaus mit 16 Etagen soll an der Heidelberger Straße stehen und als „städtebauliche Dominante“ das neue Wohnquartier prägen, wie Kolmer erläuterte. Die Fassade wird begrünt. Daran schließt sich nach den Worten des Dezernenten ein Gebäude mit sechs

Geschossen auf einem mäanderförmigem Grundriss entlang der Hängelstraße an. Dieser Bau endet in einer zweigeschossigen Kindertagesstätte an der Ecke des Baugrundstücks an der Fritz-Bauer-Straße.

Die vorhandenen Bäume an Hängel- und Heidelberger Straße bleiben nach Angaben des Planungsdezernenten erhalten, um dem Viertel eine hohe ökologische Qualität zu verleihen. Innerhalb des Baugebiets werden neue Grünflächen angelegt, auch die Dächer werden begrünt. Erschlossen werden die Bauten mit Zufahrten von der Hängel- und der Sandstraße aus. Die Einfahrt in die Tiefgarage zweigt ebenfalls von der Hängelstraße ab. Oberirdisch werden keine Parkplätze eingerichtet.

Der Bauherr steht nach Kolmers Worten schon fest. In einem Wettbewerb hat sich der Investor Implemia Development aus Raunheim mit seinem Konzept durchgesetzt. Der Kaufvertrag wurde im Jahr 2021 unterschrieben, mit dem Bauherrn hat die Stadt einen städtebaulichen Vertrag abgeschlossen, mit dem der Investor auf die von der Stadt gewünschten Pläne verpflichtet wird. Unter anderem ist vereinbart, dass hohe Anforderungen an Gebäudequalität und Dämmung erfüllt werden. Diese Pläne gehen aus einem Investoren- und Planungswettbewerb hervor, der im Jahr 2019 begonnen hatte. höv.

Unternehmer loben Minister

WIESBADEN Reaktionen auf Nein zum Wassercent

Die Nachricht, dass die schwarz-rote Landesregierung derzeit nicht plant, einen sogenannten Wassercent einzuführen, hat zu unterschiedlichen Reaktionen geführt. Die Vereinigung der hessischen Unternehmerverbände (VhU) hat die Entscheidung von Hessens Umweltminister Ingmar Jung (CDU) gelobt. „Gut, dass dieser Plan der grünen Vorgängerin weg ist“, sagte Thomas Kronenberger, Vorsitzender des VhU-Umweltausschusses und Geschäftsführer des Galvanikunternehmens LKS Kronenberger in Seligenstadt.

Die Entscheidung führe zu mehr Investitionssicherheit der Unternehmen in Industrie und Landwirtschaft. „Angesichts der seit Jahren schleichenden Deindustrialisierung in Hessen und Deutschland und der gegenwärtigen Rezession in der Industrie wäre eine neue Belastung völlig unzeitgemäß“, sagte Kronenberger.

Kritik an der Entscheidung von Jung äußert der Vorsitzende des Bundes für Umwelt und Naturschutz Deutschland (BUND) in Hessen, Jörg Nitsch: „Umweltminister Ingmar Jung und die gesamte schwarz-rote Landesregierung haben nicht verstanden, dass ein relativ nasses Jahr keine Entwarnung für die Gefahr des Wassermangels durch den Klimawandel ist.“ Leider würden kurzfristige Profitinteressen von Landwirten und Industrie über die Notwendigkeit gestellt, die hessische Wasserpolitik schnell und umfassend an die aufgrund des Klimawandels veränderten Bedingungen anzupassen.

So könne mit den Einnahmen aus dem Wassercent die Grundwasseranreicherung im Hessischen Ried finanziert werden. Er erinnerte daran, dass auch für die Renaturierung von Flüssen und Bächen sowie den Ausbau der vierten Reinigungsstufe der Kläranlagen viel Geld benötigt werde. robm.

Umfrage zu Folgen der Fußball-EM

BAD HOMBURG Nach dem Abpfiff ist vor der Analyse: Die Sportmanagement-Forschungsgruppe der Accadis Hochschule Bad Homburg führt zusammen mit dem Energieversorger Mainova eine Studie über die sozioökonomischen Folgen der Fußball-Europameisterschaft für die Metropolregion Frankfurt/RheinMain durch. Die Forscher, die zuvor schon Umfragen

zur Vorfreude auf die oder zum Interesse an der EM gemacht hatten, wollen ermitteln, was den Menschen in Erinnerung bleiben wird und ob das Interesse an Sportgroßveranstaltungen gestiegen ist. Die Befragung nimmt bis zu 15 Minuten in Anspruch und kann unter der Adresse www.research.net/ EURO2024accadis abgerufen werden. dne.

LESERFORUM

NACHGELESEN FAZ.NET

„Ausbilder oder Personalführung, das muss man erst mal lernen. Für andere Menschen und deren Leistung Verantwortung zu haben, wirklich mit Leib und Seele dabei zu sein, das erfordert Charakter, Empathie und gute Ausbildung. Einfach nur studiert zu haben ist keine Qualifikation als Führungskraft.“

Johann Schmitt zu einem Interview mit einer Personalchefin und Autorin

POSTEINGANG

Gönne es den jungen Leuten Diese Leserin findet es nicht gut, das kostenlose Hessen-Rail-Ticket einzustellen.

Bei 1554 Tickets pro Jahr sind die Kosten für den Steuerzahler sehr überschaubar gewesen im Vergleich zum Nutzen, nämlich jungen Menschen eine Europareise per Zug ermöglichen zu haben. Nicht jeder kann sich so eine Reise aus eigener Kraft leisten oder bekommt sie von den Eltern bezahlt. Auch ich habe meine zwei Interrail-Reisen selbst bezahlt, musste mich aber ganz schön dafür strecken, in den Semesterferien arbeiten und unterwegs mit sehr wenig Geld auskommen. 600 D-Mark für einen Monat Essen, Trinken und Schlafen waren sehr knapp. Anders als Sie gönne ich es den jungen Leuten aber, die das Glück hatten, ein Ticket zu gewinnen.

Leserin „Sibylle1969“ auf FAZ.NET

Billiges Ticket

Dieser Leser rechnet vor, wie viel das Ticket tatsächlich kostet. Regulär kostet ein Drei-Monats-Ticket 574 Euro – Hessen-Rail-Tickets waren länger gültig. Mal 1554 Tickets macht gleich rund eine Million Euro im Jahr. Für eben nur 1554 Begünstigte (0,025 Prozent der Hessen), von denen die meisten wahrscheinlich ohnehin großes Interesse an Europa-reisen haben und auf eigene Kosten gereist wären. Interessanterweise entspricht der Betrag umgerechnet

ziemlich genau 1700 Deutschlandtickets für jeweils ein Jahr, was zeigt, wie billig das Interrail-Ticket eigentlich ist.

Lars Köhler auf FAZ.NET

Wer sind die Nutznießer?

Dieser Leser glaubt, dass die Initiatoren Martin Speer und Vincent-Immanuel Herr vom Programm profitieren haben.

Und wie viele junge Hessen haben ein solches Ticket gekauft? Aus eigenen Mitteln? Weil sie sich wirklich für Europa interessieren? Warum bekomme ich eigentlich meinen Griechenland-Urlaub nicht bezahlt? Ist auch Europa. Ich tippe mal, die Hauptnutznießer waren die Herren Speer und Herr, die aus irgendeinem steuerfinanzierten Topf der EU das Programm „begleitet“ haben, und die Beamten, die das alles verwaltet haben.

Jörg Feller auf FAZ.NET

TRAUERANZEIGEN

Viel zu früh habe ich Dich



vor 40 Jahren durch einen Badeunfall im Waldschwimmbad verloren

Susanne Halm

* 11. 10. 1977 † 23. 7. 1984

Du bleibst mir unvergessen

Dein Papa
Karl-Axel Halm

Bestattungskalender

Am Dienstag, dem 23.07.2024 (Angaben ohne Gewähr)	Frankfurt am Main, Hauptfriedhof 11.15 Trauerfeier und Bestattung Klein, Alexander 96 J.
Bad Homburg, Waldfriedhof 12.45 Trauerfeier	Frankfurt a. M., Hauptfriedhof Urne 12.30 Bestattung Schneider, Bernd Georg, 81 J.
Frankfurt am Main-Bornheim 10.30 Trauerfeier und Bestattung Schickedanz, Christel Anna, geb. Kolb, 90 J.	Frankfurt am Main-Höchst 12.00 Bestattung Wolf, Heinz-Dieter, 74 J.
11.15 Trauerfeier und Bestattung Busold, Helga Anna Emma, geb. Römer, 86 J.	Frankfurt am Main-Nieder-Eschbach 12.45 Trauerfeier und Bestattung Thomas, Gabriele, geb. Stingl, 73 J.
12.00 Trauerfeier und Bestattung Metz, Dietmar, 80 J.	Frankfurt am Main-Westhausen 12.45 Trauerfeier und Bestattung Baethke, Rolf Peter Friedrich, 86 J.
12.45 Bestattung Krsmanovic, Marica, geb. Zdelar, 77 J.	Hattersheim am Main-Eddersheim 11.00 Trauerfeier mit Urnenbeisetzung Scherer, Karl-Heinz, 73 J.
Frankfurt am Main-Goldstein 12.00 Bestattung Bauer, Petra Sybille, geb. Heubel, 72 J.	Hofheim am Taunus, Waldfriedhof 13.30 Bestattung Weiler, Norbert
Frankfurt am Main, Hauptfriedhof 10.30 Trauerfeier und Bestattung Walter, Yasmin Angeliqne, 58 J.	Schwalbach am Taunus, Waldfriedhof 13.00 Trauerfeier mit Urnenbeisetzung Behnke, Rüdiger, 84 J.

In Stunden der Trauer sind wir für Sie da!

seit 1936

PIETÄT SCHÜLER

Bestattungshaus Andreas Schüler GmbH

In der Römerstadt 10 • 60439 Frankfurt
Heerstraße 28 • 60488 Frankfurt
Telefon: (069) 57 22 22 (Tag und Nacht)

www.pietatet-schueler.de

RMM | RheinMain.Media

Familienanzeigen

Die Nachricht vom Tod eines Angehörigen interessiert nicht nur die nächsten Verwandten und Freunde. Auch viele Geschäftskollegen, Nachbarn, alte Schulkameraden und Bekannte nehmen daran teil. Eine Familienanzeige ermöglicht es, alle zu informieren.

Auskünfte und Beratung:
Telefon (069) 75 01-46 41 | Fax (069) 75 01-46 40
(Montag - Freitag: 7-17 Uhr) | traueranzeigen@rmm.de

Bettina, Martin, Florian und Felix

Bistumsfonds für das Klima

„Verantwortung für die Schöpfung“

LIMBURG Insgesamt sechs Millionen Euro stellt das Bistum Limburg nach eigenen Angaben für Klimaschutz und Nachhaltigkeit bereit. Für kleinere Vorhaben ist ein Nachhaltigkeitsfonds gedacht, der mit einer Million Euro ausgestattet ist. Mit ihm können Projekte aus sieben Handlungsfeldern gefördert werden: Liturgie und geistliches Leben, Bildungswesen, Liegenenschaften, Beschaffung, Vermögensverwaltung, Mobilität sowie gesellschaftspolitische Verantwortung.

Die konkreten Vorhaben wie etwa ein Schulungsangebot für nachhaltigen Lebensstil, die Anschaffung eines Lastenrads oder die Renaturierung einer versiegelten Fläche sind Sache der Pfarrgemeinden und der antragsberechtigten Organisationen des Bistums. Sie müssen einem Ziel der „Bistumsstrategie Schöpfungsgerechtigkeit“ entsprechen. „Das Bistum Limburg bekennt sich mit der Bereitstellung der neuen Fonds zu seiner Verantwortung für die Schöpfung“, sagt Barbara Reutelsterz vom Querschnittsbereich Strategie und Entwicklung, die den Nachhaltigkeitsfonds verwaltet. „Mir ist dabei wichtig, dass wir alle Dimensionen der Nachhaltigkeit ernst nehmen.“

Neben dem Nachhaltigkeitsfonds bildet das Bistum eine Klimaneutralitätsrücklage in Höhe von fünf Millionen Euro. Damit sollten der Energieverbrauch und die Umweltauswirkungen der Gebäude im Bistum reduziert werden. Verantwortet wird der Fonds von der Klimaschutzmanagerin des Bistums, Johanna Schumacher. Das Förderprogramm soll ein Grundstock sein, um bauliche Veränderungen zur Verringerung der Treibhausgasemissionen zu finanzieren. **bie.**

Trauer um Peter Stuckenschmidt

KRONBERG Die SPD Kronberg trauert um den langjährigen Fraktionsvorsitzenden Peter Stuckenschmidt. Er sei in der vorigen Woche im Alter von 84 Jahren nach einem längeren Kampf gegen seine schwere Erkrankung gestorben, teilte die Partei am Montag mit.

Stuckenschmidt war von 1981 bis 2006 Mitglied der Stadtverordnetenversammlung, die Fraktion führte er von 1990 bis 2004. Besonders stolz war der Kulturpolitiker laut Partei auf den Erwerb der Burg durch die Stadt 1992. Der SPD-Vorsitzende Thomas Kämpfer und der Fraktionsvorsitzende Wolfgang Haas nennen ihn „einen aufrechten und kämpferischen Sozialdemokraten, der unsere politische Arbeit über Jahrzehnte entscheidend mitgestaltet und geprägt hat“.

Die höchste seiner vielen Auszeichnungen ist das Bundesverdienstkreuz am Bande. 2001 wurde er zum Stadtältesten. Nach dem Rückzug aus der Politik und dem Tod seiner Frau habe die Krankheit Stuckenschmidts Lebensqualität eingeschränkt, schreibt die SPD. Trotzdem habe er die Arbeit der Nachfolger „solidarisch, aber auch kritisch“ begleitet, oft mit dem Hinweis: „Da müsst ihr dringend reagieren.“ **flf.**



P. Stuckenschmidt



Für das kunsthistorische Erbe: Das Bildarchiv Foto Marburg hat einen Neubau in Marburg bezogen.

Foto Universität Marburg

Neue Technik für die Konservierung

MARBURG Das Bildarchiv in der Stadt zählt mit gut 2,5 Millionen Aufnahmen zu den bedeutendsten Dokumentationszentren zur Kunstgeschichte. Jetzt sind alle Sammlungen und Arbeitsgebiete unter einem Dach vereint.

Von Wolfram Ahlers

Eine Industriebrache in Marburg hat sich in ein bedeutendes Wissenschaftszentrum verwandelt: Auf dem Gelände der früheren Marburger Brauerei hat nicht nur das Forschungszentrum Deutscher Sprachatlas ein neues Zuhause gefunden. Nun ist eine weitere Institution von internationaler Bedeutung auf das Areal zu Füßen der historischen Oberstadt gezogen. Das Deutsche Dokumentationszentrum für Kunstgeschichte – Bildarchiv Foto Marburg hat dort nach knapp fünfjähriger Bauzeit am Montag offiziell seinen Neubau eröffnet. Damit ist die Neuordnung der Marburger Hochschullandschaft fast beendet. Ziel ist es, die geisteswissenschaftlichen Fächer in der Stadt zu konzentrieren und die naturwissenschaftlichen und medizinischen Fakultäten auf dem Campus Lahnberge auf der anderen Seite des Flusses.

Foto Marburg zählt zu den umfangreichsten kunsthistorischen Bildarchiven und Dokumentationszentren auf der Welt. Es umfasst rund 2,6 Millionen Aufnahmen. Mit Erwerb und Übernahme kontinuierlich erweitert, handelt es sich um einen nahezu einzigartigen Fundus, ein kulturelles Erbe aus mehr als einem Jahrhundert, wie Hubert Locher, Direktor des Zentrums, sagt. Die stetige Erweiterung der Bestände führte jedoch zu Platzmangel. Hinzu kam, dass die Arbeitsgemeinschaften auf verschiedene Standorte verteilt waren. Nun sind sie unter einem Dach vereint, was intensive Zusammenarbeit auf kurzen Wegen ermöglicht.

Der Neubau, der nach dem Entwurf des Berliner Büros Dichter Architektur für knapp 25 Millionen Euro errichtet worden ist, bietet auf rund 2500 Quadratmetern in vier Geschossen Platz für eine zentrale Foto- und Restaurierungswerkstatt sowie mit Informationstechnologie ausgestattete Räume zur modernen Kata-

logisierung. Ein neues Archiv mit ausgefeilter Klimatechnik soll besseres Aufbewahren und Konservieren der historischen Sammlungen von Glasplatten und Filmen gewährleisten, als das am bisherigen Standort der Fall war. Zudem gibt es Büros, eine Spezialbibliothek und als Herzstück einen Tagungssaal mit 150 Plätzen für den Austausch von Wissenschaftlern und Studenten aus aller Welt. Gestalterisch mit dem Bau für Bildarchiv Foto Marburg zu einem Ensemble zusammengefügt ist ein neues Seminargebäude, mit dem die Universität der steigenden Zahl von Studierenden in den Geistes- und Wirtschaftswissenschaften gerecht werden will.

Mehr als hundert Jahre liegen die Anfänge von Bildarchiv Foto Marburg zurück. Als Richard Hamann 1913 den Ruf als Ordinarius für Kunstgeschichte an der Philipps-Universität annahm, fand er dort für die Arbeit mit seinen Studenten kaum Anschauungsmaterial vor. Um das zu ändern, baute er unter der Bezeichnung „Photographischer Apparat“ eine Sammlung auf, die Aufnahmen von Bau- und Kunstmälern und Kunstwerken für Lehre und Forschung bereitstellen sollte. Wobei Hamann nicht nur Material von überall zusammentrug, sondern mit seinen Mitarbeitern und Studenten selbst hier und dort Fotokampagnen unternahm. Schon bald waren die Bestände so stark gewachsen, dass dieses Bildarchiv zusätzlichen

Platz benötigte, den es im kurz zuvor anlässlich des Universitätsjubiläums errichteten stattlichen Ernst-von-Hülshaus-Haus bekam. Als renommierter Kunsthistoriker und professioneller Fotograf baute Hamann die Sammlungen immer weiter aus und ordnete sie nach wissenschaftlichen Kriterien. Das verschaffte dem Marburger Bildarchiv schließlich so viel Reputation, dass es der preußische Staat Ende der Dreißigerjahre als zentrales Archiv für Kunstdokumentation etablierte. Anfang der Sechzigerjahre übernahm das Land die Institution und gliederte sie in die Marburger Universität ein. Schließlich erhob der Wissenschaftsrat das Bildarchiv zum Deutschen Dokumentationszentrum für Kunstgeschichte.

Die Zeitspanne der Bestände erstreckt sich etwa von der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis in die Gegenwart. Dabei handelt es sich um Glasplattennegative, Kleinbildnegative und Filme unterschiedlicher Formate ebenso wie um Dias und Bilddateien, die in der Marburger Einrichtung fachmännisch konserviert, restauriert, aufbewahrt und wissenschaftlich dokumentiert werden. Wobei die Mitarbeiter in den Neunzigerjahren damit begannen, die Bestände nach und nach elektronisch aufzubereiten.

Der Schwerpunkt der Sammlungen liegt auf Kunst und Architektur in Deutschland. Aber es sind auch eigenständige Dokumentationen vorhanden,

die bedeutenden kulturellen Zeugnissen im Ausland gewidmet sind, wie etwa in Italien, Frankreich, Spanien, Griechenland und Ägypten.

Viele der im Marburger Bildarchiv dokumentierten Kunst- und Bauwerke sind im Laufe der Zeit verfallen, verändert und sogar zerstört worden. Nicht wenige gelten zudem als bedroht. Aufnahmen insbesondere von sonst kaum zugänglichen und gefährdeten Schätzen aus verschiedenen Epochen der Kulturgeschichte anzufertigen zählt nach wie vor zu einem der Tätigkeitsschwerpunkte von Bildarchiv Foto Marburg, was nicht zuletzt die Bedeutung dieser Institution begründet. Manche der in Marburg gesicherten und aufbewahrten Dokumentationen haben inzwischen selbst den Rang von Kulturgut.

Waren es in der Anfangszeit besonders eigene Fotokampagnen, mit denen sich Bildarchiv Foto Marburg hervortat, ist in den vergangenen Jahren die Zusammenarbeit mit anderen Einrichtungen stärker in den Fokus gerückt. Etwa mit dem Institut für Kunstgeschichte der Münchener Universität beim Projekt „Corpus der barocken Deckenmalerei“, gefördert von der Union der Deutschen Akademien der Wissenschaften. In diesem Projekt werden mehrere Tausend Decken- und Kuppelgemälde aus rund zwei Jahrhunderten in Schlössern, Kirchen und Klostergebäuden, in Treppenhäusern, Festsälen und Bibliotheken systematisch dokumentiert, analysiert und die Forschungsergebnisse mit moderner Technik präsentiert.

Bei einer weiteren Kooperation geht es darum, die etwa 300 Zeichnungen und rund 600 druckgrafischen Werke Lucas Cranachs des Älteren, seiner Söhne und seiner Werkstatt erstmals vollständig und in interdisziplinärer Zusammenarbeit wissenschaftlich zu erschließen. So können die Ergebnisse nicht nur Fachleuten, sondern auch jedermann per Internet zugänglich gemacht werden. **flf.**

Uneins über Kitaplan

SPD hätte sich „klares Bekenntnis“ gewünscht

KRONBERG Die SPD-Fraktion in Kronberg hat den Fraktionen von CDU, Kronberg für die Bürger (KfB) und FDP vorgeworfen, ein „klares Bekenntnis zum Aktionsplan Kinderbetreuung“ des Bürgermeisters Christoph König (SPD) zu vermeiden. Nach dem 33 Seiten langen Papier des Bürgermeisters, der auch Sozialdezernent ist, soll das Platzangebot in allen Altersgruppen bedarfsgerecht ausgebaut werden. Außerdem will König prüfen, ob ein Angebot vor und nach den jetzigen Öffnungszeiten möglich ist. Zudem sollen die Gruppen kleiner und „Platzpuffer“ geschaffen werden.

Laut der Magistratsvorlage sollten die Stadtverordneten diese Ziele in der jüngsten Sitzung Anfang des Monats „zustimmend zur Kenntnis“ nehmen. Aber das lehnten sie mehrheitlich ab und votierten lediglich für eine Kenntnisnahme ohne den Zusatz „zustimmend“. Die CDU-Fraktion hatte in der Sitzung argumentiert, es sei gut, dass der Plan vorliege. Es müsse aber weiter daran gearbeitet werden. So werde in Kronberg, anders als etwa im nahen Bad Homburg, nicht darauf gesetzt, Fachkräfte aus dem Ausland zu rekrutieren – mit der Behauptung, das sei zu teuer.

In der Magistratsvorlage hatte es geheißen, mit der zustimmenden Kenntnisnahme sei noch keine Entscheidung über die einzelnen Punkte verbunden. Dazu seien viele Schritte über wenigstens zehn Jahre nötig, über die dann jeweils zu entscheiden sei. Die SPD-Fraktion nennt es ein „fatales Signal an die mit der Kinderbetreuung befassten Mitarbeitenden in den Betreuungseinrichtungen und in der Verwaltung“, dass CDU, KfB und FDP in der namentlichen Abstimmung die „zustimmende Kenntnisnahme“ abgelehnt hätten. Die Abstimmung war 18 zu 13 ausgefallen. Anschließend hatten die Stadtverordneten die bloße Kenntnisnahme mit 18 Ja-Stimmen, drei Nein-Stimmen und neun Enthaltungen beschlossen.

Zu Beginn des neuen Kindergartenjahres nach den Ferien werden laut Beschlussvorlage mehr als 100 Kinder auf der Warteliste für einen U-3-Platz stehen und fast 100 auf der Warteliste der Plätze für Kinder über drei Jahre. Bis Ende 2024 müsse die Kommune diese Rechtsansprüche erfüllen. **flf.**

Polizei: Tote im Hotel ein Ehepaar

MAINZ Nach der Bluttat vom Freitag, bei der zwei Menschen in einem Mainzer Hotel offenbar infolge von Messerstichen gestorben sind, haben Polizei und Staatsanwaltschaft nun nähere Angaben zu Opfer und Täter gemacht. Die 26 Jahre alte Frau und der vier Jahre ältere Mann seien ein Ehepaar ohne festen Wohnsitz in Deutschland gewesen. Registrierte Gäste des Neustadt-Hotels, das sich in der Nähe des Zollhafens befindet, waren beide auch nicht. Obwohl die Ermittlungen noch laufen und die Obduktion der im Hotelflur gefundenen Leichen erst noch abgewartet werden soll, spricht einiges für einen Femizid. Dem Vernehmen nach soll der Mann erst der Frau und danach sich selbst mit dem Messer die tödlichen Verletzungen zugefügt haben. Hinweise auf weitere Beteiligte gebe es jedenfalls nicht. **jug.**

HEUTE IN RHEIN-MAIN



Foto Kikeriki Theater

THEATER

Die Akte Schneewittchen

Schneewittchen, eine Perle im deutschen Märchenschatz, ist wohl jedem bekannt. Völlig unbekannt dürfte aber wohl die Tatsache sein, dass diese Geschichte voll krimineller Energien steckt. Die böse Stiefmutter ist nur vordergründig neidisch auf die Schönheit von Schneewittchen; viel entscheidender ist ihre Gier nach dem stattlichen Erbe. Von der Erbschleicherei bis zum Mordkomplott hat der Fall „Schneewittchen“ alles zu bieten. So deckt das Kikeriki Theater beim Hanauer Kultursommer nun endlich einmal die wahren Hinter- und Abgründe dieses üblen Spieles auf.

Die Akte Schneewittchen
Hanau, Staatspark
Wilhelmsbad, 20 Uhr

SOUL

Adi Oasis



Foto Clement Dezobis

Funkige Bässe, ein retro-futuristischer Sound und eine hohe Stimmlage charakterisieren die Musik der Sängerin. Die französisch-karibische Soul-Funk-R&B-Künstlerin und Produzentin hat

letztes Jahr ihr neuestes Album „Lotus Glow“ veröffentlicht. Ihr bisher persönlichstes Werk ist gleichzeitig auch ihr politischstes. „Mein neues Album ist furchtlos und gleichzeitig verletzlich und auch politischer, denn ich bin eine schwarze Immigrantin, und das sind meine Wahrheiten.“ Seit dem Beginn ihrer Solo-Karriere 2018 hat Adi eine große Fangemeinde aufgebaut, auch dank ihrer ungläublichen Live-Shows. Im Rahmen von „Summer in the City“ tritt sie heute im Musikpavillon im Palmengarten auf.

ADI OASIS
Frankfurt, Palmengarten, 20 Uhr



Foto Bruno Bonafant

LITERATUR

Anne Weber

Wo die Stadt aufhört und die Vorstadt anfängt, ist in Paris klar markiert durch den Périphérique, den zu überschreiten Webers Erzählerin bisher kaum in den Sinn gekommen ist. Denn was gibt es dort, in den verurteilten Banlieues, außer einem Geflecht aus Schienen und Autobahnen, zwischen denen Lagerhallen, Baustellen und Millionen von Menschen eingeklemmt sind? Als ihr alter Freund Thierry ihr jedoch vorschlägt, ihn für einen Film durch die Vorstädte des Départements Seine-Saint-De-

nis zu begleiten, muss sie sich eingestehen, dass sie für die nächste Nähe jahrzehntelang blind gewesen ist. Mit leisem Witz und großer Beobachtungsgabe öffnet sich Weber in „Bannmeilen“ dem Unvertrauten und entwirft damit die Geschichte einer vielschichtigen Gesellschaft in der so noch nicht gesehenen Vorstadt der Liebenden.

ANNE WEBER
Frankfurt, Historische Villa
Metzler, 19 Uhr

POP

Max Giesinger



Foto Christoph Köstlin

Die Musik des sympathischen Singer-Songwriters ist geprägt von einem eingängigen Mix aus Pop und Rock und verbindet persönliche Geschichten und Erfahrungen mit aktuellen Themen, was seinen Liedern eine emotionale Tiefe verleiht – einfühlsam, aber energiegelad zugleich. Nicht umsonst ist er einer der beliebtesten und erfolgreichsten deutschen Künstler unserer Zeit und verspricht auch bei diesem Konzert im Rahmen des Rheingau Musik Festivals wieder ein unvergessliches Erlebnis in sommerlicher Atmosphäre.

MAX GIESINGER
Wiesbaden, Kurpark, 19 Uhr

KUNST

Same bold stories?

Lange wurde die Geschichte der Schriftgestaltung und Typografie aus einem männlichen Blickwinkel erzählt. Nun wendet sich die Forschung zunehmend Frauen und Queers in der Schriftgestaltung zu, die bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts in der Schrifttherstellung tätig waren. Hier knüpft die Ausstellung an und zeigt weibliche Positionen aus der eigenen historischen Schriftensammlung wie Dita Moser, Elisabeth Friedländer oder Anna Simons. Von der historischen Sammlung ausgehend wird der Bogen geschlagen zu FLINTA* Positionen der Gegenwart, die selbstbewusst und innovativ die internationale Schriftszene gestalten.

SAME BOLD STORIES?
Offenbach, Klingspor
Museum, 13-18 Uhr,
bis 24. November 2024



Alle Termine
finden Sie
online unter
[faz.net/vk](https://www.faz.net/vk)

RUFEN SIE DOCH DIE PROFIS AN:

Telefonisch schnell und bequem sind diese Firmen für Sie zu erreichen.

WICHTIGE TELEFONNUMMERN IN FRANKFURT

ÄRZTLICHER BEREITSCHAFTSDIENST ..116 117
Für ambulant zu versorgende Notfälle:
ÄBD-Zentrale Universitätsklinikum
Theodor-Stern-Kai 7, Frankfurt am Main
ÄBD-Zentrale Bürgerhospital
Nibelungenallee 37-41, Frankfurt am Main
ÄBD-Zentrale Klinikum Höchst
Gotenstraße 6-8, Frankfurt am Main - Höchst
NOTÄRZTE UND FLUGÄRZTE e. V.
Privatärztlicher Notdienst 69 44 69
Zahnärztlicher Notdienst... 0 18 05/60 70 11
Apotheken-Notdienst... 0 18 01/55 77 93 17
Giftnotruf..... 0 61 31/1 92 40
Feuerwehr/Unfallrettung 112
Polizei..... 110
Weißer Ring –
Kriminalitätsoptioner finden Hilfe 25 25 00

COMPUTER

Hilfe und Kaufberatung bei allen Problemen mit PC, Internet, Mac, Router, WLAN und Telefonie. Reparatur sowohl vor Ort als auch in eigener Werkstatt oder per Fernwartung
PCDOKTOR.de | 069 - 90 50 28 20

Computer & Internet – Beratung, Service & Schulung vor Ort bei Ihnen Zuhause. Gerne 60plus und Senioren.
M. Schüller 069/736006 – www.pcservicefrankfurt.com

DACHBEDECKUNGEN

Schmidt Bedachungen GmbH
• Dacharbeiten aller Art • Spenglerarbeiten
• Reparatur-Schneldienst • Garagensanierung
Tel. 01 71/2 62 45 49 + 0 60 61 / 7 34 85
Tel. + Fax 0 60 61 / 29 56
www.schmidtbedachung.de
Wir bieten Ihnen eine unverbindl. Überprüfung Ihres Daches

DACHSANIERUNG

Dachsanierung!
Dachbau – Fassadenbau – Hausrenovierung
Dachdeckermeister O. Beinlich
Alle Arbeiten im Dachbereich
z. B. Altdach-Abriß • Neulattung u. Unterspahn-
bahn • Eindecken mit H. D. B. Pfannen (Creaton)
80 m² ab **5.700,- €**
Isolierung/Dämmung/Klempner-/Spengler-
arbeiten sowie Holzarbeiten nach Bedarf
Dachreparaturen möglich.
Angebot und Beratung kostenlos.
An der Kirche 3 • Wölfershausen
Tel. 0176 41705094

FENSTER UND TÜREN

Fensterwechsel
Ohne Maurer.
Ohne Maler. Ohne Dreck.
Jetzt staatlichen Zuschuss sichern
T. 06109 24 98 39
Werksvertretung Rhein-Main
perfecta-fenster.de

GARTEN- UND LANDSCHAFTSBAU

WIR HABEN NOCH TERMINE FREI!
GARTEN- UND LANDSCHAFTS-
PFLEGE FACHBETRIEB
WILLI MÖLLER
MACH ES ABBI MÖGLICH! LETZT ANRUUFEN UND INFORMIEREN: (069) 548 67 41

Garten- und Landschaftsbau
Karl-Heinz und Henry MÖLLER
Meisterbetrieb
Engelthaler Str. 21 60435 Frankfurt
☎ 069/540772 Fax 547986 info@gartenbaumoeller.de
Übernahme sämtlicher Arbeiten rund um's Haus • Baumfäll-
arbeiten bis 30 m Höhe (eigenen Hebebühne) • Baum- und
Heckenrückschnitt • Terrassen anlegen • Pauschalgartenpflege
• Rodungsarbeiten • Neupflanzungen • Schneeräumdienst

HEIZTECHNIK

Die Techniker HEIZUNG
Brennwertanlagen Gas/Öl
Wärmepumpen Pelletkessel
Beratung Planung
Walle-1-Tags-Montage
Selbermacherpakete
www.heizungsrechner-online.de
☎ 06122 - 9210-0 walle in wallau

MALERBETRIEBE

G. Kraft junger Malermeister vom Land
• günstig & fair • sämtliche Maler-, Tapezier-, Renovier-, Putz-,
Fassaden- & Wärmedämm-Arbeiten • Trockenbau • auch im
Raum Frankfurt • ☎ 06041/8750 • www.kraft-maler.de

NÄHMASCHINEN

Bernina · ELNA · Brother · Pfaff · Singer
Verkauf und Reparaturen
Nähmaschinen **SCHMID** abholen und bringen
60311 FFM · Tel. 069-281071

Unter Geschäftsleuten
gleicher Branche ist meist
derjenige erfolgreicher,
der regelmäßig wirbt!

REGENRINNEN

!Dachreparaturen aller Art!
Dachrinnen-Erneuerung!
Dachrinnen-Reinigung!
Dachrinnen-Instandsetzung!
Auch alte, undichte Dachrinnen können
wieder dauerhaft instand gesetzt werden,
dafür GARANTIEREN wir.
www.systembau-hanau.de · Hanau 06181 2995981

RENOVIERUNGEN/MODERNISIERUNGEN

Renovieren aus einer Hand mit dem Vogelsbergteam
Wir führen für Sie aus: Maler- und Tapezierarbeiten, Innen-
und Außenputzarbeiten, Trockenbauarbeiten, Wärmedämm-
arbeiten, Fassadenreinigungen, Betonsanierungen sowie
Bodenbelagsarbeiten. Wir sind ebenso bereit, als Komplett-
renovierung Gewerke aus anderen Handwerksbereichen zu
übernehmen mit unseren Partnern, mit welchen wir schon
jahrelang zusammenarbeiten.
KLIER GmbH
Fordern Sie bitte kostenlos ein
Angebot für Ihre Renovierungs-
arbeiten bei uns an.
63683 Ortenberg, Am Bahnhof 6, Tel. 06046/436
Fax 2550, klier_gmbh@t-online.de

„Wer aufhört
zu werben,
um Geld
zu sparen,
könnte
genauso gut
seine Uhr
stehen lassen,
um Zeit zu sparen.“
Henry Ford

ZÄUNE

ZÄUNE · GITTER · TORE
Draht-Weissbäcker KG
Steinstr. 46-48, 64807 Dieburg
Tel. 06071 98810 · Fax 06071 5161
Internet: **www.draht-weissbaecker.de**
E-Mail: **draht@weissbaecker.de**

WICHTIGE TELEFONNUMMERN IN FRANKFURT

Behinderten-Fahrdienste und
Krankentransporte..... 0 69/800 60 100
Deutsches Rotes Kreuz..... 71 91 91-0
Arbeiter-Samariter-Bund..... 94 99 70
..... 3 14 07 20
Frauennotrufe Hessen 0 69/70 94 94
Tierschutz-Notruf 0 700/58 58 58 10
ACE-Pannenleitstelle 0 18 02/34 35 36
ADAC-Pannenhilfe 0 18 02/22 22 22
AvD-Stadtpannendienst 6 60 66 00
EC-Karten-Sperrnummer..... 74 09 87
..... 0 18 05/02 10 21
Fundbüro..... 2 12-4 24 03

ROLLLÄDEN

Genial einfach –
einfach genial
Hausautomation
mit Somfy
Mit TaHoma® von Somfy steuern Sie
Rollläden, Sonnenschutz, Tore und vieles
mehr ganz bequem – auch von unterwegs
HOME NOTIZ BY **somfy**
rolladen-nett.de
Tannenwaldallee 2 | Waldstraße 77
61348 Bad Homburg | 63071 Offenbach
Tel. 0 61 72/48 31 33 | Tel. 0 69/9 84 04 80

Seit 1894
Fabrik
für
Rollläden
Rolltore
Rollgitter
Markisen
Jalousien
Schallschutze
Fachbetrieb
automatisch · elektrisch · sicher
alles aus einer Hand
60423 Frankfurt
Ginnheimer Hohl 26 **55 59 12**

ABDICHTUNGEN

Nasse Wände?
Feuchter Keller?
TÜV-überwacht, 100.000 erfolgreiche
Sanierungen in der Gruppe.
Bad Vilbel 06101-802 41 64
Dreieich 06103-20 999 20
Frankfurt 069-8484 3757
Hanau 06181-304 99 34
Obertshausen 06104-405 63 42
Offenbach 069-7191 0209
ISOTEC
IMMER BESSER.
www.isotec.de

Bausanierung W. Weiss GmbH & Co. KG
WEICO T: 0 69 65 20 20
www.bausanierung-weico.de seit 1966

BAD

Badstudio Bornheim in Frankfurt
mit eigener Bäderausstellung
Badsanierungen aus einer Hand
Spezialisiert auf die Verlegung
großformatiger Fliesen
Habsburgerallee 9, 60385 Frankfurt
☎ 0 69/20 02 20 74 **www.bs-badstudio.com**

Steigern Sie Ihren Umsatz durch Werbung



Frankfurter
Allgemeine
Buch

Unsere aktuellen Highlights



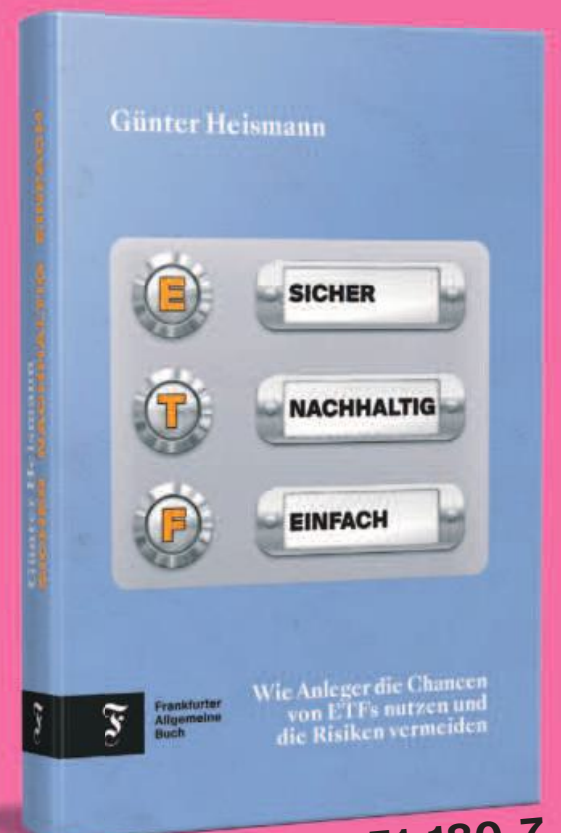
ISBN 978-3-96251-182-1
208 Seiten, 22 Euro



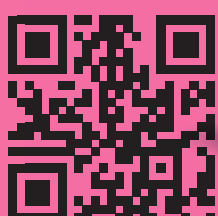
ISBN 978-3-96251-193-7
128 Seiten, 26 Euro



ISBN 978-3-96251-184-5
256 Seiten, 25 Euro



ISBN 978-3-96251-180-7
256 Seiten, 24 Euro





Abflugbereit: Toppmöller am Montag auf dem Flughafen. Kristensen prüft die Papiere für den Flug nach Louisville, dem Ort des Trainingslagers.

Fotos Huebner (2), Imago



In der vergangenen Saison, als vieles im Team und in seiner Betreuung drum herum neu war, sprang am Ende eine Platzierung raus, die mit Tabellenrang sechs für Zufriedenheit sorgte, ansonsten jedoch nur wenig Glücksgefühle auslöste. Markus Krösche sprach von einer Spielzeit, die mit einer „Expedition“ vergleichbar gewesen sei, deren Schwierigkeiten den Sportvorstand der Eintracht an eine komplexe Bergtour erinnerten, die sie alle „nicht auf den Feldberg“ führte, sondern „eher auf den Mount Everest“ – und, um im Bild zu bleiben, manchen der Protagonisten ziemlich aus der Puste brachte, was Krösche zwar auch registrierte, aber öffentlich freundlicher formulierte: „Wir haben viele Dinge gesehen, die wir verbessern können.“

Dafür betreten sie nun abermals Terra incognita. Nach Ewigkeiten, in denen es den Klub in der Sommer Vorbereitung vor allem in die Berge zog (während des Intermezzos von Thomas Schaaf ging es vor zehn Jahren ausnahmsweise nach Norderney), heißt das Reiseziel nun Vereinigte Staaten. Im Land der unbegrenzten Möglichkeiten, in dem in Louisville/Kentucky zunächst Quartier aufgeschlagen wird, werde die Eintracht „gut aufgehoben“ sein, sagte Vorstandssprecher Axel Hellmann. Die „Späher“ des Klubs hätten bei der Vorabinspektion exzellente Rahmenbedingungen vorgefunden. Und: „Gut für die Auslandsvermarktung“ der Eintracht wie der Deutschen Fußball Liga sei der Trip, bei dem an diesem Donnerstag ein vorübergehender Ortswechsel nach Texas geplant ist, um im angrenzenden Mexiko gegen den FC Juarez ein Testspiel zu bestreiten, allemal. Dino Toppmöller beschrieb es als vordringlichste Absicht während des Aufenthaltes, der als Schlusspointe einen Abstecher nach New York vorsieht, dass das Team „zusammenwächst“. Stand jetzt herrscht in allen Mannschaftsteilen einiger Handlungsbedarf.

■ Torhüter

Dass mehr als zuvor beobachtet wird, wie sich Kevin Trapp zwischen den Pfosten behauptet, gehört zu den Folgen der vergangenen Runde. Der mittlerweile 34-Jährige geht nun in sein zehntes Jahr bei der Eintracht, und er hat Monate hinter sich, die nicht seinem eigenen Anspruch entsprachen, Kritik hervorriefen und ihn frustrierten. Dem Schlussmann gelang es nicht, wie so oft bis dahin, seinen Vorderleuten regelmäßig den Rücken frei zu

halten, mit Paraden ihre Fehler wettzumachen und aus den Rettungsaktionen Selbstvertrauen zu ziehen. Seine Fangquote lag bei 71,5 Prozent. Bundestrainer Julian Nagelsmann strich ihn aus dem EM-Aufgebot, was für Trapp eine niederschmetternde Nachricht bedeutete. Es dauerte, bis er die Ausbootung verkraftet hatte und das Negativerlebnis zum Anlass nahm, daraus Motivation zu ziehen, auf seine alten Profitage es noch mal sich und allen Kritikern beweisen zu wollen. Intensiv wie nie zuvor, heißt es in Vereinskreisen, habe Trapp im Sommerurlaub mit einem Plan der Eintracht-Fitnesscoaches eine physische Grundlage geschaffen, die nun im Detail verfeinert werden und ihn in die Lage versetzen soll, in Abstimmung mit der Abwehrkette eine stabilere Strafraumbastion zu errichten. Mit Kaua Santos steht ein Stellvertreter in den Startlöchern, der behutsam aufgebaut wird und dem es an Tatwillen nicht fehlt. Der Brasilianer, der im Frühling 2023 von Flamengo Rio de Janeiro verpflichtet wurde, kam bislang in der zweiten Mannschaft zum Einsatz und spielte bei seinen 13 Regionalligapartien dreimal zu null. Krösche legte die Messlatte für Trapp jedenfalls schon mal hoch: Es sei klar, dass der Routinier, der in der Kabine wegen seiner Erfahrung zu den Wortführern zählt, sich „steigern“ müsse.

■ Abwehr

Die Männer, die maßgeblich für die defensive Stabilität verantwortlich sind, bewegen sich in einem der aktuell größten Spannungsfelder des Kaders. Zwölf Pro-

fis wetteifern um die Plätze in der Startformation, wobei noch nicht absehbar ist, ob es Toppmöller mit einer Dreierkette im Zentrum und zwei höher positionierten Außen auf den Flügeln probieren wird oder zu einem 4-4-2-System tendiert. Als bislang jüngste Neuverpflichtung stieß Rasmus Kristensen hinzu. Der dänische Nationalspieler kam auf Leihbasis (inklusive Kaufoption) von Leeds



EINTRACHT IM TRAININGSLAGER: TAG 1

United, war unlängst aber an AS Rom ausgeliehen. Sein bevorzugtes Revier ist die rechte Seite, die er zum einen mit der Robustheit, die sein 1,87 Meter großer Körper ausstrahlt, gegen Eindringlinge behaupten soll. Darüber hinaus werden von dem Rechtsfuß konstruktive Beiträge zum Umschaltspiel erwartet, die auf dieser von Toppmöller und Krösche als Problemzone erkannten Position von Aurelio Buta und Timothy Chandler nur ansatzweise zu sehen waren. In den USA

starten – 14 Tage später als das Gros ihrer Kollegen – auch Robin Koch, der als kommender Kapitän gehandelt wird, und der Ecuadorianer Willian Pacho mit der Betätigung im Mannschaftskreis. Das Duo war wegen seiner Verpflichtungen bei der EM und der Copa America erst verspätet zu Ferien gekommen. Mit Aurelio Amenda bringt sich zudem ein weiterer ambitionierter Neuling ein. Der Schweizer Nationalspieler, der von Young Boys Bern geholt wurde, verpasste wegen einer Sehnenverletzung im Oberschenkel die EM und absolvierte seit Juni seine Reha in Frankfurt. In Kentucky soll die Zeit des alleinigen Schindens und Schwitzens vorbei sein, dann möchte er sich in die Gruppe einreihen und als Alternative für die zuletzt gesetzten Koch, Pacho und Tutina ins Gespräch bringen. Er sehe sich als „Leader“, ließ der 20-Jährige wissen, entsprechend groß sei sein Ehrgeiz. Nathaniel Brown (vom 1. FC Nürnberg abgeworben) erhöhte die Auswahl weiter, während mit dem baldigen Abgang vom Jerome Onguene gerechnet werden muss, der nicht Tritt fassen konnte. Dringend steigern müssen sich Philipp Max und Niels Nkoukou, wenn sie eine Rolle spielen möchten – an interner Konkurrenz, die ihre Plätze einzunehmen bereit ist, mangelt es nicht.

■ Mittelfeld

In der Schaltstelle zwischen Angriff und Verteidigung herrscht momentan beim Blick auf das Personaltableau ein Gedränge wie einst an besten Tagen der Dippemess. Mit dem Ungarn Krisztian

Lisztes und dem Dänen Oscar Højlund mischen jetzt zwei weitere Teenager (beide 19 Jahre alt) bei der Eintracht mit, denen der Ruf voraussetzt, ein Talent mitzubringen, mit dem sie kurzfristig bereits zu Toppmöllers erster Wahl gehören und perspektivisch in die Riege der Senkrechtstarter emporklimmen können, die laut Krösches Marktstrategie nach einer gewissen Reifezeit in Frankfurt für gutes Geld zu noch besser betuchten Spitzenadressen transferiert werden. Spannend wird zu beobachten sein, wie sich Fares Chaibi zu positionieren imstande ist, der vor zwölf Monaten mit Mut und Schwung seine Chance nutzte, dann aber nach dem Wiedereinsatz beim Afrika-Cup in ein Leistungstief fiel. Dass Ellyes Skhiri auch wesentlich mehr kann, als er in seinem Premierenjahr im Eintracht-Trikot zustande brachte, gehört zu den festen Überzeugungen von Toppmöller. Wobei der 29 Jahre alte Tunesier sicherlich nun kaum schneller zu Fuß sein wird, da er auch in seiner Hochphase beim 1. FC Köln nicht als Tempomacher in Erscheinung trat, sondern als punktgenauer Passgeber und Chancenschaffer. In beiden Kategorien herrscht „Luft nach oben“, wie Krösche anmerkte. Junior Dina Ebimbe, zweifellos einer der talentiertesten Akteure im Aufgebot, muss vor allem seine Unbeständigkeit in den Griff bekommen, wenn er nicht ins Abseits geraten möchte. Toppmöller sah bei ihm schon vor geraumer Zeit „viel Potential“, doch wichtiger sei „die Bereitschaft, alles zu investieren“. Mario Götze geht in seine dritte Saison mit den Hessen und

wird, auch wenn er mutmaßlich nicht immer von Beginn an auflaufen dürfte, aufgrund seines Kenntnisreichtums und der vielfältigen Erlebnisse, die ihn als Spieler und Person wachsen ließen, als Ratgebender Kollege für die aufstrebenden Youngster wertgeschätzt. Bei Faride Aliidou stehen nach seiner Leihung zum 1. FC Köln die Zeichen auf endgültige Trennung.

■ Angriff

Bei Maßgaben, was er mit der Eintracht zu erreichen gedenkt, hielt sich Toppmöller während der ersten Tage nach dem Trainingsauftritt in der zweiten Juliwoche zurück. Nur bei einem Punkt wurde er deutlich: Er versprach „mehr Tore“. Deutlich offensiver soll das Spiel der Eintracht werden, das in zahlreichen Phasen nach dem Jahreswechsel 23/24 in seiner phlegmatischen Art auch das Publikum verschreckte. Lediglich 51 Treffer standen zum Abschluss Mitte Mai in der Bundesligabilanz des Vereins, der, was seine Angriffspower betrifft, auf eine jüngere Vergangenheit zurückblicken kann, in der Herrschaften wie Randal Kolo Muani, Sebastian Haller, Luka Jovic, Ante Rebic oder André Silva die Fans mit ihrer Wucht, Nervenstärke und Durchsetzungsbereitschaft begeisterten. Diesem Anspruch soll nun der aktuelle Jahrgang wieder deutlich näher kommen. Große Stücke werden dabei auf Hugo Ekitike gehalten, der im Winter von Paris Saint-Germain zunächst auf Leihbasis engagiert und dann im April für knapp 20 Millionen Euro fest unter Vertrag (bis Mitte 2029) genommen wurde. Die Qualität, die „in ihm steckt“, habe er nach holprigem Beginn, als seine Fitness keinen erstklassigen Ansprüchen genüge, vorgeführt, stellte Toppmöller fest. Fortan sollen auf die ersten vier Tore viele weitere fallen, Ekitike muss dafür öfter und präziser als Zielspieler durch Flanken in den Strafraum unterstützt werden, lautet der Plan, in dem auch Omar Marmoush ungeachtet aller Abwanderungstendenzen Richtung England (die sein Beraterumfeld in Umlauf bringt) als Hauptdarsteller gesehen wird; der Ägypter könnte künftig entweder direkt an der Seite des Franzosen wie auch versetzt hinter ihm aufgestellt werden. Mit Can Uzun, 18 Jahre alt, und Igor Matanovic, 21 Jahre alt, lauern zwei (Zweitliga-)Aufsteiger auf die Chance, ihr Können in anderem Umfeld auf ein höheres Niveau zu heben.

Wenn die Tour de France vorbei ist, nach drei Wochen, dann ist das schon ein komisches Gefühl. Man ist glücklich, fällt aber auch irgendwie in ein Loch, weil man erst mal keine großen Verpflichtungen mehr hat. Wenn ich jetzt noch bei Olympia starten würde, wäre das natürlich anders. Aber so fällt die ganze Spannung ab, das ist eher ein gutes Gefühl als ein schlechtes. Das war jetzt meine zehnte Tour, die neunte, die ich komplett beendet habe. Normalerweise ist es so, dass man auf der Abschlussetappe in Paris auf dem Champs-Élysées noch gemeinsame Momente hat. Wenn man die Ziellinie überquert, kann man sich in die Arme fallen, das war jetzt in Nizza nicht so.

Unser Teamhotel war einen Kilometer von der Ziellinie entfernt, und dorthin ist praktisch jeder Fahrer nach seinem Rennen gleich zurück, hat seine Sachen gepackt und sich fertig gemacht. Abends saßen wir noch zusammen, in einer Bar was trinken, was essen und haben den Abend zusammen verbracht. Aber das Gefühl, dass man eine Tour de France gemeinsam auf dem Fahrrad beendet, das hat gefehlt am Sonntag. Das fand ich im Vergleich zum normalen Abschluss in Paris schade.

Radsport ist Teamsport, und eine Rundfahrt mit einem Einzelzeitfahren zu beenden ist irgendwie seltsam. An Nizza lag das nicht. Die Stimmung dort war gigantisch. Die letzten Kilometer auf der Promenade des Anglais entlangzufahren vor megavielen Leuten, das war der Tour de France definitiv würdig. Das schwere Zeitfahren mit seinen zwei Bergen zuvor war ein Spektakel. Aber es war halt nicht wie eine 21. Etappe, die nach Paris führt. Eine Etappe, auf der man traditionell die Möglichkeit hat, mal eine Stunde locker zu rollen, mit anderen Rennfahrern Small Talk zu machen und sich vielleicht auch abzusprechen, wo man nach der Etappe hingehet am Abend. Das gab es nach dem Einzelzeitfahren nicht. Wir haben in der Stadt noch auf gut Glück andere Fahrer getroffen, und es war trotz allem ein schöner Abend. Aber mit dem, wie ich es in Paris gewohnt bin, war es nicht zu vergleichen.

Ich habe mal durchgerechnet, wie viele Etappen ich eigentlich bei der Tour de France schon gefahren bin, und wenn meine Rechnung korrekt ist, dann war das am Sonntag meine 199. Etappe. So kann ich das natürlich nicht stehen las-

DEGENKOLBS TOUR-TAGEBUCH

TAG 22



„Da muss ich noch mal ran“

sen. Da muss ich nächstes Jahr wohl noch mal ran. Mal schauen. Wenn ich die Tour über die Jahre vergleiche, dann ist es vom Level her immer weitergegangen. Und es wird auch immer weitergehen. Auch die Tour selbst ist noch viel größer, gigantischer geworden in dieser Zeit, die ich miterleben durfte. Was definitiv der Fall ist: Die klassischen Sprintertypen, die es früher gab, werden immer weniger. Wenn jetzt einer nicht anständig Berge hochfahren kann, reicht ein Tag, und er ist sofort aus dem Zeitlimit gefallen. Wenn die Entwicklung so weitergeht, wird man klassische Sprintertypen nicht mehr oft sehen bei der Tour. Die schnellen Leute, die dann auch bei der Tour sprinten, werden Allrounder sein. Diese Entwicklung ist schon zu sehen. Biniam Girmay, der das Grüne Trikot gewann, fährt auch gut hoch. Seine körperlichen Fähigkeiten sind beeindruckend. Er ist weit davon entfernt, „nur“ ein Sprinter zu sein. Und Pogačar? Von den Rennfahrern wird er wahrgenommen als ein echter Typ, der eine Aura ausstrahlt, die nicht viele von uns haben. Er hat den Giro dieses Jahr gewonnen, die Tour gewonnen, jeweils sechs Etappen. Allein in diesem Jahr hat er schon 21 Siege einge-

fahren. Das ist sehr beeindruckend. Wird er unschlagbar sein in den nächsten Jahren? Nein, das würde ich nicht sagen. Es kann bei uns im Radsport sehr schnell gehen, dass sich alles dreht. Dann sieht alles wieder anders aus. Das hängt an so vielen Faktoren.

Ich genieße jetzt noch ein paar Tage in der Nähe von Saint-Tropez an der Côte d'Azur. Mal sehen, wann es wieder mit dem Training losgeht. Ich werde auf jeden Fall eine Woche rausnehmen. Mein nächstes Rennen ist noch fünf Wochen hin, aber es tut mir auch gut, dass ich jetzt mal durchschnaufen kann. Die Pause darf nicht zu kurz sein, aber auch nicht zu lang. Dann geht es weiter mit einem anständigen Aufbautraining. Ich habe schon noch was vor in dieser Saison.

JOHN DEGENKOLB bestreitet in diesem Sommer seine zehnte Tour de France. Der erfahrene Oberurseler ist seit 2011 Radprofi, seine größten Erfolge waren die Siege bei den Radsport-Monumenten Paris-Roubaix und Mailand-Sanremo im Jahr 2015 sowie der Gewinn einer Tour-Etappe 2018. Der 35-jährige Familienvater fährt für das niederländische Team dsm-firmenich – PostNL.

Backstreet Boy solo

Nick Carter singt
im Club Zoom

FRANKFURT Nick Carter weiß nur zu genau, wie er sich auf der Bühne des Frankfurter Zoom im Rampenlicht inszenieren muss, um dieses wohlgenervte Kollektivkreischen bei der Besucherschar zu initiieren: ein überwiegend weibliches Auditorium mit Herrenanteil nur in homöopathischer Potenz. Bei ihm sitzt jede Geste, jede Mimik ebenso perfekt wie seine blonde Undercut-Frisur und die diversen Textilien seiner mehrmaligen Kostümwechsel.

Und was er da in salbungsvollen Worten von sich gibt, mag zwar auf den ersten Eindruck spontan wirken, dürfte aber einem Drehbuch gleich zuvor exakt ausgetüftelte Scripted Reality sein. Gelernt ist schließlich gelernt. Oder, wie es der 44 Jahre alte amerikanische Vokalist, Tänzer und Schauspieler zwischen zwei seiner Songs formuliert: „Ich sah und erlebte in meiner Zeit hier auf Erden schon so viele Dinge, damit ließen sich locker gleich mehrere Leben füllen.“ Darunter befand sich auch extrem Unschönes wie eine von physischer wie mentaler Gewalt bestimmte Kindheit und Jugend sowie der frühe Tod dreier seiner vier Geschwister. Ihn ereilten aber auch diverse Anklagen wegen allerlei Vergehen bis hin zu sexuellen Übergriffen und Vergewaltigung.

Carter, Initiator der 1993 in Orlando, Florida, mit vier weiteren männlichen Teenagern gegründeten, von 1995 an global populären Boygroup Backstreet Boys, dürfte also tatsächlich reichlich Lebenserfahrung gesammelt haben. Vor allem dürfte er zu jener Erkenntnis gelangt sein, die ein verkürztes Zitat des griechischen Philosophen Aristoteles in der Popkultur widerspiegelt: „Das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile.“ Was



Unterwegs: Nick Carter in Hamburg

exakt auf die Backstreet Boys zutrifft. Sind doch sämtliche Versuche Carters, auch solistisch im großen Stil Fuß zu fassen, mit gerade mal moderatem Erfolg beschieden gewesen, sei es nun als Musiker, als Schauspieler oder was er sonst noch in Angriff genommen hat. Seinen vier Kollegen erging es nicht viel anders.

Unter dem mild ironischen Motto „Who I Am World Tour 2024“ leistet sich Carter nun eine Gastspielreise durch die deutsche Clublandschaft. Im Schlepptau befinden sich ein Schlagzeuger sowie ein Multiinstrumentalist an Keyboards und E-Gitarre. Der Rest der musikalischen Beschallung stammt aus der digitalen Konserve. Eine effiziente Minimalbesetzung. Auf seine Kosten kommt das Publikum dennoch. Exakt zwei Dutzend Songs hakt Carter da mit seiner sauberen Musicalstimme ab.

Da finden sich mit „Superman“, „Help Me“, „I Got You“ und „Get Over Me“ einige wenige Auszüge aus seinen Soloalben. Mit viel Passion serviert er diverse Coverversionen, die er als Prä-Teenager schon favorisierte, darunter Corey Harts „Sunglasses at Night“, Simple Minds' „Don't You Forget About Me“, Bon Jovis „Wanted Dead Or Alive“ und Tears For Fears' „Everybody Wants To Rule The World“.

Den Löwenanteil stellen indes diverse Gassenhauer der Backstreet Boys. Was den Damen jeweils Lustschreie der Verückung entlockt. Da lässt es sich mit strammen Herzscherz-Ohrwürmern wie „Shape Of My Heart“, „Quit Playing Games (With My Heart)“ und „Show Me The Meaning Of Being Lonely“ wunderbar in der Vergangenheit schwebeln. Etwas befremdlich wirkt das Intermezzo des Gitarristen, der leidlich „Wonderwall“ von Oasis interpretiert, während Carter einmal mehr aus dem Rampenlicht entschwindet, um sich neu einzukleiden. Auf Nummer sicher geht auch das Finale: „As Long As You Love Me“, „I Want It That Way“ und „Everybody (Backstreet's Back)“ stammen ebenfalls allesamt aus dem Songkatalog der Backstreet Boys. MICHAEL KÖHLER



Karneval im Kurpark: der Pianist Lang Lang und Gina Alice mit dem Schleswig-Holstein Festival Orchestra beim Rheingau Musik Festival

Foto Samira Schulz

Lang Lang und seine Frau Gina Alice in Wiesbaden

In der „großen zoologischen Fantasie“, die der französische Komponist Camille Saint-Saëns in nur wenigen Tagen des Jahres 1886 als Gelegenheitswerk in die Welt setzte und die bald zu seinem populärsten Werk werden sollte, ist einer der 14 kleinen Sätze den Pianisten gewidmet. Und so marschieren sie im „Karneval der Tiere“ also zwischen Hühnern, Fischen und Elefanten auf, um im Duo, jeder für sich und haarscharf aneinander vorbei, ihre stupiden Etüden abzuarbeiten. Die Lockerheit, der Witz, vielleicht auch die Selbstironie, mit der Lang Lang das auf der Bühne im Wiesbadener Kurpark auspielte und sogar ein paar Noten aus Edward Griegs Klavierkonzert a-Moll op. 16 einflocht, blieben ihm vorbehalten. Am zweiten Flügel hatte Duopartnerin und

Gattin Gina Alice Platz genommen, die 1994 in Wiesbaden geboren wurde und vor fünf Jahren den aus China stammenden Star-Pianisten heiratete. Was keineswegs nur die Feuilletons notierten. Im ausverkauften Open-Air-Konzert des Rheingau Musik Festivals hatte Lang Lang schon im ersten Konzertteil Saint-Saëns gespielt, das zweite (g-Moll op. 22) von dessen weniger bekannten fünf Klavierkonzerten, über das der polnische Pianist Sigismond Stojowski einmal gesagt hatte, es beginne wie Bach und ende wie Offenbach. Dass es vor allem nach Franz Liszt klingt, wurde unter der sezierenden, den Klavierklang im Bass bedrohlich aufdringenden akustischen Verstärkung des technisch makellosen Spiels deutlich, das nur in der begleitenden

Gestik Lang Langs gekünstelt wirkte. Im Freien, wenn auch unter der Konzertmuschel des Kurparks, rückte das Schleswig-Holstein Festival Orchestra unter der Leitung des rumänischen Dirigenten Ion Marin besonders im langsamen Eröffnungssatz in den Hintergrund. Das brachte den pianistischen Star des Abends umso besser zur Wirkung. Er nutzte es für maßvolle, nicht überfeinerte Anschlagsnuancen und Tempoverschiebungen. Als karnevalistische Klammer dienten zwei Konzertouvertüren, die das Schleswig-Holstein Festival Orchestra mit seinen höchstens 26 Jahre alten Instrumentalisten, dem Dirigat Ion Marins entsprechend, schmissig ausspielte, Dvořáks „Karneval“ op. 92 zum Auftakt des ersten und den „Römischen Karne-

val“ op. 9 von Hector Berlioz zum Beginn des zweiten Programmtells. Den „Karneval der Tiere“ schließlich machte „Tatort“-Schauspieler Axel Milberg zur Reverenz an Peter Ustinov, dessen starker, vor allem aufs Menschliche im Tierreich blickender Text bis hin zum grollenden Löwengebrüll so knorrig über die Rampe kam, wie es einst für den polyglotten Schauspieler typisch war. Die vor allem Einzelstimmen beleuchtende Verstärkung passte zu der kammerorchestral besetzten „zoologischen Fantasie“ am besten, und zur zweiten Zugabe nahmen Gina Alice und Lang Lang an einem Flügel Platz: Vierhändig, also so, wie Brahms ihn im Original komponiert hatte, erklang dessen fünfter Ungarischer Tanz. zib.

Die Bilderflut trainierter Körper

FRANKFURT Die Künstlerin Sonja Yakovleva beschäftigt sich zurzeit mit „Gym-Selfies“ aus dem Internet. Ihre Scherenschnitte sind jetzt im Kunstverein zu sehen.

Von Eugen El

Wer Sonja Yakovlevas Kunst ergünden möchte, muss zuallererst die Position wechseln. Noch bis 4. August ist im Frankfurter Kunstverein „Instarexie“, ihre bisher wohl aufwendigste Arbeit, zu sehen, und am besten lässt sich dieses Werk im Liegen betrachten. Die aus 240 eigens angefertigten, quadratischen Papierschnitten zusammengesetzte und in die Lichtdecke integrierte Installation ist Teil der Doppelausstellung „Wer hat die Macht? Körper im Streik“ von Sonja Yakovleva und Gintarė Sokelytė.

An diesem Sommerabend schimmert der abgedunkelte Ausstellungsraum im Steinernen Haus in Lila-, Orange, Gelb-, Rot- und Grüntönen, die sich mehrfach überlappen und eine geradezu sakrale Lichtstimmung entstehen lassen. „Es ist jedes Mal überwältigend“, sagt Yakovleva. Sie hat sich auf ein für die Besucher bereitgestelltes, rollendes Minimöbel gelegt und erkundet das eigene, auf einen Blick kaum zu erfassende Deckenbild. Sie entdeckte noch immer Neues, staunt die Frankfurter Künstlerin.

Zu entdecken sind unzählige Bilder von Frauen und Männern, die ihre Körper im Fitnessstudio stählen und zugleich inszenieren. Sie sind in der für Yakovleva charakteristischen Scherenschnitttechnik ausgeführt. Der Betrachter erblickt allerorten Laufbänder, Handeln und Proteinshakebehälter. Dazu noch definierte Brustmuskeln und Gesäße, Bizepse und Waschbrettbäuche beider Geschlechter. Choreographien eng an eng in verspiegelten Sälen schwitzender Körper sowie durch „Gym-Selfies“ ihren Trainingserfolg dokumentierende Sportler vervollständigen Yakovlevas Bildkosmos.

Einen Hinweis auf die Herkunft der Bildmotive liefert der Titel ihrer Deckeninstallation: „Instarexie“ stellt einen Zusammenhang zwischen auf Instagram veröffentlichten Selfieaufnahmen trainierter Körper und Essstörungen her. „Ich konsumiere diese ganzen Bilder und kotze sie in so eine Art Kunst aus“, erläutert Yakovleva in ihrem gewohnt saloppen Duktus. Dass die auf Instagram vorgefundenen Fotos zumeist ebenso quadratisch sind wie Lichtdeckenkacheln im Kunstverein, kam der Künstlerin bei der Umsetzung ihrer Installation entgegen. Zusätzliche Unterstützung holte sie sich bei KI-Bildgeneratoren, die mitunter verquere Ergebnisse lieferten.



Gestählte Körper: Von Männern und Frauen, die ihre Trainingserfolge dokumentieren, erzählt Sonja Yakovleva, die hier mit ihren Scherenschnitten im Frankfurter Kunstverein zu sehen ist. Fotos Felix Kaspar Rosic



Wie aber steht Sonja Yakovleva zur unaufhörlichen Körperbilderflut? „Crazy“ nennt sie den allenthalben herrschenden Zwang zum Gym-Selfie. Andererseits betont Yakovleva, sie empfinde keine gravierende Abneigung gegen die von ihr monumental ins Bild gesetzte Workout-Welt: „Ich will das nicht haben.“ Und das ist kein Widerspruch: Denn bei aller Distanz erlebt Sonja Yakovleva diese Welt auch als aktive Teilnehmerin.

So geht sie regelmäßig zum Boxtraining und widmete 2022 ihrem Fitnessstudio eine liebevolle künstlerische Hommage: In dessen Räumen im Frankfurter Nordend präsentierte Yakovleva

figurative Zeichnungen und Papierschnitte, die das Boxing-Gym als einen egalitären Ort der Selbstermächtigung marginalisierter Menschen entwerfen. Erst kürzlich lud Sonja Yakovleva in Zusammenarbeit mit dem Offenbacher Künstlerkollektiv „YRD.Works“ zum „Technoboxing“ – einer von Technoklängen unterlegten, zwischen Boxtraining, Gruppen-Workout und Disco changierenden Veranstaltung unter freiem Himmel.

„Es war richtig gut!“, freut sich Yakovleva wenige Tage später. Inzwischen hat sie die Liegeposition verlassen und steht vor einer weiteren raumfüllenden, eigens für die Ausstellung „Wer hat die Macht? Kör-

per im Streik“ geschaffenen Arbeit. „State of Strike“ heißt das mehr als zehn Meter breite Panorama einer bisweilen an Frankfurt erinnernden, von einem umfassenden Streik und den dazugehörigen Kundgebungen lahmgelegten Großstadt.

Auch dieses – auf schwarzem Karton gezeichnete und stellenweise ausgeschnittene – Wimmelbild ist auf Anhieb schwer zu erfassen. Eine Fleischfabrik und eine Müllverbrennungsanlage, deren Schornsteine die Stadt mit dichtem Rauch überziehen, dominieren den linken Bildabschnitt. Streikende Bauarbeiter und Sexarbeiterinnen ziehen ebenso protestierend durch die Straßen wie die für Klimaschutz demonstrierenden



Listen

Von Katharina Deschka

Eigentlich sollte es ein Anlass zur Freude sein: Der Urlaub ist greifbar nahe, die zwei Wochen am Meer stehen bevor. Der langersehnte Moment, in dem wir nach mehrstündiger Fahrt mit dem Auto über die Brücke zur Insel hinüberfahren. Den Alltag und das Festland hinter uns lassen. Zum ersten Mal in diesem Jahr das Meer sehen, das weit unter uns verheißungsvoll glitzert. Ein paar Segelschiffe auf dem Wasser. Sofort setzt das Gefühl von Freiheit und Weite ein.

Davor jedoch haben die Götter das Packen gelegt. Denn alles, was die Familie in den kommenden Wochen benötigen wird, muss die Reise mit uns antreten. Und obwohl wir in diesem Jahr Bescheidenheit geschworen haben, werden es natürlich doch wieder nicht weniger Dinge sein. Nur andere, das ja, denn es ändern sich Notwendigkeiten und Gewohnheiten und mit ihnen die Gegenstände, auf die wir glauben, nicht verzichten zu können.

Schon Tage und Wochen, bevor es losgeht, legt man innerlich Listen an. Was muss noch erledigt werden? Was kommt mit? Am Ende stapeln sich Sonnenhüte, Regenschirme, Spiele, Strandmuschel und Schwimmwesten für den Fall, dass einer aus dem Segelboot fällt. Nein, es ist kein Umzug, nur der Aufbruch in die Sommerferien. Aber zu ihm gehören nun einmal die gefürchteten Zettel, mit deren Hilfe man Wochen vor der Reise überlegt, welche Kleider rechtzeitig gewaschen sein und welche Badehosen noch gekauft werden müssen. Und die einen doch nicht davor bewahren, am Tag vor der Abfahrt hektisch durch alle Zimmer zu laufen auf der Suche nach Taschenlampen, Reiseführern, Museumstickets. Unsere ellenlange Liste, die auf dem Küchentisch liegt, ist irgendwann in der Nacht in allen Punkten abgehakt. Sie sieht so zerknitten aus wie ihre Verfasserin. Sodass sich der Urlaub wenigstens lohnt.

WER HAT DIE MACHT? KÖRPER IM STREIK,

bis 4. August, Frankfurter Kunstverein, Steinernes Haus am Römerberg.
SONJA YAKOVLEVA AMAZING 11 AND OTHER STORIES, 13. September bis 10. November, Museum Bensheim, Marktplatz 13.